Genn. 1872

Gauc

German. 287 (2

F. Mathai del. J. Blaschke sc.

Am Arm der Tugend geht der Mensch
der Glückseligkeit entgegen.

Vermischte Aufsätze

welche

einzeln oder in Zeitschriften

erschienen sind.

Neu herausgegeben und verbessert

von

Christian Garve.

KÖNIGL. BIBLIOTHEK BRESLAU

Zweyter Theil.

Breßlau 1801.

[Wilhelm Gottlieb Korn]

Vorbericht.

Die Aufsätze, welche wir dem Publicum in diesem Bande gesammelt vorlegen, waren vorher einzeln, die meisten in den Schlesischen Provinzial-Blättern, einer in der Berliner Monaths-Schrift und zwey in Beckers Erhohlungen erschienen. Wir geben den fünften nach einer Handschrift des Verfassers verbessert wieder, und außer den schon gedruckten noch verschiedene ungedruckte. Da diese letztern ebenfalls bestimmt waren, nach und nach in Zeitschriften ihre Stelle zu finden, so haben wir durch ihre unmittelbare Be-

kanntmachung zwar gegen den Titel des Buches, den wir, aus Gründen, die jeder von selbst erräth, zu ändern Bedenken trugen, aber weder gegen die Absicht des Verfassers, noch, wie wir hoffen, gegen die Wünsche und Vortheile seiner Freunde und Leser verstoßen.

Breßlau, den 8. Octob. 1800.

Die Herausgeber
Manso und Schneider.

Die Tugend

macht den Menschen glücklich.

Es scheint mir zur leichtern Befolgung der moralischen Vorschriften sehr nützlich, wenn man sie simplificirt, so weit es ohne Aufopferung der Wahrheit, oder Verstümmelung der Begriffe geschehen kann. Mir leuchtete, bey einer neulichen Selbstbetrachtung, folgende Darstellung dieser Vorschriften auf eine so angenehme Weise ein, daß ich geneigt wurde, sie auch andern mitzutheilen.

Alles, was Tugend heißt, und was, wenn es sich in Handlungen äußert, Pflicht genannt wird, läßt sich unter die zwey Gesichtspuncte bringen: des moralisch besten passiven und des moralisch besten thätigen Zustandes. Aus diesen beyden Sachen, Thun und Leiden ist unser Leben, unser ganzes Wesen, unser Seyn, in so fern wir es gewahr werden, — und nur in so fern kömmt es für uns in Betrachtung, — zusammengesetzt. Wir werden afficirt, und wir handeln. Veränderungen werden in uns hervorgebracht, die

wir empfinden; oder wir bringen Veränderungen hervor und sind uns unsrer Thätigkeit bewußt. Daraus entstehen zwey Hauptarten der Tugend: eine leidende, und eine thätige. Zufriedenheit mit unsern Schicksalen scheint mir die erste, — Wohlwollen und Guthätigkeit die zweyte zu seyn. Aus beyden Eigenschaften in ihrem größten Umfange und zusammengenommen, scheinen mir die menschlichen Tugenden, als aus ihrer ersten Quelle, herzufließen. In Ertragung des Bösen und in Beförderung des Guten scheinen mir alle menschlichen Pflichten als in den letzten Endpuncten zusammen zu laufen. Wenn ich mich einer schon etwas veralteten und, in mancher Absicht, unschicklichen Eintheilung der Pflichten bedienen dürfte: so würde ich sagen, daß das Erstere den Inbegriff unsrer Pflichten gegen Gott, das Andere den Inbegriff unsrer Pflichten gegen die Menschen bezeichne.

In Absicht Gottes können wir eigentlich keine Pflichten ausüben, weil wir nicht auf ihn wirken können. Alles, was von uns gefordert werden kann, ist eine Gesinnung, ein Betragen, wie sie den besten, reinsten Begriffen von Gott gemäß sind. Aber diese Begriffe sagen, daß alle Eigenheiten unsrer Natur, oder unsrer Umstände, und alle Veränderungen, die in beyden vorgehen, ihren letzten Ursprung in Gott haben; und daß alles, was er macht und zuläßt, im Ganzen das möglich beste ist. Beruhigung des Gemüths also bey dem Unan-

genehmen, das wir fühlen und doch nicht wegschaffen können, ist die größte, oder ist vielmehr die einzige Verehrung, die wir Gott darzubringen vermögen, indem wir dadurch unsre Uiberzeugung von seiner Güte und Weisheit erklären.

Und was bleibt uns auch in diesem großen Bezirke der Dinge, welche, von uns ganz unabhängig, durch angebohrne Beschaffenheiten unserer körperlichen und geistigen Natur, oder durch die Verhältnisse und Veränderungen des Weltlaufs bestimmt werden, — was bleibt in diesem Bezirke für uns zu thun übrig? Vorausgesetzt, daß wir wirklich nichts dabey ändern können, so ist nur ein Geschäft uns übrig gelassen — dieß, unsre Natur so viel, als möglich ist, dabey aufrecht zu erhalten; das Thätige von dem Leidenden so wenig, als möglich, unterdrücken zu lassen; unsre Freyheit gegen das, was diese Freyheit einschränkt, nach Vermögen zu vertheidigen. Und wodurch ist dieß anders zu erreichen, als durch Gelassenheit, Geduld, stillen Geist, Gemüthsruhe, oder wie man das nennen will, was die vorzüglichern, edlern Menschen, im unthätigen Zustande und vornehmlich im Leiden, unterscheidet?

Auf der andern Seite bezieht sich alles moralische Gute im Handeln auf Wohlwollen. Lieben, die Glückseligkeit aller empfindenden Wesen, nach Maßgabe ihrer Verbindung mit uns, gerne sehen, begehren und befördern, das ist der Grund, oder

die Summe aller rechtmäßigen, guten und heroischen Handlungen.

Viele Pflichten entstehn aus einer Mischung und Vereinigung beyder Tugenden. Es muß dabey ertragen, und es muß gehandelt: — dem Eindrucke des Uibels auf unser Gemüth muß gesteuert, und Gutes muß zugleich bewirkt werden. Ja diejenigen Handlungen, welche uns das wahre Gepräge ächter Tugend zeigen sollen, müssen die leidende und thätige Güte in sich vereinigen. Wir verlangen Aufopferungen zu sehn, wo wir große Tugenden bewundern sollen. Eine jede Aufopferung aber setzt eine gelassene mit Gemüthsruhe verbundne Ertragung eines Schmerzens voraus. Wenn in der Gefahr den Helden diese Gleichmüthigkeit, diese Zufriedenheit verließe: so würde er durch den Aufruhr verdrießlicher, oder ängstlicher Gefühle seiner Besonnenheit beraubt, und an der Ausführung seines gemeinnützigen Werks verhindert werden.

Eben so ist die Tugend der Mäßigung zusammengesetzt. Die Begierde, wenn sie zum Genusse gelangt, will im Genusse immer weiter gehn. Die Mäßigung hört bey dem, von dem Verstande angegebnen, Puncte der Befriedigung auf, — auch wenn die Begierde noch fortdauert, und daher bey Endigung des Vergnügens, eine verdrießliche Leere zu erwarten steht. Je gelassener der Mensch das Un-

angenehme erträgt: desto leichter wird er sich in der Verfolgung des Vergnügens mäßigen.

Alles, was in Krankheiten, oder in solchen Unglücksfällen, welche wie Krankheiten auf das Gemüth wirken, als Pflicht werden kann, ist Geduld. Alles, wodurch eine höhere Vortrefflichkeit des Geistes dabey sich offenbaret, ist Heiterkeit die nur ein größrer Grad von Geduld ist.

Die Pflicht des Fleißes bey der Arbeit ist nichts anders, als eine Verbindung der Geduld mit der Wohlthätigkeit: — der Standhaftigkeit womit man eine verdrießliche Empfindung, — die Ermüdung, — erträgt, und der Treue, womit man seine Kräfte zu nützlichen Absichten anwendet.

Großmuth, Vergebung der Beleidigungen, die gefahrvolle Vertheidigung des Vaterlandes, alle diese schweren und heroischen Tugenden werden nur deßwegen höher, als andre, geschätzt, weil sich in ihnen jene beyden Hauptzüge, oder jene Bestandtheile der Tugend zugleich, und auf eine deutlichere Weise, zeigen. Der, welcher einem Feinde Gutes erweist, muß ein ihm angethanes Uibel mit Gelassenheit ertragen und zugleich eine Handlung des Wohlwollens thun. Wer für Andere seine Ruhe, seine Gesundheit und sein Leben wagt, muß zugleich seine Liebe gegen das Gute, welches er befördern will, zu entflammen, und seinen Abscheu gegen das Uibel, dem er sich aussetzt, zu mäßigen wissen.

Und wenn dieß sich so verhält; wenn Zufriedenheit und Wohlwollen, die beyden Grundsäulen tugendhafter Gesinnungen und die Quellen tugendhafter Motive ausmachen: so ist auch ohne weitläuftige Beweise klar, daß Tugend den Menschen und warum sie ihn glücklich mache. Heiterkeit und Liebe sind eben so gut für die beyden Hauptarten des glücklichen Zustandes, als für die der pflichtmäßigen Gesinnungen anzusehen.

Alles Vergnügen ist ebenfalls thätig oder leidend. Das thätige Vergnügen ist die Liebe: das leidende hat keinen andern Nahmen, als den Nahmen des Vergnügens selbst; aber es ist, in Absicht der Gemüthsstimmung, von Zufriedenheit nur dem Grade nach unterschieden.

Man kann sein Leben nicht anders genießen, als entweder durch angenehme Empfindungen, oder durch angenehme Beschäftigungen. — Jene hängen zum Theil von der Natur der Objekte, die auf uns wirken, von unsern Sinnen, von unsrer angebohrnen Stimmung ab. Dieser Theil unsers Zustandes ist also nicht in unsrer Gewalt: er muß erwartet, er muß genossen, oder er muß ertragen werden. Die Geduld aber, die Zufriedenheit, die eine Folge des Nachdenkens ist, das Aufsehen auf Gott und die Vorsehung, alles dieses, was ich die leidende Tugend genannt habe, arbeitet darauf hin, den Zustand des Gemüthes, mit Vorsatz, den unwillkürlichen Zustande des Vergnügens, oder der Lust

(so weit dieß geschehen kann,) näher zu bringen. Der geduldige Kranke hat nicht die Empfindungen des Gesunden: aber er arbeitet daran, seinen Gemüthszustand dem eines Gesunden etwas ähnlicher zu machen. Der gelassene, edle Arme wird nicht die Bequemlichkeiten des Wohlhabenden genießen: aber er wird sich bemühen, in seinem Innern etwas von der Ruhe und Zufriedenheit zu bewirken, welche der einzige Vortheil eines mit Glücksgütern gesegneten Lebens ist.

Die Geduld also arbeitet auf die Glückseligkeit los, obgleich unfähig, sie ganz zu erreichen, wenn nicht der ungünstige Einfluß äußerer Ursachen aufhört. Aber Liebe und Wohlwollen thut noch mehr: sie sind unmittelbarer Genuß; sie sind Freude mit Thätigkeit verbunden.

Vergnügen an leblosen Dingen bleibt bloße Empfindung; und heißt deßwegen, wenn es ohne Maß und Ziel genossen wird, oder nützliche Thätigkeit hindert, Wollust. Vergnügen an Menschen, welches Liebe heißt, geht immer in Handlungen über, und ist ohne solche nicht zu genießen. Entweder sind dieß Handlungen des denkenden Verstandes, wie beym Umgange, im Gespräch, bey der Mittheilung der Gedanken: oder es sind Handlungen des Herzens, wie bey erwiesenen Wohlthaten oder bey geleisteten Diensten. In allen Aeußerungen der Liebe ist die Befriedigung, welche jedes Wesen erfährt, das seiner Natur gemäß wirk-

sam ist, mit dem angenehmen Eindrucke verbunden, den ein reitzender Gegenstand auf unsre Empfindung macht.

Der Rachgierige, der Neidische, der Schadenfrohe, der Bösewicht, hassen: also leiden sie. Es sind Menschen vorhanden, die den äußersten Verdruß in ihnen erregen: sie sind also nicht glücklich.

Der Faule, der für andre Menschen nichts thut, und der Geizige, welcher nichts für sie aufwendet, lieben nicht und hassen nicht. Sie sind also leer von Vergnügungen: sie sind gewiß weniger glücklich, als wenn sie liebten, und ihr Geld oder ihre Kräfte anwendeten, das Geliebte glücklich zu machen.

Man setze die Sanftmuth dem Zorne, die Ergebung in den Willen der Vorsehung der murrenden, oder verzweifelnden Ungeduld, die Güte der Bosheit gegenüber: und man wird finden, daß selbst der Nahme der erstern Eigenschaften schon etwas Angenehmes, der Nahme der andern etwas Verdrießliches und Unglückweissagendes in sich schließt. Bey der Beobachtung der Gemüthszustände selbst, wird man noch deutlicher entdecken, daß, von den moralisch schlechtern, Unlust ein Bestandtheil sey; daß hingegen Stimmung zum Frohseyn, oder vermindertes Mißvergnügen bey den bessern vorausgesetzt werde.

Die Beleidigung, welche zur Rache entflammt, muß den Zornigen nothwendig zuvor bitter gekränkt,

die, welche großmüthig vergeben wird, kann das Gemüth des Versöhnlichen nur wenig beunruhigt haben.

In der geduldigen Ertragung trauriger Schicksale liegt immer zugleich ein Trost und eine Quelle der Freude verborgen, oder wird dabey vorausgesetzt. Entsteht die Geduld, wie sie dann am leichtesten entstehen und am sichersten aufrecht erhalten werden kann, durch die Unterwerfung unter die Fügungen eines göttlichen Regenten der Welt: so ist nothwendig damit die Hoffnung einer glücklichen Zukunft verbunden, die uns durch das Daseyn eben des Gottes, welchem wir unsre Ungeduld aufopfern, zugesichert wird. Ist aber diese Gelassenheit auch nur die Folge eines muthvollen Entschlusses, — der aufgebothenen Seelenkraft, welche dem Uibel widersteht, — selbst des Ehrgeitzes, der keinen unanständigen Kleinmuth in den Zeiten des Leidens will an sich blicken lassen: so gibt dieß zwar unmittelbar keinen Grund des Trostes, eröffnet keine neue Quelle angenehmer Ideen, aber es vermindert doch den Eindruck und die Gewalt des Uibels; es wehrt der traurigen Schwärmerey einer melancholisch gewordnen Einbildungskraft, — einer Gemüthskrankheit, welche oft schlimmer ist, als das Unglück, wodurch sie erzeugt wurde.

Was bey großen Verbrechen augenscheinlich sichtbar ist, findet sich bey den meisten unmoralischen Handlungen, nach den Graden ihrer Schwärze

und Abscheulichkeit. Es herrscht in dem Augenblicke, da man sie begeht, eine der Leidenschaften in der Seele, die aus dem Verdrusse herstammen, und Abarten der allgemeinen Leidenschaft sinnlicher Unlust sind.

Kann in dem Gemüthe des Mörders, in dem Momente, da er sich zum Morde entschließt oder ihn vollzieht, eine Stimmung zur Fröhlichkeit vorhanden seyn? Muß man nicht glauben, daß sein Geist eben so finster und melancholisch ist, als seine Mienen schrecklich und wild aussehen? Ist auf der andern Seite je eine wohlthätige, edle, gerechte Handlung ausgeübt worden, ohne daß schon ein stilles Lächeln, auf dem Gesichte des tugendhaften Mannes, das Vergnügen oder die Zufriedenheit, die sein Inneres in diesem Zeitpuncte belebten, ausgedrückt hätte? Und wie könnten auch in Augenblicken, wo man nur Gutes im Gedanken hat, Gutes an andern Menschen empfindet, (ohne welches es nicht möglich wäre ihnen wohlzuwollen,) Gutes in seiner eignen Handlung gewahr wird und in deren Folgen vorausfieht, Gutes will und hervorbringt, — wie könnten andere als angenehme Empfindungen der Seele beywohnen?

Wenn es uns also gelänge, daß über die unwillkürlichen Eindrücke von außen und innen, durch welche unser Zustand schmerzhaft, die Gegenstände uns verdrießlich, die Menschen verhaßt, und wodurch wir also nach und nach boshaft werden,

die

die Selbstthätigkeit unsrer Vernunft, welche Zufriedenheit mit der leblosen und Liebe gegen die lebendige Natur vorsätzlich zu bewirken sucht, die Oberhand gewänne: müßte nicht eben diese Bemühung, durch welche wir nach Aller Geständniß die Tugend in uns befördern, zugleich uns der Glückseligkeit näher bringen.

Ich sehe wohl ein, daß die obige Eintheilung der Tugenden, auf welche sich die folgenden Betrachtungen gründen, nicht zur Grundlage einer systematischen Abhandlung der Tugenden dienen könne. Sie ist einer von den vielen Gesichtspuncten, unter welchen sich die Moral, bey der Beobachtung einzelner Menschen und besondrer Fälle, zeigt. Es ist dessen ungeachtet nicht unnütz, auch diese eingeschränkten Gesichtspuncte zu sammeln: theils, weil ihre vollständige Aufzählung, wofern sie möglich ist, dereinst richtiger über den einzigen Standort wird urtheilen lassen, von wo aus wir alle unsre Pflichten und nach ihrem ganzen Zusammenhange übersehen können, — theils, weil auch jeder einzelne und eingeschränkte Gesichtspunct immer für diejenigen Menschen besonders lehrreich ist, mit deren Natur und Lage er insbesondre harmonirt.

Für mich zum Beyspiele hat der Gedanke sowohl eine beruhigende Evidenz, als eine mich er-

munternde Kraft, daß meine Pflichten sich in zwey große Vorschriften vereinigen, — mich von dem Uibel, das mich drückt, nicht niederbeugen zu lassen, und an der Beförderung des Guten, sey es mit noch so eingeschränkten Kräften, unermüdet zu arbeiten.

Einige Betrachtungen,

veranlaßt durch das Dekret der Nationalver-
sammlung in Frankreich über die Güter
der Geistlichkeit.

Bey den Berathschlagungen der Französischen Nationalversammlung, welche sich endlich mit Festsetzung des Artikels geendigt haben: „Daß die Nation die Güter der Geistlichkeit in ihre Hände nehmen, und dieser dagegen bestimmte Gehalte an Gelde aus den allgemeinen Staatseinkünften anweisen will;“ liegt die allgemeine Frage zum Grunde: Ist es besser, daß der Staat die, welche ihm dienen, durch liegende Gründe und ein an jedes Eigenthum, oder daß er sie durch fixe Einkünfte und bestimmte Goldsummen besoldet?

Jene erste Methode, Aemter zu besolden, ist in den Europäischen, von Teutschen Völkerschaften gestifteten, Reichen die älteste gewesen: und sie ist die einzige mögliche in Staaten und Zeitperioden, wo des Goldes und Silbers noch wenig, der Umlauf geringe ist, und wo liegende Gründe und deren Erzeugnisse das ganze Nationalvermögen ausmachen.

So ist demnach in jenen Reichen nicht nur der Aufwand beym Gottesdienste und der Unterhalt der Klerisey durch dazu gewidmete Ländereyen bestritten worden; sondern auch die Civilämter, ja selbst die Militärdienste wurden auf gleiche Weise besoldet. Der Staat räumte den Personen, welche jene Aemter verwalteten, oder diese Dienste leisteten, Landgüter ein, deren Bewirthschaftung mit allen dazu nöthigen herrschaftlichen Rechten ihnen so lange zustand, und deren Einkünfte ihnen so lange zugehörten, als die Pflichten des Amtes oder des Dienstes von ihnen erfüllt wurden. Der Graf war ein Richter und eine Mittelsperson in einem kleinen Distrikte; der Herzog in einem größern. Beyde bekamen für die ihnen aufgetragenen Geschäfte den Nießbrauch der Lehngüter, die in der Folge das Erbtheil und das Gebieth ihrer Nachkommen wurden. Alle Militärlehne waren nach ihrem Ursprunge bestimmt, den Sold für einen Soldaten, oder die Kostenentschädigung und die Belohnung für den Heerführer eines kleinen Haufens auszumachen. Der Eine machte sich für den ihm auf Lebenslang angewiesenen Unterhalt anheischig, sobald er aufgerufen würde, zum Marsche gegen die Feinde auf seine eignen Kosten bereit zu seyn. Der Andre versprach, für die ihm zugestandnen größern Einkünfte, auch nach dem Verhältnisse derselben, mehrere Kriegsleute ins Feld zu führen.

Bey den Staatsämtern und Militärdiensten hat sich diese Einrichtung geändert. Jedermann weiß, daß aus jenen mit ansehnlichen Gütern besoldeten Staatsbeamten, den Herzogen und Grafen, in Teutschland sowohl, als in den meisten aus den Trümmern des Römischen Reichs entstandnen Monarchieen, Besitzer und Landesherren der nähmlichen Länder geworden sind, die sie im Nahmen des obersten Landesherrn zu regieren bestimmt waren. Man weiß, daß die mit militärischen Diensten belasteten Lehne nach und nach in ein gewöhnliches Eigenthum verwandelt wurden. — Nur bey der Geistlichkeit ist in den katholischen Staaten jene alte Methode beybehalten worden, öffentliche Dienste dadurch zu besolden, daß denen, welche sie leisten, liegende Gründe auf Lebenslang zur Verwaltung und zum Nießbrauch übertragen werden. Auch die Englische Kirche hat, nebst der Hierarchie der Römischen und mehrern ihrer Gebräuche, diese Einrichtung, an geistliche Würden Land- und Güterbesitzungen zu knüpfen, beybehalten. In der Protestantischen sind die Widmuthen, von welchen ein großer Theil der Landpfarrer seinen vornehmsten Unterhalt zieht, Uiberreste einer ähnlichen Verfassung.

Die Französische Nationalversammlung hat bekannter Maßen dekretirt: daß jene Einrichtung in Frankreich abgeschafft seyn soll, hat die Nation für Eigenthümerinn der Güter der Geistlichkeit erklärt,

und diese zur Wiederherstellung der Finanzen anzuwenden beschlossen; hat aber zugleich der Geistlichkeit Besoldungen aus dem öffentlichen Schatze zu bestimmen und zu sichern sich vorbehalten. Mehrere Mitglieder der Versammlung, der Abt Sieyes insbesondre, haben diese Operation mit Gründen der Gerechtigkeit und des Vortheils bestritten. Es gibt aber, wie mich dünkt, noch einige allgemeine Gesichtspuncte, unter welche die Frage nicht gestellt worden ist, und unter welchen die Untersuchung derselben sowohl vollständiger als interessanter für Alle wird.

Die Besoldung öffentlicher Dienste durch Darreichung liegender Gründe, aus deren eigner Verwaltung die Besoldeten ihre Einkünfte ziehen, scheint mir nur unter folgenden zwey Beziehungen nützlich zu seyn:

Erstlich wird auf diese Weise eine gleichförmige Besoldung gleicher Dienste auf alle künftigen Zeiten weit vollkommener gesichert, als bey irgend einer andern Art der Besoldung geschehen kann. Aus einer gewissen bestimmten Portion von Grund und Boden lassen sich zu jeder Zeit Früchte ziehen, die mit den Früchten aller Ländereyen des ganzen Landes immer in gleichem Verhältnisse stehn. Und derjenige Beamte also, oder die Folge von Beamten, welchen jene Portion für ihre Dienste zugeeignet ist, bekömmt von dem jedesmahligen Reichthume des ganzen Staats immer einen gleich gro-

ßen Theil, und wird also gleich gut besoldet. Alles, was die verbesserte Oekonomie, die vermehrte Volksmenge, der erweiterte Absatz der Produkte, dem Reichthume der Nation zusetzen, erstreckt sich auf den Wohlstand dieser besoldeten Diener. Die Hülfsquellen wachsen mit den sich vermehrenden Bedürfnissen. Wenigstens bleiben die Nachfolger im Amte, in Absicht ihrer Einkünfte, der Bequemlichkeiten, die sie sich verschaffen können, und also auch in Absicht derjenigen Achtung, welche vom Anständigen in der äußern Lebensart und Haushaltung abhängt, immer mit den Höhern, den Niedrigern, und mit ihres Gleichen in dem nähmlichen Verhältnisse, in welchem ihre Vorfahren standen.

Man setze an die Stelle liegender Gründe, welche Art von Einkünften man wolle: so wird mit der Zeit die dem Amte zugestandene Besoldung größer oder kleiner werden; und die Absicht des ersten Austheilers, wofern er der Wichtigkeit oder Schwierigkeit der Dienste die Größe der Belohnungen angemessen hat, wird in der Folge vereitelt. Besonders sind auf Geld fixirte Salarien einer stufenweisen Verminderung ihres wahren Gehalts unterworfen; so wie die Verschlechterung der Münzsorten, die Vermehrung der Quantität des umlaufenden Goldes und Silbers, und die erhöhten Preise der Produkte, dieselbe Summe gleichbenannter Geldstücke zum Aequivalent einer immer kleinern und kleinern Anzahl nützlicher Dinge herabwürdi-

gen. — Wenn auch von Zeit zu Zeit die Gerechtigkeit des Staats für diesen Verlust, den seine Besoldeten ohne ihre Schuld leiden, einen Ersatz nothwendig findet, und deßhalb eine Vermehrung der Gehalte beschließt; so geschieht diese Reform doch nicht eher, als wenn das Uibel zu einer gewissen Höhe erwachsen, und also, nachdem es schon lange zuvor empfunden worden ist. Uiberdieß haben solche Reformen selbst ihre großen Unbequemlichkeiten. Wenn sie sich auf ganze Classen der Staatsbeamten, z. B. auf sämmtliche Kirchen- und Schullehrer erstrecken sollen, so machen sie merkliche Erschütterungen in den Finanzen eines Staats, und bringen Einnahme und Ausgabe aus ihrem Gleichgewichte; zu geschweigen, daß für die Moralität und die Oekonomie der Privatpersonen, welche besoldet werden, eine plötzliche Vermehrung ihrer Einkünfte weniger vortheilhaft ist, als die Sicherheit derjenigen, die ihnen einmahl angewiesen sind.

Ein zweyter Nutzen der Einrichtung, nach welcher Aemter mit liegenden Gründen besoldet werden, kann darin bestehen, daß dadurch die Urbarmachung der Ländereyen zuerst veranlaßt und ihre Kultur auf immer gesichert wird. Personen, die davon ihren Unterhalt ziehen sollen, sind in der Nothwendigkeit, sie auch zu bewirthschaften. Eine solche Verfassung macht also, daß diejenige Classe von Bürgern, welche dem Staate schon durch Uibernehmung gewisser zum gemeinen Besten abzwe-

ckenden Geschäfte nützlich wird, ihm auch noch durch die Art und Weise Dienste leistet, wie sie die für solche Geschäfte angewiesenen Belohnungen erhält. Der Geistliche, der mit seinem Amte zugleich eine Pfründe, d. h. Ländereyen, welche ihm zu bewirthschaften obliegt, erhält, muß, außer seinen Arbeiten als Volkslehrer, auch noch die eines Ackerbauers und Kolonisten übernehmen.

Dieser Nutzen wird für den Staat erheblicher seyn in derjenigen Zeitperiode, wo in dem großen Haufen der Nation entweder nicht genug Arbeitsamkeit und Fleiß, oder nicht genug Einsicht ist, um die noch wüste liegenden Ländereyen des Staatsgebieths urbar zu machen. Je größere Strecken Landes noch innerhalb den Grenzen eines Reichs ohne Eigenthümer oder doch ohne Anbauer sind; desto mehr wird für den Staat zugleich erspart und gewonnen, wenn er die jährlichen Ausgaben, die er für Dienstleistungen an seine Bürger zu machen hat, in einmahl für allemahl dazu angewiesene Grundstücke verwandelt. Er bezahlt alsdann seine Diener mit einem Eigenthume, welches außer dieser Anwendung ihm ganz unnütz gewesen wäre, und gar keine Einkünfte gebracht hätte, und er sichert zugleich den Anbau dieser weggegebenen Theile seines Gebieths. Dieser Anbau wäre vielleicht erst spät oder nie erfolgt; wenn die Regierung selbst die Mühe und die Kosten, die dazu im Anfange nöthig sind, hätte anwenden sollen, oder

wenn Privatpersonen bey diesen Kosten und Schwierigkeiten auch noch die Auslagen des ersten Ankaufs solcher Grundstücke hätten machen müssen. Aber in den Händen solcher Personen, die durch ihre Aemter an Ort und Stelle gebunden sind, und die in den Einkünften ihrer Ländereyen die einzigen Quellen ihres Unterhalts finden, ist die Kultur derselben, wenigstens bis auf einen gewissen Grad, unausbleiblich. — Wenn noch dazu kömmt, daß diese Menschen etwas mehr Einsicht und Vorkenntnisse haben, als die übrigen Bürger, daß sie untereinander zusammenhängen, als ein Korpus, und sich wechselsweise unterstützen, (wie dieses der Fall mit der Klerisey war); so werden die an sie ausgetheilten Ländereyen unter ihrer Verwaltung unfehlbar die beste Kultur erhalten, welche zu derselben Zeit möglich, oder irgend einem Theile des Landes anzutreffen ist.

Auf diese Weise hat die Errichtung und Dotirung der Klöster, der Domkapitel, und der geistlichen Benefizien überhaupt dem neuern Europa in der That genutzt. Durch Klöster sind die wildesten Gegenden, und die entferntesten, verlassensten Theile seiner Länder zuerst angebauet worden. Die jetzt so zahlreich bewohnten und mit so arbeitsamen Menschen angefüllten Gebirge und Thäler der Schweiz hatten die Centra ihrer ersten Kultur in den Klöstern von St. Moritz, und Einsiedel. Die Franzosen nennen ebenfalls eine Anzahl Ab-

teyen und Klöster, welche die in ihren abgelegnen Provinzen vernachlässigten Flecke zuerst urbar machten, und die Schwierigkeiten des Anbaues, wovon die Privatpersonen abgeschreckt wurden, überwanden. Auch in Teutschland datiren wohlhabende Städte und reiche Gegenden ihren ersten Ursprung und ihren ältesten Anbau von der Erbauung eines Gotteshauses, zuweilen von der Stiftung einer feyerlichen Messe. In den Sitzen der Teutschen Bischöffe ist gemeiniglich die Erbauung der Kathedralkirche das älteste Denkmahl eines gesellschaftlichen Unternehmens. Die Quartiere nahe um die Kirchen sind immer die ersten mit Häusern und Menschen angefüllten gewesen. Die Geistlichen haben in den noch schlechtbebauten Ländern zuerst das Muster der Kultur gegeben; sie haben die Weltlichen um sich versammelt, als Lehrer ihre Schüler, und als Eigenthümer ihre Kolonisten. Durch dieses doppelte Band haben sie ehedem im nördlichen Europa, wie noch zu unsrer Zeit in Amerika geschah, die zu einer herumirrenden Lebensart gewöhnten Halbwilden stätig gemacht, und sie zu häuslichen Niederlassungen, zur Arbeit und zum Ackerbau genöthigt.

Diesen Dienst, wüste Ländereyen anzubauen, haben in den mittlern Zeiten die Klostergeistlichen, noch mehr als die Weltgeistlichen, geleistet. Es gehörte anfänglich mit unter die Klosterpflichten der Ersten, daß die Glieder mit eignen Händen die Erde anbauen mußten. Sie konnten also, wenn sie

ihrem Berufe treu waren, eigentlich als Ackerbau treibende Gesellschaften angesehen werden, die mit vereinigten Kräften, und angespornt durch die Verbindlichkeit des Gelübdes, Schwierigkeiten bey diesem Anbau überwanden, von welchen der Privatfleiß der übrigen Bürger überwunden ward.

Doch dieses Verdienst der Mönche dauerte nicht lange, indem sie den Anbau ihrer Ländereyen den Händen Andrer anvertrauten, die sie als ihre Vasallen und Knechte behandelten. Sie behielten nur noch das Verdienst, welches sie mit der übrigen Klerisey gemein hatten: daß sie, — stätiger als andre Gutsbesitzer, weniger durch Krieg und Abenteuer von ihren Wohnsitzen und Territorien entfernt, ausgeschlossen von andern Wegen ihr Glück zu suchen, — die ihnen zu ihrem Unterhalt, und zu den Kosten des öffentlichen Gottesdienstes, angewiesenen Ländereyen mit mehr Interesse und Sorgfalt bewirthschafteten, als die Weltlichen.

Dieser zweyte Nutzen, den die Austheilung der Ländereyen an Beamte und nahmentlich an die Religionsdiener gehabt hat, setzt indeß einen sehr unvollkommnen Zustand der Dinge voraus, und zieht wieder eine üble Folge nach sich. Jener Zustand betrifft die Staaten überhaupt, worin eine solche Einrichtung Statt findet; diese üble Folge betrifft die Verwaltung der geistlichen Aemter selbst.

Die Möglichkeit, zahlreiche Korpora durch Ländereyen zu besolden, die sie anbauen müssen, weiset

geradezu auf einen sehr rohen Zustand der Gesellschaft und eine noch wüste Natur im Lande selbst hin. Sind Hände zur Kultur da, sind die Einwohner eines Landes verständig und arbeitsam genug; so ist es unstreitig nützlicher, dem, welcher die Ländereyen zu bewirthschaften hat, kein andres Geschäft zu geben, und dagegen diejenigen, welche sich mit der allgemeinen Verwaltung oder mit dem Unterrichte beschäftigen, von den Landeigenthümern und Landbauern erhalten zu lassen.

Denn die Vermischung der verschiednen Geschäfte ist eben das Uibel, wovon ich vorhin als einer Folge der Austheilung der Ländereyen reden wollte. Die Funktionen derjenigen Geschäftsmänner und Religionsdiener, die mit Landgütern besoldet werden, müssen so beschaffen seyn, daß sie diesen Besoldeten Zeit genug übrig lassen, für die Bewirthschaftung der Güter zu sorgen. Es müssen also keine große Vorbereitungen nöthig seyn, sich zu diesen Funktionen geschickt zu machen; es muß kein großes Studium nöthig seyn, sie zu verrichten. Wie würde sonst die doppelte Arbeit miteinander bestehen können: die, durch welche sie der Religion, oder dem Staate dienen, und die, durch welche sie ihre Belohnung dem Boden abgewinnen, der ihnen dazu eingeräumt ist?

Es müssen folglich diese Geschäfte bloß mechanisch seyn, und dafür angesehen werden; oder, sind sie es nicht, so werden sie nach und nach dahin

ausarten. Das stärkste Interesse zieht die Aufmerksamkeit des Menschen auf diejenigen Gegenstände, welche ihm unmittelbar nützlich sind. Und wenn also seine Pflicht, dem Publicum zu nützen, mit der Pflicht, gewisse Eigenthumsstücke zu benutzen, gleichsam zusammengeknüpft ist: so kann man leicht errathen, welche von beyden Pflichten am treuesten wird erfüllt werden.

Bey der Klerisey traf der doppelte vorher angezeigte Fall ein. Nach den Religionsbegriffen der Zeit, nach der Beschaffenheit des Gottesdienstes in den mittlern Zeiten, waren ihre Verrichtungen größentheils mechanisch. Sie bestanden fast durchaus in der Veranstaltung gewisser Ceremonien, in der Beobachtung bestimmter Regeln, in der Ablesung oder Absingung vorgeschriebener Formeln. Bey allem diesen hatte der Verstand wenig zu thun; wie es denn auch nicht auf den Verstand wirken, sondern durch übernatürliche und wunderthätige Einflüsse die Andächtigen zu ihrem Heil erwecken sollte. Die Feyer der Heiligenfeste, der Pomp der Messen, und selbst das Absingen der kanonischen Stunden ließ die Gemüther der Bischöffe, Stiftsherren und Benefiziarien, frey genug, zugleich noch ihres Leibes an fröhlichen Tafeln zu pflegen, und die Güter zu verwalten, von welchen sie diese Tafeln besetzten.

Aber sicher ist es auch, daß eben dieser Umstand: daß die geistlichen Güterbesitzer, und daß

die

die Vornehmsten unter ihnen Dynasten und Fürsten wurden, die Natur ihres Standes und ihrer Verrichtungen verkehrte. Die Religion war bey der ersten Pflanzung ihres Ordens, und bey den ersten Stiftungen, wovon er ernährt wurde, doch gewiß der eigentliche Gegenstand gewesen, mit welchem die Bischöffe und Canonici sich zu beschäftigen versprachen, und für welchen die Layen oder Fürsten sich so vieler Güter entäußerten. Der Unterricht hatte zwar immer bey einem noch rohen und sinnlichen Volke weniger gegolten, als die Kirchenceremonien; aber er war doch von den Pflichten, selbst der obern Geistlichkeit, nicht ganz ausgeschlossen gewesen. Nach und nach verdrängten die Administration und Regierung der Güter, von welchen die gottesdienstlichen Personen lebten, bey ihnen die Sorge für den Gottesdienst selbst, für welchen sie leben sollten. Sie hörten auf Lehrer des Volks zu seyn, da sie Herrn des Volks, und Besitzer des Grundes und Bodens, worauf ihre Kirchkinder wohnten, geworden waren. Die weltlichen Händel, in welche sie als Landbesitzer verwickelt wurden, störten die geistlichen Meditationen und Arbeiten, zu welchen ihr geistlicher Beruf sie verpflichtete. Endlich hörte man sogar auf, die Meditationen, das Studium, und die Unterweisung des Volks für Pflichten der Geistlichkeit anzusehn. Die Religion selbst wurde von ihrem wahren Endzwecke entfremdet, weil die, welche ihr dienten, ihre erste Be-

stimmung aus dem Gesichte verloren hatten. — — Doch, ich greife mir schon vor in Bemerkungen, die für den zweyten Theil dieses Aufsatzes bestimmt waren.

Ich habe zwey Vortheile angezeigt, die mit der Methode, die Staatsbeamten und Religionsdiener durch fideikommissarische Besitzungen zu unterhalten, in Zeiten einer noch mangelhaften Cultur und Staatswirthschaft, verbunden sind. Aber, so wie die bürgerliche Gesellschaft vollkommner wird, Anbau und Sittlichkeit zunehmen, und die Regierung der Länder vermehrte und wirksamere Hülfsmittel und bessere Regeln bekömmt: so wird der letztere dieser Vortheile immer kleiner und kleiner, und der erstere wird durch große Inkonvenienzen, welche dagegen eintreten, überwogen. Ich will einige derselben aufzählen:

1) Der Besitz von Ländereyen ist mit der Herrschaft über die Menschen, welche diese Ländereyen bewohnen, oder welche sie bearbeiten, theils nothwendig verbunden, theils durch die Feudalverfassung der Europäischen Reiche, und durch die Methoden der alten Landwirthschaft, willkürlich verknüpft worden. Es kam also in die Hände der Klerisey, mit dem Nießbrauche und den Einkünften der Gebiethe, die zu ihrem Unterhalte gewidmet wurden, zugleich die Jurisdiktion über einen großen Theil der Einwohner. Natürlicher Weise gab der Geistlichkeit schon der Einfluß, den sie vermit-

telst der Religion auf die Gemüther hat, ein Mittel, über die Menschen zu herrschen, und eine Versuchung, nach der Herrschaft zu streben. Die Würde, die ihnen als Vertrauten und Abgeordneten der Gottheit zugeeignet ward, vereinigte sich mit der, welche ihnen eine etwas größere Geistescultur wirklich eigen machte. Wenn sich nun zu beyden Arten der Uiberlegenheit, noch die Gewalt hinzugesellte, die aus dem Reichthume fließt, und die, welche mit den Domänialrechten freyherrlicher Gutsbesitzer verbunden ist: so müßten nothwendig der Ehrgeiz und die Herrschsucht bey diesem Orden außerordentlich genährt, und zugleich ihm alle Wege gebahnt werden, diese Leidenschaften zu befriedigen.

Man kann demnach eine von den Ursachen, warum die Klerisey im christlichen Europa in den mittlern Jahrhunderten zu einem so großen, und so drückenden, für Denkungsfreyheit und Aufklärung so nachtheiligen, Uibergewicht über die weltlichen Stände, und überhaupt über jede andre Macht im Staate gelangte, darein setzen: daß sie, in ein zusammenhängendes Corpus vereinigt, einen so großen Theil der Ländereyen der Staaten mit allen den oberherrlichen Rechten adlicher Gutsherrn besaß.

In der That hat ein Bischof, welcher Lehrer des Volks, Aufseher seiner Sitten, ein durch eine unsichtbare Würde über dasselbe erhabner Priester ist, wenn er noch überdieß sehr reich, und wenn er Grund- und Gerichtsherr über einen Theil sei-

nes Kirchsprengels oder über den ganzen wird, eine sehr große Summe von Kräften in seinen Händen, um auf das Volk zu wirken, und es zum Gehorsam und zur Ehrerbiethung zu gewöhnen: daß man nichts anders erwarten darf, als daß der geistliche Herr ein Despot werden, und sein Unterthan, der zugleich sein Kirchkind ist, einen Sklavensinn bekommen wird.

2) Eine andere Inkonvenienz ist folgende: Da sich der Reichthum, der in liegenden Gründen besteht, viel weniger theilen und schwerer von einem Besitzer zum andern übertragen läßt, als der Geldreichthum: so ward, durch jene Verwandlung der Besoldungen in fideikommissarische Besitzungen, dem Staate großentheils die Gewalt entzogen, die er immer über die Vertheilung und beste Anwendung des zu Pensionen bestimmten Staatsvermögens behalten soll. Es ward ihm forthin schwer oder beynahe unmöglich gemacht, eine Aenderung in den Belohnungen der dem Staate oder der Kirche geleisteten Dienste vorzunehmen; und wenn die Wichtigkeit oder Schwierigkeit gewisser Aemter sich geändert hatte, oder wenn beyde richtiger eingesehen wurden, auch die mit denselben verbundnen Einkünfte nach gleicher Proportion zu verändern.

Wenn der Staat eine halbe Million seiner jährlichen Einkünfte zur Besoldung einer gewissen Classe öffentlicher Diener widmet; so kann er in der Vertheilung seiner Belohnungen und Vortheile

mit den Veränderungen Schritt halten, die in den Umständen, den Geschäften, den Meinungen vorgehn. Er kann alsdann ohne große Schwierigkeit, und ohne daß es viel Aufsehen mache, das unnütz gewordne Amt abschaffen, das weniger nützliche eines Theils der Besoldung berauben, das fehlende hinzufügen, das ungerecht herabgewürdigte billiger belohnen. — Aber, wenn Landgüter von einer halben Million jährlicher Einkünfte an eben diese Classe zu gleichem Endzwecke in bestimmten Portionen ausgetheilt sind, wenn dann an jedes Amt, jeden Titel bestimmte Güter gebunden sind: dann ist die Aenderung weit schwerer. Die einer gewissen Stelle assignirten Einkünfte nehmen die Natur des Eigenthums an, sobald das Kapital selbst dem Offizianten zur eigenen Nutzung übergeben wird. Und der Reformator, welcher davon einen Theil wegnehmen, und zu einem andern Behuf anwenden will, scheint einen Eingriff in Eigenthumsrechte zu thun. Fast ist es nur die Zeit großer und allgemeiner Revolutionen, wie die der Reformation war, wie die jetzige in Frankreich ist, wo eine solche durch die Zeit befestigte, auf liegende Gründe, oder auf erblichen Besitz *) gebaute Hierarchie geistlicher oder weltlicher Würden umgestürzt, und die Eintheilung der Einkünfte unter die Besoldeten verändert werden kann.

*) Wie die Parlamentsräthe in Frankreich.

Bey der Klerisey sind zwey Umstände hinzugekommen, welche die Unveränderlichkeit in den Besoldungen geistlicher Aemter nachtheiliger gemacht haben.

Der erste ist, daß diese Güter, von welchen die geistlichen Würden ihre Einkünfte ziehen, größtentheils nicht vom Staate oder dem Landesherrn nach einem gesetzmäßigen Maßstabe und nach allgemeinen Rücksichten ausgetheilt, sondern von Privatpersonen nach weit eingeschränktern Beziehungen, und nach individuellen Vorurtheilen geschenkt worden sind. — Der zweyte ist, daß bey den geistlichen Aemtern die Würde der Funktionen gar nicht nach der Schwierigkeit derselben, und die Würde der Personen gar nicht nach der wirklichen Arbeit, die sie verrichten, oder den Geschicklichkeiten und Einsichten, die sie dazu nöthig haben, geschätzt worden sind.

Der letztere Umstand war es, was den erstern so gemeinschädlich machte. Da nähmlich der Privatmann, der seine Güter zu der Bereicherung einer gewissen geistlichen Stelle verschenkte oder vermachte, die freye Wahl hatte, welches Amt er auf diese Weise begünstigen wollte; so kamen die größten Güter und Einkünfte bey denjenigen geistlichen Würden zusammen, welche in den Augen des großen Haufens die höchsten an Ansehn, oder die wichtigsten durch ihre Funktionen waren. Diese Meinung des großen Haufens ward durch Aberglauben

und falsche Religionsbegriffe bestimmt, und so auch ihre Freygebigkeit mißgeleitet. Die Bischöffe, Domherrn, und Klostergeistlichen, gerade die, welche wenig fürs gemeine Beste thaten, bekamen mehr, als die eigentlichen Pfarrer, welche die wesentlichen Pflichten des religiösen Lehramts erfüllen. Die Ursache war: die Messe wurde für etwas viel heiligeres gehalten, als die Predigt; und diese Messe, mit großem Pompe von einem Bischof abgesungen, für etwas kräftigeres und erhabeneres, als wenn sie ein gemeiner Priester gelesen hätte. Den Segensspruch des Geistlichen suchte das Volk mit weit größerm Eifer, als seinen Unterricht; aber dieser Segen ward für mehr oder weniger wohlthätig oder wunderthätig gehalten, je nachdem der, welcher ihn ertheilte, von höherer oder geringerer Würde war. Des Papstes Segen galt über alles; die von Erzbischöffen und Bischöffen galten nach Proportion. Eben so wurden die Chorgesänge der Klostergeistlichen oder Stiftsherren, welche das Volk nicht verstand, doch mehr von ihm für Gottesdienst gehalten, als die Katechismuslehre, welche es verstand. — Die großen Güter wurden also nicht denjenigen zugewandt, welche an Verdiensten, sondern denen, welche am Range die ersten waren, oder welche ihr Leben mit bloßen Ceremonien oder sogenannten geistlichen Uibungen zubrachten.

3) Eine dritte nachtheilige Folge aus der mehrmahls gedachten Einrichtung ist die, welche ich

schon berührt habe: die fremde und mit den Amts-pflichten gar nicht zusammenhängende Beschäftigung, welche sie der durch Landgüter besoldeten Klerisey auflegt.

Die niedern, besonders die Landgeistlichen, denen nur ganz kleine Güter zu ihrem Unterhalte angewiesen wurden, sind eben dadurch in die Nothwendigkeit gesetzt, sich mit dem Detail einer kleinen Landwirthschaft abzugeben. Dadurch sind sie in Gefahr, auch in ihren Sitten, und ihrer Denkungsart, in die Classe ganz gemeiner Landleute herabzusinken. Wenn sie ihre Widmuth gehörig benutzen wollen, um davon das ihnen zugedachte Auskommen zu ziehen, so müssen sie, wie der Bauer, eine beständige Aufmerksamkeit nicht nur auf die Cultur des Bodens (diese gibt dem Verstande noch immer viel zu denken, und erniedrigt den Charakter nicht), sondern auch auf die eigentliche Hauswirthschaft wenden, d. h. darauf, daß sie keine mögliche kleine Ersparung versäumen, keinen möglichen kleinen Vortheil verlieren. Dadurch wird aber das Gemüth kleindenkend und eigennützig. Die Collisionen, in die der Geistliche bey der Verfolgung dieser Gewinnste mit den Vortheilen oder Rechten seiner Nachbarn geräth, verwickeln ihn in Streitigkeiten, welche ihm die Liebe Andrer entziehen, und ihn selbst oft hartnäckig und streitsüchtig machen. Im besten Falle wird er durch diese Arbeit, und durch die damit zusammenhängenden Sorgen und Leidenschaf-

ten, von seinem Hauptgeschäfte: sich selbst, und dann das Volk zu unterrichten, — abgezogen.

Die hohe Geistlichkeit hingegen, welcher große und weitläuftige Territorien zu Theil geworden, wird eben dadurch Herr, Richter, Obrigkeit. Sie hat die Verwaltung eines großen Fideikommisses, als einen Theil ihrer Amtspflichten, über sich. Diese Pflicht ist an sich ein so weitläuftiges Geschäft, daß die ganze Zeit der Männer, welchen sie obliegt, gar wohl damit ausgefüllt werden kann. Von der andern Seite ist sie etwas viel anziehenderes für den Eigennutz und den Ehrgeiz, als die Arbeiten und Pflichten des Lehramtes, welchen sie untergeordnet seyn soll. Der Bischoff, der Canonicus, der als Herr zu gebiethen, und als Eigenthümer zu wirthschaften und zu genießen hat, aber als geistlicher Lehrer und Hirte dem Volke dienen, es belehren, trösten und unterstützen soll: welchen von beyden Aufträgen wird er wohl am sorgfältigsten erfüllen? welche von diesen beyden so sehr von einander abgehenden Rechten und Pflichten wird wohl der andern vorgezogen werden?

Die Erfahrung hat darüber schon deutlich entschieden. Sie hat an der katholischen Klerisey gezeigt, daß, wenn Grund und Boden zur Unterhaltung derselben assignirt wird, die beyden Extreme sich in ihr vereinigen: die Niedrigkeit der erwerbenden Armuth, und der Stolz des gebiethenden Reichthums. Die Dorfpfarrer sind in katholischen Län-

dern größtentheils unter der Würde ihres Amtes, sind zu sehr Pöbel, um wahre Volkslehrer seyn zu können. Die hohe Geistlichkeit ist über ihr Amt erhaben, und dünkt sich zu vornehm, um sich mit dem Unterrichte und der Seelsorge abzugeben; woraus am Ende entsteht: daß das ganze Corpus, welches bloß zum Besten des Volks errichtet und dotirt worden ist, durchaus zwecklos wird, und durch die Verfassung, die man ihm gegeben hat, seine Bestimmung verfehlt.

Aber ist bey der ungleichen Vertheilung von Geldsalarien nicht das nähmliche Uibel zu befürchten?

Erstlich: Diese Ungleichheit wird nie so groß werden, wenn benannte Summen an die Besoldeten von verschiedenem Range ausgetheilt, als wenn Landgüter von unbekanntem Werthe an sie verschenkt werden: nie so groß, wenn der Staat die Austheilung macht, als wenn es den Privatpersonen überlassen wird, die Einkünfte jedes Amtes nach Wohlgefallen zu erhöhen.

Zum andern: Gesetzt auch, daß die Geistlichen vom höchsten Range eben so hohe, und die vom niedern eben so kleine Summen zögen, als sie jetzt Einkünfte von ihren Gütern und Widmuthen bekommen: so würde doch der Abstand zwischen beyden dadurch nicht eben so groß, und die Denkungsart der Höhern und Niedern würde dadurch nicht so verändert werden, als durch eine gleiche Ver-

schiedenheit des Länderbesitzes. Eine sehr kleine Einnahme kann noch sehr wohl mit Würde bestehen, wenn die Erziehung dem Menschen die dazu nöthigen Einsichten und Sitten gegeben hat, und wenn die moralische Aufführung diese Erziehung nicht verleugnet. Aber wenn der Mann selbst diese kleine Einnahme aus tausend Quellen mühsam zusammen suchen soll; wenn er sich dieselbe nur durch eine beständige Aufmerksamkeit auf Kleinigkeiten, durch eine stete Wachsamkeit über die Dienste und Abgaben, die er zu fordern hat, über die Beeinträchtigungen, denen er ausgesetzt ist, über die Gelegenheiten zu gewinnen, die sich ihm darbiethen, sichern kann: dann ist er in Gefahr, einen Geist der Kleinigkeiten, eine niedrige Habsucht, ein menschenfeindliches und streitsüchtiges Wesen anzunehmen, wodurch er der gemeinen Volksclasse ähnlich wird.

Eben so flößt eine große Einnahme bey weitem den Stolz nicht ein, den eine große Territorialbesitzung, mit herrschaftlichen Rechten verbunden, einflößt. Die Erhebung von Einkünften und die Berechnung derselben nimmt nicht so viel Zeit und Arbeit hinweg, als die Verwaltung von Gütern; und ein noch so gut besoldeter Bischof wird gewiß zum Studieren eher geneigt seyn, und zu predigen sich eher herablassen, als wenn er den Rang eines Fürsten hat.

Es ist sicher, daß allen diesen nachtheiligen Folgen durch andre Umstände entgegen gearbeitet werden kann, und daß, wenn diese Umstände vorhanden sind, jene Folgen eingeschränkt werden. Aber die Quelle bleibt immer dieselbe, und die Natur des ersten Uibels verändert sich deßhalb nicht.

In England ist die weltliche Klerisey guten Theils in dem nießbrauchlichen Besitze ihrer Güter und Pfründen geblieben; aber eben dadurch ist auch zwischen dem Dorfpfarrer und dem Bischof, der niedern und hohen Geistlichkeit, der weite Abstand geblieben, welcher der Römischen Hierarchie, so verderblich war. Aber, da das Licht der Wissenschaften alle Classen dieser Nati n durchdrungen hat; da Cultur und Aufklärung die Höhern und Niedern auch im weltlichen Stande einander näher gebracht haben: so hat sich die Englische Klerisey, obgleich durch Ländereyen besoldet, doch von ihrem wahren Berufe weit weniger entfremdet. Es gibt Bischöffe, die das Volk vom Predigtstuhle, andre, die das Publicum durch Schriften belehren.

Nichts desto weniger werden auch noch heute in der Englischen Kirche mehrere der Unbequemlichkeiten empfunden, die ich als Folgen der Belehnung mit Gütern angesehen habe. Es wird in England, wie in den katholischen Staaten, über die Herabwürdigung der niedrigen Geistlichkeit, die gemeinen Sitten und die pöbelhafte Aufführung ihrer so äußerst schlecht besoldeten Vikarien, so wie

über den Müssiggang und den Luxus der reichern und höhern Benefiziaten, geklagt. Selbst, daß die Theologen der Englischen Kirche in der Auslegung der Bibel, in richtiger Beurtheilung der Dogmen, in der vernünftigen Reinigung des orthodoxen Systems, geringere Fortschritte gemacht haben, als ihre protestantischen Brüder auf dem festen Lande; daß sie gegen die Dissentirenden eine Art von Verfolgungsgeist behalten, der sich besonders in dem Widerstande zeigt, womit sie jeden Versuch, die bürgerlichen Rechte derselben zu vermehren, bestreiten: dieß alles ist zum Theil eine Folge der Landbesitzungen und Zehnten, welche die Englische Klerisey als ihr Eigenthum behalten hat. Sie fürchtet in jeder Veränderung des Lehrsystems und der Religionsgebräuche, in jedem einer andern Partey eingeräumten Rechte, einen verborgnen Angriff gegen dieses ihr Eigenthum. Sie nimmt die Denkungsart aller durch unveräußerliche Güter fest gegründeten Gesellschaften an; eine Denkungsart, die dahin geht: alle Veränderungen zu scheuen, und das Alte, möge es mit noch so vielen Mißbräuchen verbunden seyn, beyzubehalten.

Die Geistlichen eines Landes, wenn sie mit Gelde besoldet werden, hängen nicht so genau zusammen, und haben bey weitem nicht so viel Gemeinschaftliches in ihrem Interesse, ihren Absichten und ihren Planen, als wenn sie von liegenden Gütern oder von fixen Abgaben, die auf die übri-

gen Güter gelegt sind, leben. Aber nur diese Verbindung der Geistlichen unter sich hat sie zum Schaden der Staaten mächtig gemacht. Diese hat ihre Trennung von dem übrigen Körper ihrer Mitbürger veranlaßt, und ihnen einzeln eine Wichtigkeit gegeben, die nicht von ihren persönlichen Eigenschaften, und der durch Verdienste erworbenen Achtung abhängig gewesen ist.

Die Nützlichkeit des neuen Plans also, den die Nationalversammlung in Absicht der Unterhaltung der Geistlichkeit angenommen hat, scheint außer Zweifel zu seyn. —

Aber handelte die Nationalversammlung auch gerecht, indem sie die Güter der Geistlichen der Nation zueignete, und für die künftige Erhaltung der wirklich nützlichen Glieder dieser Geistlichkeit durch Geldbesoldungen zu sorgen versprach, die sie nach ihrem Gutbefinden bestimmen wollte? Oder im Allgemeinen, (denn das Dekret der Nationalversammlung ist bloß zufällige Veranlassung dieser Untersuchung, die zu allen Zeiten die Aufmerksamkeit denkender Männer verdient): kann es irgend einem Staate erlaubt seyn, die Eigenthumsrechte eines so alten und festgegründeten Corpus, als die Geistlichkeit in katholischen Ländern ist, anzugreifen, auch um des größten Nutzens willen, der daraus für das gemeine Wesen zu hoffen steht? — Diese Frage ist so verwickelt, und sie wird durch Nebenumstände in der gegenwärtigen Zeit so bedenklich,

das ich mich nicht getraue, etwas anders zu thun, als die Gründe beyder Parteyen in aller der Stärke, in welcher ich sie einsehe, darzulegen.

Diejenigen, welche jene Frage verneinend beantworten, haben in der That sehr viel für ihre Meinung anzuführen.

1) Sie gehen von der Heiligkeit des Eigenthums aus, dessen Sicherung die erste Ursache der Errichtung der bürgerlichen Gesellschaft gewesen sey, und also auch ihr höchstes Gesetz seyn müsse. Kein Uibel sagen sie, kann dem gleich kommen, wenn irgend eine Macht im Staat ein wohlgegründetes Eigenthum zu stören sich anmaßt. Keine Verbesserung kann der menschlichen Gesellschaft so wichtig seyn, daß sie die Verletzung der Grundsätze selbst, worauf die Vereinigung der Menschen beruht, rechtfertigen könne.

2) Sie setzen als einen zweyten Grundsatz fest, daß, nach allen Begriffen des natürlichen und bürgerlichen Rechts, Corpora eben sowohl wahre Eigenthümer seyn können, als einzelne Personen.

3) Von der Geistlichkeit insbesondere behaupten sie, daß die Erwerbsmittel, durch welche sie zu ihren Gütern gekommen sind, von der Art seyen, daß sie bey jeder Besitzung eines Privatmanns ein wahres Eigenthum begründen würden. Schenkungen und Vermächtnisse machen die gesetzmäßigste Uibertragung des Eigenthums aus. Und von diesen

leitet die Klerisey den grösten Theil ihrer Reichthümer her.

4) Im Falle aber auch der Klerisey die Titel und Beweise der ersten rechtmäßigen Erwerbung für ihre Güter fehlen sollten: so wird sie doch darin durch die längste Verjährung geschützt, die sich für irgend einen andern Besitz in den Europäischen Staaten anführen läßt. Und ohne der Verjährung dieses Recht zuzugestehn, daß sie das Eigenthum heilig und unverletzlich mache, kann durchaus kein Eigenthum sicher seyn; kann es im Grunde gar kein Eigenthum geben: denn jede gesetzmäßige Uibertragung setzt ein älteres Eigenthum voraus. Das älteste Eigenthum aber ist immer ohne Titel; — die ersten Erwerbungen sind immer in der Dunkelheit des Alterthums verborgen.

5) Ein wichtiger Umstand ist, daß die Güter der Geistlichkeit grösstentheils von Privatpersonen, und nicht vom Staate, ihr übergeben worden, und daß sie durch Vermächtnisse an die erstre gekommen sind. Dadurch bekömmt die Bestimmung dieser Güter diejenige Heiligkeit, die überhaupt testamentarischen Verordnungen, und noch mehr testamentarischen Stiftungen, nach Gründen der Gerechtigkeit und des allgemeinen Nutzens, zukommen soll. Dadurch bekommen aber zugleich, außer der Geistlichkeit, noch mehrere Parteyen Ansprüche an den Genuß oder den Rückfall jener Güter, — Parteyen, welche zugleich mit der Geistlichkeit beraubt werden,

wenn der Staat über diese Güter zu einem ganz fremden und von der Absicht der Stifter abgehenden Gebrauche disponirt.

In Absicht des ersten Puncts dieses fünften Grundes sind die Betrachtungen, welche hierbey eintreten, leicht zu übersehen, und sie sind schon oft in ähnlichen Fällen wiederhohlt worden. Wenn alle Staaten große Vortheile aus frommen Stiftungen gezogen haben, und noch ähnliche hoffen können: so müssen alle Schritte vermieden werden, welche die Menschen von selbigen abzuschrecken vermögen. Nichts aber macht abgeneigter, sein Vermögen nach seinem Tode einem öffentlichen Gebrauche zu widmen, als die Furcht, daß es diesem Gebrauche entzogen, und wider die Bestimmung des Erblassers angewandt werden möchte. Und diese Furcht wird natürlicher Weise durch willkürliche Aenderungen, welche sich der Staat in der Verfassung und der Zweckbestimmung alter Stiftungen erlaubt, allgemein verbreitet.

Wenn ferner jedes Vermächtniß ein Aktus des Eigenthumsrechts nach bürgerlichen Rechten ist: so ist eine Verletzung der Bedingungen des Vermächtnisses, indeß man das vermachte Gut selbst sich zueignet, eine eben so große Ungerechtigkeit, als die ist, das nach einem Vertrage empfangne Gut eines Lebenden zu behalten, ohne die Bedingung des Vertrages zu erfüllen. Und diese Ungerechtigkeit begeht eben so wohl der Staat, wenn er auf

diese Weise mit einer dem Publicum gewidmeten Stiftung verfährt, als der Privatmann, wenn er es mit einem seiner Person zugedachten Vermächtnisse thut.

Eben daher entstehen neue Prätendenten an dasjenige Vermögen, welches eine Stiftung gründete, sobald sie entweder durch die Unmöglichkeit, ihre Absicht fernerhin zu erreichen, von selbst aufhört, oder durch die Aenderungen, welche der Staat in der Natur und Abzweckung derselben vornimmt, vernichtet wird.

Diese Betrachtung wird sich, angewendet auf den bestimmtern Fall der geistlichen Stiftungen, besser entwickeln lassen.

Nachdem mit den kirchlichen Aemtern bestimmte Einkünfte und Güter verbunden worden, eröffneten sie für Personen, die ohne Eigenthum waren, eine Quelle des Unterhalts, und für die, welche ein geringes Eigenthum hatten, Mittel zu einem bequemern Leben. Sie formirten mit einem Worte eine neue Laufbahn, auf welcher man zu den beyden großen Gegenständen aller menschlichen Betriebsamkeit, zu Ansehn und Vermögen, gelangen konnte. Die Hausväter und Familien erkannten bald den daraus für sie erwachsenden Vortheil, daß nähmlich diejenigen ihre Kinder, oder ihrer Angehörigen, die sie selbst am wenigsten bedenken konnten, in der Kirche versorgt werden könnten. Sie sahen in den Einkünften der geistlichen Stifter oder der Klöster ein Erwerbsmittel für ihre

eignen Nachkommen und Verwandten, sobald sie sich Hoffnung machen konnten, daß immer einige von diesen zu den geistlichen Aemtern gelangen, oder in die Klostergesellschaften aufgenommen werden würden. Dieses ward ohne Zweifel ein neuer Bewegungsgrund, der sich in dem Gemüthe reicher Erblasser mit der Sorge für das Heil ihrer eignen Seele verband, von ihren Gütern der Kirche einen Theil zuzuwenden. Sie hinterließen dadurch einen bleibenden gleichsam devonirten Schatz, an welchem auch ihre Enkel Theil nehmen könnten, und zu welchem sie nach aller Wahrscheinlichkeit, um der Wohlthätigkeit ihres Ahnherrn willen, vorzüglich vor Andern würden zugelassen werden. Dieser Antrieb, für entfernte Verwandte und Nachkommen zu sorgen, ist stärker in Familien, die schon zu einem gewissen erblichen Ansehen gelangt sind, besonders, wenn sie durch einen gemeinschaftlichen Nahmen enger verbunden werden. Und da in den mittlern Zeiten der größte Theil der Ländereyen, so wie der Reichthümer überhaupt, in den Händen solcher Familien, d. h. des Adels, war; da also auch die meisten Schenkungen und Vermächtnisse von den Großen herkamen, denen an der Erhaltung eines Familienglanzes am meisten gelegen war: so wurde auf der einen Seite bey den Gebern der Antrieb, die Kirche zu bereichern, durch jene zu hoffenden und oft vielleicht ausbedungenen Vorrechte für die Personen ihrer Fa-

milie und ihres Standes verstärkt; auf der andern entstand bey denen selbst, welche zu kirchlichen Aemtern zu wählen hatten, die Gewohnheit, vorzüglich auf Candidaten aus denjenigen Familien Rücksicht zu nehmen, von welchen diese Aemter ihr Ansehn und ihre Einkünfte bekommen hatten.

Wir sehen, wenn wir die verschiednen Länder des christlichen Europa vergleichen, daß diese beyden Dinge wechselseitig wie Ursache und Wirkung zusammenhängen. Je größer die Schenkungen wurden, welche ein geistliches Amt einträglich und ehrenvoll machten; desto ausschließender wurden auch auf ein solches Amt die Rechte derer, welche den Donatoren angehörten, oder doch mit ihnen durch Standesgleichheit am genauesten verbunden waren. Und so sind umgekehrt nirgends die Stifter, Bisthümer und Dompfründen zu so ungeheuern Landbesitzungen gekommen, als da, wo die Vorrechte der Geburt und der Verwandtschaft nach dem Charakter der Nation am meisten galten, und bey der Wahl zu hohen geistlichen Aemtern über alles respektirt wurden. In Italien wo die Bisthümer häufig und klein sind, und die Pfründen der Stiftsherrn mit jenen in Verhältniß stehn, hat der Adel kein ausschließendes Recht, in die Stifter aufgenommen und bis zu den ersten Stellen in denselben erhoben zu werden. Teutschland, welches aus seinen Bischöffen Fürsten, und aus seinen Domherrn große Ländereybesitzer entstehen sah, hat auch zu-

gleich den Zutritt zu diesen Würden Allen verschlie-
ßen gesehn, die nicht von den Familien herkommen,
welche so große Reichthümer der Kirche einverleibt
haben. Nirgends sind die höhern geistlichen Stif-
ter, wie in Teutschland, so ganz als natürliche ge-
setzliche Versorgungsmittel der jüngern Kinder von
großen, oder doch adelichen Familien angesehen
worden.

Wenn die Absicht der ersten Geber zweifelhaft
wäre, den jüngern Gliedern der Familien ihres
Standes den Zutritt zu dem Genusse ihrer Schen-
kungen, und also zu einer reichlichen Versorgung zu
versichern: so würde doch aus der langen Gewohn-
heit, die Kirchenpfründen auf diese Art auszuthei-
len, endlich ein Recht für diese Familien und ihre
jüngern Glieder entstanden seyn. So sicher hat
z. B. der Adel darauf in Teutschland gerechnet,
daß seine jüngern Söhne eine ihrem Stande gemä-
ße Versorgung in der Kirche finden werden: daß
er eben deßwegen den Erstgebohrnen, in der Ver-
theilung des Familienvermögens, einen weit größern
Vorzug vor den Nachgebohrnen zugesteht, als sonst
die Billigkeit und die natürliche Aelternliebe gegen
Kinder gestatten würde.

Wenn also die wahrscheinliche Absicht des Stif-
ters und Gebers, von welchem das Eigenthum der
Kirche herkömmt; wenn die sichere, vom Staate
selbst, durch Genehmhaltung der geistlichen Institu-
te und ihrer Verfassungen, erregte Erwartung ein

Recht gibt: so haben z. B. an den Stiftsgütern der Domkapitel diejenigen adlichen Familien ein Miteigenthumsrecht, deren jüngere Glieder Jahrhunderte hindurch aus denselben Unterhalt und äußere Würde erhalten haben. Je mehr die ganze übrige Verfassung der Rechte und der Gewohnheiten des Adels sich nach der Voraussetzung, daß jene Laufbahn seinen Gliedern gesichert sey, gebildet hat; je mehr der Staat selbst, durch Gesetze, welche diese Anwendung der geistlichen Güter voraussetzen, derselben Festigkeit gegeben hat: desto größer ist die Ungerechtigkeit, welche einer zahlreichen Classe angesehener Bürger auf einmahl das Vermögen entzieht, auf dessen Nießbrauch sie aus so guten Gründen rechnen konnte. Der Gesetzgeber geräth entweder mit sich selbst in Widerspruch, und zerrüttet das Glück der Familie, wenn er die übrigen Verfassungen, Rechte und Gewohnheiten des Standes stehen läßt, indem er die Fonds an sich zieht, deren bisherige Verwendung allein jene Verfassungen aufrecht erhalten oder billig machen konnte, oder, will er auch diese zugleich ändern, so wird eine das Wohl des ganzen Staats zerrüttende Revolution unvermeidlich.

Was die Stiftsgüter für den Adel sind, das waren die Klostergüter in katholischen Ländern für bürgerliche Familien: — ein erwünschtes Mittel, ihnen die Last der Versorgung jüngerer Söhne zu

erleichtern. Freylich ward hier der Umstand, daß die an solcher Versorgung Theil nehmenden Stände zahlreicher waren, und unbestimmtere Grenzen hatten, Ursache, daß keiner derselben ein so gewisses Recht darauf erlangte. Indessen hat doch der Vertheidiger derjenigen Klöster, welche Eigenthum besitzen, gewiß etwas für sich, wenn er sagt: daß auch hier die Absicht der Donatoren wahrscheinlich gewesen sey, ihren ärmern Mitbürgern einen Zufluchtsort und einen Versorgungsweg zu eröffnen, und daß diese Absicht respektirt werden müsse; — daß wenigstens die Aufhebung solcher Klöster eine Zerrüttung in den Glücksumständen ganzer Stände hervorbringe, weil sie dadurch die ihren Gliedern bisher zugänglichen Wege des Unterhalts oder des Glücks sich verschließen, und also alle Anstalten und Verfügungen, die sie in Rücksicht darauf gemacht haben, unschicklich werden sehn.

Und dieß, sagt man weiter, gibt einen hinlänglichen Rechtsgrund, jene alten Stiftungen beyzubehalten; selbst nachdem die Umstände sich geändert haben, um derentwillen sie zuerst errichtet worden sind: selbst, nachdem die daran gebundenen Verrichtungen aufgehört haben, oder für weniger nützlich als ehedem gehalten werden. Es sey darum, daß der Praelatus scholarcha nicht mehr für die Unterweisung der Jugend sorgt, der Kantor nichts mehr mit der Kirchenmusik zu thun hat, und der Bischof selbst nicht mehr predigt. Dafür haben

sie andere Verrichtungen, — zum Theil nützliche-re — vorzüglich Regierungs- und wirthschaftliche Geschäfte bekommen, die ebenfalls einer Belohnung werth sind. Die Hauptsache ist: daß, wenn diese Stellen selbst, mit den daran hängenden Einkünften, nicht aufrecht erhalten werden, denjenigen Familien, die durch undenklichen Besitzstand ein Recht haben, ihre Glieder zu denselben zu befördern, Hülfsquellen geraubt werden, die ihnen zur Erhaltung ihrer eignen bürgerlichen Existenz unentbehrlich geworden sind. Die Pfründen der hohen Domstifter sind Familiengüter geworden, die in Kommunion von einer gewissen Anzahl von Geschlechtern nach bestimmten Regeln der Umwechselung genossen werden.

Dem Staate ist es gleichgiltig, von wem Landgüter besessen werden, wofern sie nur gut bewirthschaftet werden. Nicht, ob die, welche sie besitzen dem Staate Nutzen stiften: nicht, ob es arbeitsame, oder ob es bloß ihrem Vergnügen nachgehende Menschen sind: sondern, ob sie auf unrechtmäßigem Wege dazu gelangt sind, und ob sie ihr Vermögen mißbrauchen (wozu bey Ländereyen auch gehört, wenn sie sie wüste liegen lassen): das ist die einzige Sache, wornach der Staat Recht hat zu fragen, wenn er sich eine Oberaufsicht über Güterbesitz anmaßt.

Wollte man reiche Einkünfte nur dem zugestehen, der Verdienste ums Publicum hat, und für

dasselbe eine Arbeit übernimmt, welche von jenen Einkünften ein Aequivalent ist: so wäre ja eben so viel Ursache vorhanden, die erblichen Reichthümer der Privatfamilien, als die bloß nießbrauchlichen der Körperschaften, anzugreifen. Der Besitzer einer reichen Dompfründe mag vielleicht weniger fürs gemeine Beste thun, als der Inhaber einer armen Dorfpfarre. Aber wie viele andre Reiche schwelgen von ihren großen Familiengütern, ohne dem Publicum irgend einen Dienst zu leisten, indeß die verdientesten und arbeitsamsten Menschen in ererbter Armuth schmachten! Sobald aus den geistlichen Gütern durch Herkommen und Verjährungen Substitutionsmittel der jüngern Kinder der Familien geworden sind: so darf man nicht mehr darnach fragen, wie groß die Arbeit sey, welche diesen dadurch aufgelegt wird.

Ist es dann in irgend einem Staate unerlaubt, Stifter für adliche Fräulein oder für die Personen eines gewissen Nahmens und Herkommens zu machen, — bloß in der Absicht, um dieselben in den Stand zu setzen, bequemer und angenehmer zu leben, ohne ihnen dadurch irgend eine Pflicht gegen das Publicum aufzulegen? oder hält man es sich für erlaubt, deßwegen diese Stiftungen, wenn sie einmahl die landesherrliche Zustimmung erhalten haben, zu stören, weil dadurch müßige Menschen in einem größern Uiberflusse erhalten werden, als andre Arbeitsame haben?

Man sehe die geistlichen Stifter, mit welchen keine bestimmten oder keine sehr wichtigen Amtsgeschäfte, und doch große Einkünfte verbunden sind, als solche Familienstiftungen zu standesmäßiger Versorgung adlichen Personen an. Werden sie dadurch ungerecht? Und wenn sie gerecht sind; ist es nicht eine Ungerechtigkeit, sie aufzuheben?

Also der Umstand, daß die Kirchengüter von Privatpersonen durch Vermächtnisse herkommen, und von dem Eigenthume gewisser Familien abgerissen worden, hat die erste Veranlassung gegeben, den jüngern Söhnen adlicher Familien — Anfangs eine vorzügliche, und bald eine ausschließende Wahlfähigkeit zu den Pfründen, welchen jene Güter zugeeignet worden, einzuräumen. Jener Umstand ist daher auch als der erste Grund eines wirklichen Rechts anzusehn, welches sich diese jüngern Glieder der wahlfähigen Familien auf einen immer gesicherten Zutritt zu jenen Kirchenämtern und dem Genusse der damit verbundnen Güter zuschreiben. — Wäre aber auch dieses Recht unvollkommen in seinem Ursprunge: so ist es dennoch durch die seit undenklicher Zeit streng beobachtete Gewohnheit, durch die auf dieselbe gegründeten anderweitigen Gesetze und Gewohnheiten des Standes, dergestalt befestigt, daß es ein eben so unstreitiger Raub für alle diese Familien ist, wenn ihnen durch Aufhebung der gestifteten Kirchenämter, oder durch Verminderung der daran haftenden Güter, die bisher sichr-

re Hoffnung einer Versorgung ihrer Nachgebohrnen auf alle künftigen Zeiten entzogen wird, — als er ein Raub für jeden andern Bürger ist, wenn er seine aus einem Vertrage hergeleiteten Erwartungen durch die Treulosigkeit des andern Kontrahenten getäuscht sieht.

Aber ich sagte, daß, vermöge des oben gedachten Umstandes, sich noch ein zweyter Prätendent zeigt, wenn Stiftungen, welche Privatpersonen dotirt haben, aufgehoben, und die liegenden Güter, welche sie geschenkt haben, eingezogen werden sollten: ein Prätendent, dessen Rechte noch weniger zu bestreiten sind. Diese Güter, die nun ihre Bestimmung verloren haben, kehren rechtlicher Weise zu denjenigen Familien zurück, deren Anherrn sie aus dem Familiengute herausgenommen hatten. Da sie nicht dem Staate gehörten, ehe sie der Kirche zugewandt wurden: so können sie auch nicht dem Staate zugeeignet werden, wenn die Kirche sie verliert. Der ursprüngliche Eigenthümer oder dessen Erben treten in ihre ehmahligen Rechte wieder ein.

Ein Fürst hebe ein Fideikommiß auf, wenn er diese Art der Forterbung der Güter dem Staate nachtheilig findet; aber das Eigenthum der Majoratsgüter gehört ihm deßwegen nicht. Man gehe einen Schritt weiter, zu Stiftern, die zur Versorgung von adlichen Personen aus einer einzigen, aber ausgebreiteten Familie gemacht worden sind.

Behält die Familie nicht das Recht, diese Güter unter sich zu theilen, wenn es dem Landesherrn nicht mehr gefällt, jenes Institut und seine Regeln bestehen zu lassen? Durch unmerkliche Fortschritte kömmt man auf solche Stiftungen, die zwar nicht unmittelbar zum besten einzelner Familien, sondern zur Bereicherung gewisser Aemter gemacht worden, die aber doch eben so wohl aus dem Privatvermögen von Familien genommen sind, und unmittelbar zur Unterstützung und Bereicherung einer gewissen Classe von Familien entweder ursprünglich abgezielt haben, oder nach und nach sind gebraucht worden.

Also: der jetzige Inhaber der Kirchenpfründen: alle Familien, deren Kinder wahlfähig sind, sie künftig zu besetzen, und die nach Gesetz und Herkommen darauf rechnen konnten, einige ihrer Glieder dazu zu befördern; und endlich die Nachkommen derjenigen Ahnherrn, welche die Pfründe zuerst durch ihre Schenkungen bereichert haben: alle diese drey verlieren ein durch stillschweigende oder ausdrückliche Einwilligung des Staats ihnen zugesichertes Eigenthum, wenn sich dieser Staat anmaßt, willkürlich über diese Güter zu disponiren.

Endlich 6): Gesetzt die Geistlichkeit wäre nicht als Eigenthümerinn der Güter, sondern als ein Collegium von Beamten zu betrachten, welche von diesen Gütern besoldet werden: warum soll es billig seyn, den obern Stellen, den Domkapitularen und Bischöffen, die seit vielen Jahrhunderten für sie

fixirten Salarien zu entziehn? Weil man glaubt, daß diese Salarien zu groß für sie sind? Weil man sie für müßige Verzehrer hält? Aber man thut Unrecht. Sie begleiten noch Aemter; wenn gleich nicht gerade dieselben, welche ursprünglich mit gleichen Titeln verbunden waren, doch andre, die für das Wohl der Gesellschaft wichtig sind, und die, um gut verwaltet zu werden, eben so wohl Arbeitsamkeit als Geschicklichkeit erfordern. Sie haben die Direktion über die übrige Geistlichkeit zu führen; sie sorgen für die Aufrechthaltung der Anstalten zum öffentlichen Gottesdienste; sie sind die Censoren über die Sitten der Prediger in ihrem Sprengel, sie sind Richter bey gewissen Rechtssachen, sie haben die Besetzung der übrigen geistlichen Aemter über sich, und können durch ihre Wahlen und durch die veranstalteten Prüfungen der Kandidaten, Einfluß auf die Studien der Theologen, und selbst auf die Aufklärung des Volks bekommen. Sie haben also wenigstens die Geschäfte Protestantischer Consistorien, wenn man auch die gottesdienstlichen Verrichtungen, die sie in Person besorgen, nicht mit in Anschlag bringen wollte, da sie größtentheils in Ceremonien bestehn. Wenn die Bischöffe und Domkapitularen dafür besser bezahlt werden, als die geistlichen Consistorialräthe der Protestanten, ist dieß eine Ungerechtigkeit? Geben nicht größere Einkünfte selbst eine größere Würde in den Augen des Volks? Und ist solche nicht für Personen, die in einem wichti-

gen Zweige öffentlicher Angelegenheiten dirigiren sollen, nützlich? Und wenn es wahr wäre, daß die hohe Geistlichkeit durch ihre Besitzungen von ihren ersten Funktionen abgebracht worden sey, und dadurch die Nutzbarkeit verloren habe, die sie in den Augen des Volks hoher Belohnungen und großer Wohlthaten so würdig machte; ist es nicht natürlicher, sie zu jenen Pflichten zurückzuführen, als sie ihrer Güter zu berauben?

So redet der Sachwalter der Geistlichkeit. — Seinen Gründen wird von der andern Seite folgendes entgegengesetzt:

1. Das Wort Eigenthum ist ein ehrwürdiges Wort, wie die Sache selbst unverletzlich seyn soll. Aber es wird auch, wenn seine Grenzen nicht bestimmt werden, zu einem bloßen Schreckbilde, durch welches die, welche von Mißbräuchen in einem Staate Vortheil ziehn, den Reformator zurückscheuchen. Ist es um keiner Ursache willen erlaubt, einen verjährten Besitzstand irgend einer Art zu stören, so ist jede wichtige Verbesserung in einem Staate unmöglich. Ein Prinzipium selbst aber läßt, so gegründet es scheint, irgend eine verborgne Schwäche vermuthen, wenn solche Folgerungen aus demselben gezogen werden können. — Ob die Sicherung des Eigenthums, oder ob überhaupt das allgemein zu vermehrende Wohl die erste Absicht derer gewesen sey, welche in eine bürgerliche Vereinigung traten: darüber kann ewig gestritten wer-

den; aber daß bey den schon vereinigten Menschen ihr gemeinschaftliches Beste ihr höchstes Gesetz ausmache, — ein Gesetz, in welches gewiß Alle sogleich einstimmen würden, als sie jenes Beste einsähen: das kann keinen Zweifel leiden. — Daß der Vorwand des gemeinen Bestens, weil der Begriff unbestimmt ist, die Ungerechtigkeiten des habsüchtigen Regenten sowohl als aufrührischer Unterthanen und Parteyhäupter begünstigen könne; ist kein Grund, demselben den ersten Rang unter den Prinzipien der Regentenmoral zu verweigern. Denn der Begriff des Eigenthums wird bey der Anwendung in unzähligen Fällen nicht weniger schwankend, und kann dem Ungerechten ebenfalls legal scheinende geben. Uiberhaupt, wenn man nach einer solchen Regel des Verhaltens sucht, welche es ganz unmöglich mache, unter dem Schein des Rechtes Böses zu thun: so wird man sich umsonst bemühen Regeln festzusetzen.

Aber, sey auch das Eigenthumsrecht die nie zu überschreitende Grenze, wobey alle Reformen still stehen müssen; so kömmt nun alles auf die Untersuchung des speziellen Falls an: ob ein vollkommenes Eigenthum in demselben vorhanden sey, und ob ein unvollkommenes eben die Unverletzlichkeit habe.

2. Freylich, „Corpora können nach natürlichen und bürgerlichen Rechten Eigenthum erwerben.“ Aber die gesunde Vernunft führt doch auch darauf, daß zwischen dem Eigenthume derselben und dem

Eigenthume der Privatfamilien ein eben solcher Unterschied sey, als zwischen der Existenz und der Personalität der Einen und der Andern. Die Fortdauer der erstern hängt ab von dem Willen der Menschen; die Fortdauer der zweyten von der Natur.

Die Ewigkeit des Eigenthümers ist der Grund von der Ewigkeit des Eigenthums. Der Vater reproduzirt sich in seinen Kindern nach natürlichen Gesetzen, diese in den Enkeln. Die Familie hat, nach der Ordnung der Natur, einen Grund der Fortdauer in sich. Daraus entsteht, daß es Anfangs für höchst billig angesehen und zuletzt im Staate zum strengen Rechte wurde, daß auch das Eigenthum, welches der Familie gehört, mit ihr zugleich fortdauere. Der Staat, der an der Hervorbringung der Personen keinen Antheil hat, darf auch die Mittel der Erhaltung derselben unter keinem Vorwande antasten.

Ganz anders ist es mit einem Corpus. Es entstand durch eine willkürliche Veranstaltung der Menschen. Es ist das Werk ihres Willens, und erhält seine Natur und seine Form von den Ideen ihres Verstandes. Seine jetzigen Mitglieder sterben aus, wenn nicht neue gewählt oder zugelassen werden. Diese Wahl, diese Zulassung also ist der Grund seiner Fortdauer. Aber sie ist abermahls das Werk der Menschen: es sey derer, welche das Corpus ausmachen, es sey andrer Privatpersonen, es sey des Staatoberhauptes selbst. In allen Fäl-

len wird derjenige menschliche Wille, welcher das Corpus kreirt und erhält, der Beurtheilung andrer Menschen, und im Staate der Beurtheilung des Regenten mehr unterworfen seyn, als es die Natur der Dinge ist, durch welche sich der einzelne Mensch fortpflanzt. Wenn aber das Daseyn des Corpus abhängiger ist, als das Daseyn des Menschen; so muß auch gewiß des ersten Eigenthum, welches nichts anders ist, als ein ihm zugesichertes Erhaltungsmittel, abhängiger, und also weniger unverletzlich seyn, als das Eigenthum der Familie.

Es gibt aber unter den Körperschaften selbst noch Unterschiede, welche hierbey in Betrachtung kommen. Es kann deren geben, wo die Absicht der Vereinigung, welche das Corpus hervorgebracht hat, lediglich das Privatbeste der Personen ist, welche sich in dieselbe begeben haben. So sind z. B. die Zünfte; so die Gesellschaften, die ein Wittwen-institut errichten.

Andere hingegen, und unter diese gehört die Geistlichkeit, haben eine Absicht, die sich nicht auf sie selbst, sondern auf das Beste des Staates bezieht. Sie entstanden um der Dienste willen, welche das Publicum bedurfte, und zu deren Verrichtung mehrere Personen gleichförmig arbeiten mußten. Die Mitglieder, welche diese Corpora ausmachten, wurden gewählt, nach der Geschicklichkeit, welche man ihnen zutraute, jene Absicht zu errei-

chen. Sie wurden bey ihrem Abtritt durch Andere ersetzt, weil das Bedürfniß fortdauernd war, welches ihre erste Anstellung veranlaßt hatte. Kurz, die moralische Existenz solcher Corporum hat nicht ihren Grund in ihnen selbst, sondern in dem gemeinen Besten, das durch sie befördert wird.

So ist z. B. die Geistlichkeit keine Gesellschaft, die zusammengetreten ist, in der zugestandnen Absicht, ihre Privatvortheile zu vergrößern. Es geschah sogar nur gelegentlich, daß ein Corpus aus ihren zerstreuten Gliedern erwachsen ist. Jedes derselben ist Geistlicher, nicht durch Theilnahme an einer gewissen Gesellschaft; sondern insofern er Diener der Religion, Vorsteher des Gottesdienstes, Lehrer des Volks ist. Die Aehnlichkeit des Endzwecks und der Verrichtungen hat erst die Verbindung gestiftet. Die Geistlichen haben angefangen, einen eignen Stand auszumachen, weil ihre Aemter für nöthig genug befunden wurden, um sie fortdauernd zu machen, weil derselben so viele, und weil deren Geschäfte ähnlich waren. Der ganze Stand hat sein Daseyn bekommen, um der Religion und des öffentlichen Gottesdienstes willen. Die Güter, mit welchen man jenen unterhielt, waren eigentlich diesen großen Gegenständen gewidmet.

Es scheint klar, daß der Staat über das Eigenthum der ersten Gattung der Corporum nicht dieselbe Gewalt habe, als über des Eigenthum der zweyten. Wenn Bürger des Staats eine kleinere

Gesellschaft in der größern errichten, mit keiner andern Absicht als der ihres eignen Besten; wenn die Fonds, welche sie dazu aussetzen, ihrer Vereinigung Bestand zu geben, von Anfang an, keine Beziehung auf einen öffentlichen Nutzen haben: so behalt zwar der Staat die Aufsicht über diese Fonds, daß nicht Ungerechtigkeiten dabey vorgehn, auch vielleicht, daß dadurch nicht zuviel von dem ganzen Reichthume des Staats der Cirkulation entzogen oder zu eigennützigen Absichten angewandt werde; aber zur Disposition über das gesellschaftliche Eigenthum selbst hat er kein Recht. Hingegen wo die Geschenke, Vermächtnisse, Beyträge, aus denen das Eigenthum eines Corpus sich nach und nach gesammelt hat, eigentlich Beyträge waren, eine gewisse gemeinnützige Absicht ausführen zu helfen, woran dem Staate selbst gelegen ist; wenn bey jenen Schenkungen und Vermächtnissen auf die Personen eigentlich gar keine Rücksicht genommen wurde, sondern nur auf die Sache, wenn sie nicht abzweckten, jenen Bequemlichkeit und Wohlleben, sondern für diese Arbeiter, Vorsteher, Verwalter zu verschaffen: dann hat der Staat ohne Zweifel, wofern ihm die Absicht selbst wichtig ist, auch mehr Rechte über diejenigen Güter, welche zur Erhaltung des Corpus ausgesetzt, aber eigentlich als Mittel zur Erreichung dieser Absicht anzusehen sind.

Jedermann empfindet diese Stufen des Eigenthumsrechts, wenn er sie sich gleich nie genau entwickelt hat.

Die Ungleichheit des Vermögens der Privatpersonen ist ein Uibel. Der Luxus vieler Reichen ist eine fehlerhafte und schlechte Anwendung desjenigen Vermögens, welches, unter Viele vertheilt, vielleicht besser gebraucht werden würde. Aber, man sieht auch auf den ersten Blick, daß es die äußerste Ungerechtigkeit seyn würde, deßwegen dem Reichen seinen Uiberfluß entziehn, und ihn dem ganzen gemeinen Wesen zueignen zu wollen. Die Erwerbungen der Privatpersonen hatten gar keine weitere Absicht, als daß diese Personen mit ihren Familien leben, — und, wenn sie viel erwarben, bequem und angenehm leben könnten. Diese Absicht verfolgten sie unter den Augen und mit Genehmhaltung der Regierung. Das Eigenthumsrecht also an den Gütern, zu deren Besitz sie auf diesem Wege kamen, ist geradezu und ganz allein an die Personen, nicht an einen öffentlichen Zweck gebunden, und darf also auch, selbst durch die oberste Gewalt des Staats, nicht von jenen abgetrennt und zum Behuf des letztern angewandt werden.

Bey einem Corpus, dessen Errichtung ebenfalls auf die Bedürfnisse und das Beste des gemeinen Wesens keine Beziehung hat, welches bloß um sein selbst willen da ist, tritt ein ähnlicher Fall ein:

doch schon mit größrer Einschränkung. Denn, da doch das Corpus selbst ein Geschöpf der Menschen, und nicht der Natur ist, und da diese Menschen zugleich Bürger sind: so hat der Staat das Recht, zuerst, gleich Anfangs zu beurtheilen, ob er die Verbindung selbst dem allgemeinen Besten zuträglich finde, und also die Entstehung dieser neuen moralischen Person gestatten wolle. Er behält ferner das Recht, auch in der Folge die Assoziation aufzuheben, wenn sie ihre unschädliche Natur verändert, oder wenn er selbst über ihre Abzweckung und ihre Folgen andere Einsichten bekömmt. Aber das zur Aufrechthaltung des Corpus bestimmte Eigenthum, da es ganz Privatzwecken gewidmet war, hat der Staat nicht das Recht, nach Aufhebung des Corpus zu öffentlichen Absichten zu widmen. Wenn die Zünfte aufgehoben werden: so müssen die Kapitalien und Güter, welche die Corporation erworben hat, den Mitgliedern überlassen werden. Wenn ein Wittweninstitut aufgehoben wird, so müssen die gesammelten Gelder den Einlegern zurückgegeben werden.

Aber bey einem Corpus, das aus Beamten, aus Dienern der großen bürgerlichen Gesellschaft besteht, — wozu jedes Glied nur Kraft gewisser Verrichtungen gehört, die ihm fürs Publicum übertragen worden sind: da ist das Eigenthum eigentlich gebunden an den Dienst, an die Verrichtung, nicht an die Personen. Die Versorgung, oder

die bequemere Lebensart derer, welche jenen Dienst leisten, oder diese Verrichtung thun, ist nur eine zufällige Nebensache; oder sie ist vielmehr bloß eine untergeordnete Absicht, insofern sie ein Bewegungsgrund wird, welcher die Einen antreibt, sich diesem Geschäfte zu widmen, und die Andern in den Stand setzt, demselben ohne Abhaltung obzuliegen. Je mehr oder weniger nun der Staat dieses Geschäft selbst zu seinen Endzwecken nöthig findet, und daher unter seine Aufsicht nimmt: desto mehr Recht darf er sich auch über die Disposition der Güter anmaßen, welche die Hülfsmittel ausmachen, jenes Geschäft immer im Gange zu erhalten.

Hiermit hängt ein andrer Umstand zusammen. Wenn ein Corpus sich ergänzt durch die Wahl neuer Mitglieder; wenn diese Wahl eine Prüfung erfordert; wenn diese Prüfung und diese Wahl dem Staate selbst zustehen, oder doch seine Genehmigung erheischen: so ist dieses ganze Corpus, und mithin auch sein Eigenthum, abhängiger vom Staat, als wenn es sich ohne Wahl und Prüfung, bloß nach fest bestimmten Regeln, (vermöge äußerer Verhältnisse der neuen Ankömmlinge, z. B. nach Verwandtschaft), oder doch ohne alle Einmischung des Landesherrn, vollzählig macht. Ersteres setzt nähmlich schon voraus, daß das Corpus einen bestimmten Auftrag hat, wozu eine besondere Tüchtigkeit der Personen gehört; und daß dieses ihm aufgetragene

Geschäft in das allgemeine Beste so stark eingreift, daß es dem Staate wesentlichen Nutzen oder Schaden bringt, nachdem es gut oder schlecht besorgt wird.

Augenscheinlich nun, sagt die Partey, deren Gründe ich jetzt vortrage, befindet sich die Geistlichkeit in beyden der Fälle, in welchen, nach der obigen Entwickelung der Ideen, das Eigenthum eines Corpus minder vollkommen und der souveränen Gewalt des Staats mehr unterworfen ist. Wären die Religion und der Gottesdienst nicht für unentbehrlich zur Wohlfart der in einer bürgerlichen Gesellschaft lebenden Menschen erkannt worden: so wäre nie eine Kirche entstanden, so hätte es nie Kirchendiener gegeben; und es wären nie so viel Wohlthaten aus dem öffentlichen Schatze und aus dem Vermögen der Privatpersonen zusammengeflossen, um eine immer währende Succession dieser Kirchendiener zu erhalten. Es sind also Aemter, die man durch jene Wohlthaten besolden, nicht Personen oder Stände, die man bereichern wollte. — Die Form dieser Besoldung und die Quelle derselben, ändern in ihrer Natur nichts Daß es liegende Gründe waren, daß sie von Privatpersonen herkamen beweist nicht, daß sie zu irgend etwas anderm bestimmt waren, als Arbeiten möglich zu machen oder zu belohnen, die für die religiöse Wohlfahrt der Gesellschaft nöthig befunden wurden. Daraus kann nimmermehr ein wahres und vollkommnes Eigen-

thum der Personen werden, welche zu Verrichtung dieser Arbeiten herbeygerufen wurden, und nur deßwegen die daran geknüpfte Belohnung eingeräumt bekamen.

Also: 1) das Eigenthum der Geistlichkeit hatte seinen Zweck nicht in der Geistlichkeit selbst, sondern in einem gemeinen Besten, das durch sie befördert werden sollte; — und 2) das Recht der Neuaufzunehmenden an diesem Eigenthume ward ausgetheilt durch Wahl, nach einer Prüfung ihrer Tüchtigkeit, und mit Einwirkung des Staates. Beydes beweist, daß der einzige richtige Gesichtspunct, unter welchem man die Kirchengüter ansehen kann, der ist, sie als Besoldungen zu betrachten.

Hat man je anders gedacht, so hat man sich bloß durch den Umstand irre führen lassen, daß diese Besoldungen durch liegende Gründe fixirt worden sind, und also von den Besoldeten nicht anders als durch Ausübung solcher Rechte gezogen werden können, dergleichen Privateigenthümer über ihre Güter ausüben. Aber der Unterschied bleibt ausgemacht. Vermögen, welches bloß geknüpft ist an Personen; welches unmittelbar Beziehung darauf hat, sie zu ernähren, und ihnen Hülfsmittel zu persönlicher Thätigkeit und persönlichem Genusse zu verschaffen, ist Eigenthum; dasjenige Vermögen, welches geknüpft ist an Arbeiten, an Geschäfte, und welches unmittelbar darauf abzweckt,

dem gemeinen Wesen die Vortheile zu verschaffen, wozu jene Arbeiten die Mittel sind, ist Besoldung.

3) Die Geistlichkeit beruft sich auf die Rechtmäßigkeit ihrer Erwerbungen. Aber wenn diese erst erwiesen werden müßte, ehe über ihr jetziges Eigenthumsrecht an ihren Gütern ein Ausspruch geschähe: so würde ein neuer höchst verwickelter Streit entstehen, welchen beynahe kein andrer Richter entscheiden könnte, als der schon zuvor Partey genommen hätte. Die Feinde der Geistlichkeit finden hier ein weites Feld zu beredten Anklagen, indem sie an die Kunstgriffe erinnern, durch welche kinderlose Reiche von der ihr Gewissen beherrschenden Klerisey, und noch mehr von den ihr Todbette umgebenden Beichtvätern so oft verleitet worden sind, ihr Vermögen, das von Rechtswegen ihrer Familie gehörte, oder eine weit nützlichere Anwendung litt, der schon überflüssig versorgten Kirche anzuwenden. Irrthum auf der Seite der Geber, welche in der Bereicherung der Kirchen und Klöster eine Büßung ihrer Sünden zu finden glaubten; Täuschung und Zudringlichkeit auf der Seite der Erwerber, welche die Hoffnungen und Schrecken der Religion mißbrauchten, um weltliche Zwecke für sich selbst zu erreichen: das sind wohl nicht Erwerbswege, die dem erworbnen Eigenthume einen ehrwürdigen Charakter der Unverletzlichkeit geben. Und doch sind es notorisch

diejenigen, durch welche viele Reichthümer der Kirche zugeflossen sind.

Der Freund und Sachwalter der Geistlichkeit darf indeß hierauf nicht verstummen. Auch die feinseligste und die genaueste Nachforschung, kann er sagen, würde nicht für alle Besitzungen der Kirche einen dem Rechte nach so zweydeutigen Ursprung entdecken. Viele derselben sind abgetretene Domänen der Landesherren; andre waren das Eigenthum der Geistlichen selbst, dessen sie sich zum Besten des Corpus, in welches sie getreten waren, entäußert haben; noch andre sind freye Wohlthaten gutmeinender, für Religion und Volksbelehrung eifriger Christen. — Und wann, kann er hinzusetzen, ist es nothwendig gewesen, in die Bewegungsgründe eines Verkäufers oder Donators einzudringen, oder gar auf die Richtigkeit oder Falschheit der Theorieen zu sehen, aus welchen diese Bewegungsgründe entsprungen sind, um die Rechtmäßigkeit des Kaufs oder der Schenkung zu beurtheilen? Wenn der Wille des Eigenthümers zu Uibertragung seines Eigenthums bewiesen ist: kann derselbe unkräftig gemacht werden durch Muthmaßungen oder Beweise von einer noch bessern Anwendung, die er von dem Seinigen hätte machen können?

Doch, dieser Untersuchung kann man in der That entübrigt seyn, wenn schon zuvor erwiesen ist, daß alle der Geistlichkeit zugewandten Güter, — so untadelhaft auch die Art und Weise seyn mag,

wie die Schenkung derselben veranlaßt worden; auch wenn dabey Niemanden Unrecht geschehn ist, und der Geber dabey aus ganz freyem und wohlüberdachtem Entschlusse gehandelt hat, — doch kein vollkommenes und wahres Eigenthum ausmachen. Denn freylich könnte nicht geleugnet werden, daß, wenn jene Güter in dem Falle als ein unverletzliches Eigenthum anzusehen wären, wenn sie ohne Unrecht an die Kirche gekommen sind, sie es auch jetzt noch seyn müßten; da die Länge der Zeit es unmöglich gemacht hat, jene Rechtmäßigkeit so zu prüfen, als zu einer gerichtlichen Entscheidung darüber erfordert würde. Nach den Gesetzen des Eigenthums muß die Verjährung schlechterdings den mangelhaften Titel der ersten Aquisition ergänzen. Und diese Verjährung hat die Geistlichkeit für sich. Sind hingegen die Ländereyen und Renten, von welchen die Geistlichen sich Eigenthümer nennen, ein dem Besten der Religion und des Staats zugeeignetes Vermögen, das ihnen nur insofern überlassen wird, als sie sich anheischig gemacht haben, beyden zu dienen: so kann durch keine Verjährung die Bestimmung dieser Güter verändert, und letztere dergestalt den Personen, welche jene Aemter begleiten, oder deren Abkömmlinge wahlfähig zu denselben sind, zugeeignet werden, daß sie auch dann noch beyden verbleiben müßten, wenn Religion und Staat keine, oder keine solchen Dienste

mehr dafür von ihnen erhalten, die mit der Größe der Belohnungen im Verhältnisse ständen.

Was 4) die Achtung betrifft, welche der Sachwalter der Geistlichkeit für die Stiftungen der Privatpersonen fordert, eine Achtung, die sich auch auf die bestimmte Verfassung erstrecken soll, die sie ihren Stiftungen gegeben haben; — so scheinen zwey Betrachtungen gegen die Giltigkeit dieses Beweises einzutreten. Die Gefahr, daß vernünftige Patrioten davon abgeschreckt würden, etwas von ihrem Vermögen zu einer öffentlichen gemeinnützigen Anstalt zu vermachen, wenn nicht alle älteren Stiftungen bey ihrer ursprünglichen Verfassung blieben, ist wirklich nicht vorhanden. Diesen Vernünftigen ist nur daran gelegen, — nicht schlechterdings ihren Willen befolgt zu sehn, und auf alle künftige Zeiten über ihre ehemahligen Güter und deren Anwendung zu gebiethen, sondern — ihren Mitbürgern etwas wesentlich Gutes in irgend einer Art menschlicher Glückseligkeit zu erweisen. Wenn sie also nun hoffen können, daß ihr Vermächtniß zu dem allgemeinen Endzwecke der äußern oder innern Wohlfahrt, welchen sie vor Augen hatten, auf eine vernünftige und den Zeitumständen angemessene Art werde angewendet werden, so sind sie befriedigt. Ja sie werden selbst wünschen, daß ihre Stiftungen durch weise Vorsteher künftiger Zeiten diejenigen Abänderungen leiden mögen, welche die Erfahrung und verbesserte Einsichten an die Hand ge-

ben werden. Die Sicherheit also, welche sie für die Fortdauer ihrer Anstalt begehren, wird ihnen dadurch nicht gestört, wenn sie bey ältern Stiftungen die Endzwecke der Testatoren beybehalten, und nur die Mittel, welche jene vorschrieben, nach der Lage der Sachen und den Fortschritten der Erkenntniß, verändert sehn — auch selbst dadurch noch nicht, wenn sie sehen, daß einige jener Stiftungen von dem Staate, in Zeiten allgemeiner Gefahr, oder unter Umständen einer gebietherischen Nothwendigkeit, zwar zu ganz andern, aber zu noch wichtigern, noch dringendern Gegenständen des allgemeinen Wohls angewandt werden.

Nur zwey Sachen sind es vornehmlich, welche die Neigung zu wohlthätigen Stiftungen ersticken: wenn Gelder und Güter, die dem Publicum gewidmet waren, zu dem Privatvortheile einzelner Personen angewandt werden; — und wenn die Abänderung der gestifteten Anstalten heimlich geschieht und dadurch dem Publicum in ihren Bewegungsgründen verdächtig wird. Wenn sie ihm Gegentheil öffentlich geschieht; wenn der Eigennutz keines Menschen einigen Antheil an derselben hat, wenn das zu einer öffentlichen Absicht Bestimmte dem Publicum gewidmet bleibt; wenn es von dem größern und bessern Theile des Volks anerkannt wird, daß der neue Gebrauch, welchen man von den Stiftsgütern macht, in dem Geiste der alten Stiftung, wenn auch nicht dem Buchstaben derselben gemäß, ist; wenn er entweder den besondern Theil der

menschlichen Wohlfahrt, welchen der Stifter im Auge hatte (als Religion, Erziehung, Armenpflege), wirklich besser befördert, — oder in augenscheinlichen Nothfällen noch größern Bedürfnissen des Staats zu Hülfe kommt: dann wird gewiß keine der Triebfedern geschwächt, durch welche Menschen, die hell und gut denken, bewogen werden, ihr Eigenthum an gemeinnützige Anstalten zu wenden.

Die einzige Furcht bleibt also noch übrig, daß die Selbstsüchtigen und Schwachköpfigen, die, welche nur durch ihre Eitelkeit, nicht durch die Liebe des gemeinen Besten getrieben werden, und ihren Nahmen, nicht die gute Sache verewigt wissen wollen, — daß ferner die Eigensinnigen, die auf grundlosen Bestimmungen bestehen, bloß, weil sie ihre Erfindung sind, — ihre Wohlthätigkeit vom Publicum zurückziehn. Ob aber von dieser Classe so viele, und wahrhaftig gemeinnützige, Stiftungen zu erwarten stehn; und ob die Furcht vor diesem Verluste von einer Operation zurückhalten müsse, welche dem gemeinen Wesen einen gewissen und gegenwärtigen großen Vortheil bringt, oder eine dringende Gefahr von ihm abwendet: dieß zu entscheiden wird eine Art von Berechnung erfordert, die nur auf der Stelle, und nach Maßgabe der Umstände jedes besondern Falles, angestellt werden kann.

Was die Heiligkeit der Testamente betrifft: so ist augenscheinlich, daß dieselbe nicht erfordern kann,

was an sich unmöglich ist: daß in alle Ewigkeit das nachgelassene Vermögen nach dem Willen des Erblassers angewandt werde. Denn weiter kann sich die Verfügung eines Menschen auf die Zukunft nicht erstrecken, als seine Vorhersehungskraft. Für einen Zustand der Dinge, welchen er nicht erkannte, konnte er auch keine Entschlüsse fassen. Sollten diese also auch alsdann gelten, wenn der neue Zustand eintritt, welchem sie nicht mehr angemessen sind, und auf welchen bey Fassung derselben nicht gerechnet wurde; so wird die Macht des Menschen erweitert über die Grenze seiner Einsichten, und also über die natürlichen Schranken seiner Gerichtsbarkeit. Und wenn es in andern Fällen erlaubt ist, die höchste Wahrscheinlichkeit, daß ein Mensch unter diesen Umständen sich so würde entschlossen haben, als eine wirkliche Erklärung seines Willens anzusehn: so wird man auch, aus der präsumirten Einwilligung eines vernünftigen Stifters, ein Recht zu Abänderung seiner Verordnungen herleiten dürfen, wenn man nur davon überzeugt ist, und das Publicum überzeugen kann, daß die Neuerung sehr nützlich, oder daß sie unvermeidlich war.

Wenn die Gesetze selbst, das Heiligste in einem Staate, das Fundament, worauf das Ansehn der Testamente selbst beruht, demungeachtet nicht unabänderlich sind, sondern umgeformt werden können und müßen, wenn sich die innern oder äußern Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft ändern,

oder auch wenn die Meinungen und Sitten von denen, die in dem Zeitalter des Gesetzgebers herrschten, zu weit abweichen: warum sollen Vermächtnisse, d. h. Gesetze, die ein Privatmann dem Publicum vorgeschrieben hat, schlechterdings unverletzlich seyn, und gegen alle Einwendungen der Zwecklosigkeit und der Ungereimtheit sich ewig behaupten können?

5) Aber nun heißt es weiter: nicht das Eigenthumsrecht der Personen allein, welche eben jetzt die geistlichen Würden begleiten, wird gekränkt, wenn man mit den daran geknüpften Gütern eine so willkürliche Verfügung zu andern Endzwecken macht, als die Nationalversammlung in Frankreich gethan hat; auch alle die Personen und Generationen von Menschen, die eine gegründete Anwartschaft darauf hatten, die Nachfolger der jetzigen Beneficiaten zu seyn, verlieren ein ihnen durch Herkommen und Gesetz zugesichertes Recht. Und wenn diese mit ihren Ansprüchen abgewiesen werden, so treten endlich die Nachkommen derjenigen Familie an ihre Stelle, aus deren Erbgütern die geistlichen Stifter und Prälaturen dotirt worden waren. Entweder müssen die geistlichen Güter jenen verbleiben, oder diesen zurückgegeben werden.

Aber schon diese Theilung des Rechts zu dem Besitze der geistlichen Güter, unter mehrern Prätendenten beweist, daß das Recht keines derselben vollständig ist, und an ein eigentliches Eigenthums-

recht,

recht, im buchstäblichen Sinne des Wortes, reicht. Nicht jeder Anspruch, jedes Recht, ist Eigenthumsrecht, und hat das unverletzliche Ansehn dieses letztern. Und eben wo solcher Ansprüche mehrere, aus ganz ungleichen Quellen entsprungen, bey einem und demselben Gegenstande zusammenkommen: da ist es ein Zeichen, daß jene vollkommne und innige Verknüpfung einer bestimmten Sache an eine gewisse bestimmte Person, oder eine bestimmte Succession von Personen, fehlt, welche das Wesen des Eigenthums ausmacht.

Aber es ist der Mühe werth, die Ansprüche jeder von diesen drey Classen der Eigenthümer insbesondre zu untersuchen.

Was die zu der Zeit gegenwärtigen Inhaber geistlicher Pfründen betrifft, in welcher ein Staat mit ihren Gütern und mit der Verfassung der Geistlichkeit selbst Aenderungen vornimmt, so fordert allerdings die Gerechtigkeit, daß sie, welchen ihre Würden und Einkünfte unter Genehmhaltung des Staats auf Zeitlebens verliehen waren, auch dieselben auf Zeitlebens genießen. Selbst zugestandne Besoldungen dürfen nicht, wenn nicht eine Verschuldung der Besoldeten dazwischen tritt, geschmälert werden. Das, was der Staat einmahl einer bestimmten Person zugesagt hat, muß er von Rechtswegen halten. Und ein mit einer bestimmten lebenslänglichen Besoldung bisher verknüpftes Amt jemanden auftragen, heißt ihm versprechen, daß

er den Sold genießen soll, so lange er sich nicht des Amtes unwürdig macht. Ist diese Besoldung schon von uralten Zeiten her fixirt, und durch Jahrhunderte hindurch von allen auf einander folgenden Offizianten genossen worden: so hat das Recht des Gegenwärtigen durch Gewohnheit und Herkommen ein desto ehrwürdigeres Ansehen, Was hiergegen gesündigt wird, kann nur durch die äußerste Noth und durch die Unentbehrlichkeit jener entzogenen Einkünfte zur Rettung des Staats entschuldigt werden: eine Entschuldigung, die nicht das Recht darthut, sondern nur anzeigt, daß es Fälle gibt, wo der Selbsterhaltung alle Rechte weichen müssen.

Aber nun diese nähmlichen Personen, deren Rechte auf die Pfründen die vollkommensten sind, können nach ihrem Tode, da sie keinen natürlichen Nachfolger haben, auch keine Rechte zurücklassen. In Absicht ihrer also wären die Kirchengüter, sobald sie absterben, eigenthumslose Güter, die in andern Fällen dem Staate anheimfallen.

Dann also, heißt es, kommen die Ansprüche derjenigen an die Reihe, welche sich zu Kandidaten eben der geistlichen Würden qualifiziren und nach der bisherigen Einrichtung mit Grunde hoffen konnten, sie mit allen daran hängenden Gütern und Rechten, nach dem Tode der vorigen Besitzer, zu erhalten.

Daß eine gegründete Erwartung, eine, die der Staat selbst, durch seine ausdrückliche Bestätigung oder seine stillschweigende Genehmhaltung einer gewissen Verfassung, erregt und garantirt hat, eine Art von Recht gibt: kann nicht geleugnet werden. Daß dieses Recht desto mehr Achtung verdient, je länger es bestanden hat, und je mehr die Personen und Familien, welchen es zukam, ihre anderweitigen Einrichtungen darnach gemacht hatten, besonders, wenn diese Einrichtungen selbst vom Staate von neuem bestätiget worden waren: dieß ist eine nicht weniger ausgemachte Wahrheit.

Aber zuerst ist es klar, daß diese Erwartungen auf die geistlichen Pfründen und Güter, bey den vermuthlichen Candidaten nur in dem Falle bis zu einem scheinbaren Rechte anwachsen konnten, wenn die Classe und Anzahl der Familien, welche die Candidaten aus ihren Gliedern aufstellten, eingeschränkt war, und diese eine ausschließende Anwartschaft darauf hatten. Daher sind auch bey der Aufhebung von geistlichen Stiftern und Klöstern, oder bey der Einziehung ihrer Güter, welche zu irgend einer Zeit in irgend einem Staate vorgenommen worden ist, jene Klagen wegen verletzter Rechte von keiner Seite erschollen, als von Seiten des Adels: weil dieser allein, durch die ausschließende Wahlfähigkeit zur Aufnahme in einige derselben, eine nähere und eine sichere Hoffnung zur Theilnahme an jenem Kircheneigenthume

hatte. Die Söhne der Bürger wurden zwar auch in den unadelichen Klöstern und Stiftsstellen versorgt; die Hausväter der mittlern Classe konnten also auch auf diese Versorgung Rechnung machen. Aber niemahls schrieben sie sich ein eigentliches Recht darauf zu; nie hielten sie sich durch Aufhebung der Orden beleidigt. Ohne Zweifel, weil sie dieses Recht mit einer zu großen Menge theilten. —

Ist aber jene Ausschließung der übrigen Stände von den hohen Stiftern, welche allein dem Adel das Recht zu einem Einspruche gegen deren Veränderung gibt, nicht selbst eine Usurpation, und der erste Durchbruch durch die ursprünglichen Gesetze der Stiftung? So lange als diese ihrem ersten und einzigen Zwecke, der Belehrung, Besserung und Tröstung des Volks durch Unterricht, gewidmet blieb; mußten nicht nach Vernunft und Recht diejenigen Personen den meisten Anspruch auf das Amt und dessen Emolumente haben, welche die zu Beförderung jenes Zwecks nöthigen Eigenschaften in dem vorzüglichsten Grade besaßen? Haben nicht erst spät die großen Einkünfte, und diese allein, die Candidaten aus vornehmen Familien herbeygelockt, welche deßwegen diese Würden ihrer Geburt anständig glaubten, weil dieselben sie in den Stand setzten, mit eben dem Glanze zu leben, dessen ihre erstgebohrnen Brüder vermöge ihrer Familiengüter genossen? Waren es nicht diese vor-

nehmen Geistlichen, welche, da sie gewöhnliche Predigerarbeiten eben so sehr unter ihrer Würde zu seyn glaubten, als sie große Einkünfte derselben gemäß hielten, zuerst den Genuß der Pfründe von der Erfüllung der geistlichen Amtspflichten trennten, und die ganze Natur und den Geist dieser Institute veränderten? Und nachdem einmahl ganze Collegien der obern und reichern Geistlichkeit mit Personen des Adels besetzt waren: vereinigte sich nicht diese dann erst, das, was durch Zufall und Umstände einmahl geschehen war, durch Gesetze zu verewigen, und das Gehege, welches die niedrigern Stände von dem Zugange zu ihren Würden und Gütern ausschloß, undurchdringlich zu machen? — War es überhaupt Recht, — oder war es schon die erste und größte Ausartung der Stiftungen, daß geistliche Aemter, und die diesen allein zugedachten Vermächtnisse, als Aussteuer, und Glückswege für adliche jüngere Brüder gebraucht wurden? Und wenn jene erste große Abweichung von dem Geiste und Zwecke des Institus erlaubt war: sollten alle nachfolgenden Aenderungen, die nicht aus Privateigennutz einer Person oder Familie, sondern aus Bewegungsgründen des allgemeinen Besten geschehn, unrechtmäßig seyn?

Diese Fragen sind zum Theil historisch, und werden ohne Zweifel bey dem einen Stift anders als bey dem andern, und selbst bey verschiednen

demselben gehörigen Gütern verschiedentlich beantwortet werden müssen. Die letzteren sind nur nach und nach, durch eine Reihe von Jahrhunderten, gesammelt worden, ehe sie solche Massen von Reichthümern ausmachten, als mit Bisthümern und Dompräbenden in einigen Ländern verbunden sind. Unter denselben sind die spätern Schenkungen, und sonder Zweifel die ansehnlichsten in einem ganz andern Geiste, und mit andern Absichten den Stiftern einverleibt worden, als die älteren. Diese hatten Bekehrung der Heiden, Aufrechthaltung des Christenthums, Predigt, Gebeth, und Gottesdienst allein zum Bewegungsgrunde. Aber bey jenen würde ohne Zweifel schon der Vortheil, welcher aus reich dotirten geistlichen Stellen für die Männer, welche sie begleiten, und selbst für die Familien entsteht, welche ihre Söhne in dieselben bringen können, mit in Anschlag gebracht. Und die schon sich einschleichende, und immer mehr zur Gewohnheit werdende Einschränkung der Wahlfähigen bewog wahrscheinlich Testatoren, welche selbst zu der obern begünstigten Classe gehörten, mehr und reichlicher zu schenken. Dagegen hielten sie sich dann auch wohl berechtigt, für große Gaben einige Forderungen zu machen, und an ihre Stiftungen Bedingungen zu knüpfen, wodurch sie Personen einer geringern Geburt, als die ihrige, von dem Genuß ihrer Wohlthaten entfernten.

Aus dem Allen erhellet wenigstens soviel: daß es schwer seyn würde, den eigentlichen Werth und Gehalt der Rechte, welche sich die zu den hohen Stiftern wahlfähigen Familien auf den beständigen Genuß der Pfründen für alle ihre Nachkommen zuschreiben, auszumitteln, — was in denselben Recht und was Usurpation sey, zu entscheiden, — und zu wissen, ob der Wille der Fundatoren, und die Verordnungen der sie bereichernden Wohlthäter, durch die Ausübung jener Rechte erfüllt oder gebrochen werden.

Doch man nehme auch die dem Adel günstigsten Voraussetzungen an: so würde hieraus zwar so viel folgen, daß Veränderungen, welche einer respektabeln Bürgerclasse einen großen Verlust zuziehn, nicht ohne den augenscheinlichsten Nutzen für das ganze gemeine Wesen oder ohne die dringendste Nothwendigkeit vorgenommen werden müssen; es würde folgen, daß diese Behuthsamkeit desto gerechter sey, wenn jene Classe ihrer Vortheile sehr lange genossen hat, und deren Fortdauer mit gutem Grunde hoffen konnte; aber nimmermehr, daß alle solche Veränderungen durchaus und in allen Fällen unerlaubt seyen. An sich bleibt es ausgemacht, daß bey allen geistlichen Aemtern und Stiftungen der Vortheil der Personen, welche in dieselben eingesetzt werden, und noch weit mehr der Vortheil der Familien, aus welchen sie genommen werden können, nur eine Betrachtung vom zweyten

Range, nur eine untergeordnete Absicht sey, die, wäre sie zum letzten Zwecke geworden, selbst den größten aller Mißbräuche ausmachen würde; die aber, wenn nach dem Recht allein geurtheilt wird, zu jeder Zeit den wirklich höhern Zwecken, dem Besten der Religion, oder, wenn diese solcher Institute nicht mehr bedarf, dem Besten des Staats von neuem untergeordnet werden kann.

Was endlich die Ansprüche derjenigen Familien betrifft, deren Vorfahren die Kirche mit ihren Gütern bereichert hatten: so scheint allerdings beym ersten Anblick die Forderung gerecht, daß diese Güter zu ihren alten Eigenthümern wieder zurückkehren sollen, wenn durch Aufhebung der Stifter und geistlichen Pfründen der Gegenstand nicht mehr vorhanden ist, dessentwegen sie sich derselben begeben hatten. Aber auf der andern Seite finden sich bey genauerer Betrachtung folgende Einwendungen:

Zuerst würde dieser Anspruch, wenn man ihn auch für vollgiltig annähme, nur bey dem kleinsten Theile der Kirchengüter eine mögliche Anwendung finden. Bey den meisten würde es äußerst schwer seyn, die gesetzmäßigen Erben derjenigen auszumitteln, welche sie dem Kirchengute von ihrem Eigenthum zugewandt haben. Es gibt ohne Zweifel unter den Fonds der geistlichen Stiftungen sehr viele, deren Quelle unbekannt oder ungewiß ist. Unzählige der Familien werden ausgestorben, oder

nur noch in Nebenlinien fortdauernd gefunden werden. Und bekanntlich haben zu den größten und reichsten Stiftern, besonders in Teutschland, die Landesherrn durch Abtretung eines Theils ihrer Domänengüter den Grund gelegt: und da diese Domänengüter als ein Eigenthum des Staats angesehen werden konnten, von welchem der Regent, nach seinem Verwaltungsrechte, nur eine gemeinnützige Anwendung machte: so kehren sie rechtlicher Weise zum Staate zurück, wenn jener besondre Gebrauch nicht mehr Platz hat.

Zum zweyten: Diese Rückkehr der Kirchengüter zu den Familien ihrer Donatoren ist nur in der Voraussetzung nothwendig, wenn man Ursache hat, das Eigenthumsrecht des ersten Erblassers oder Gebers, über Güter, welche er einer öffentlichen Anstalt zum Besten des gemeinen Wesens vermacht oder schenkt, als immer fortdauernd anzusehn. Wäre aber dieses ausgemacht: so bliebe alsdann auch sein Wille wegen der besondern Anwendung dieser Güter auf immer verbindlich; und die Aufhebung oder Aenderung der Stiftung wäre an sich ungerecht. — Hierüber aber ist eben noch der Streit, der also erst ausgemacht seyn müßte, ehe jene Aufforderung in Betrachtung kommen könnte. Er werde aber auch entschieden, für welche Partey er wolle, so scheint es nicht, daß er je zu Gunsten der Privatfamilie ausfallen kann, die den Nahmen der ehemahligen Wohlthäter der

Kirche - tragen. Denn, ist der Wille der letztern ein unabänderliches Gesetz für alle künftigen Zeiten: so muß die Stiftung in der Art fortdauern, und mit solchen Personen auf die Weise besetzt werden, als bisher. Darf diesem Willen entgegengehandelt werden: so ist die Verbindung des Gutes mit dem ersten Eigenthümer völlig unterbrochen; es steht unter einer fremden Gewalt; und die Nachkommen des Donators, welche nur aus seinem Rechte die ihrigen herleiten, können keinen Anspruch mehr darauf machen.

Werden denn Güter, die einer Privatfamilie vermacht sind, wenn diese ausstirbt, von der Familie des Erblassers zurückgefordert? Werden sie nicht, so gut als alles andre Eigenthum derselben, als besitzlose Güter angesehen, über welche der Staat verfügt? Warum sollen Vermächtnisse dem gemeinen Besten gewidmet, eine stillschweigende Bedingung bey sich führen, die bey keinem andern Vermächtnisse Statt findet?

6) Endlich, um auf das letzte Argument des Sachwalters der geistlichen Eigenthumsrechte zu kommen, — wäre es allerdings ungerechte und blinde Parteylichkeit, die höhere und reichere Geistlichkeit, besonders der Domstifter, als müßige und unnütze Verzehrer zu betrachten. Sie haben noch jetzt Aemter, die in den Händen guter und weiser Menschen wohlthätig werden können. Die Direktion der geistlichen und kirchlichen Angelegenheiten

ist ein wichtiger Theil der allgemeinen Staatsregierung. Ihre Einkünfte selbst setzen sie in Stand, auch außer der Sphäre ihres Berufs Gutes zu thun. Und wenn ein großer Theil ihrer Geschäfte in der Regierung von Land und Leuten, oder in der wirthschaftlichen Verwaltung großer Ländereyen besteht: so wird ihnen selbst dadurch ein weites Feld von Arbeitsamkeit und Wohlthätigkeit eröffnet.

Allein diese letztern Dienste, die sie dem Publicum in der Qualität von Herren, von reichen Leuten und von Gutsbesitzern leisten, können nicht als Gründe angeführt werden, warum ihnen diese Einkünfte und Güter konferirt werden müßten. An welche andre Personen sie auch, nach Aufhebung oder Einschränkung des geistlichen Eigenthums daran, kommen mögen: so wird man von diesen immer fordern, daß sie solche wohl verwalten; und es wird nach aller Wahrscheinlichkeit eben so oft geschehn, weil die neuen Besitzer auch Menschen sind, unter denen die guten und schlechten abwechseln. Also nur die eigentlichen Berufsgeschäfte, die Amtspflichten sind es, welche, da sie mit dem Besitze der Güter anfangs belohnt wurden, auch allein der Maßstab seyn können, wornach man die Schicklichkeit und Angemessenheit dieser Belohnungen beurtheilen kann. Die Untersuchung läuft darauf hinaus: die Arbeiten, welche Domherrn und Bischöffe, als solche, dem gemeinen Wesen widmen, zu vergleichen mit der Portion des ganzen Staatsvermö-

gens, welche zu Bezahlung derselben angewendet wird; — sie ferner zu vergleichen mit der Anzahl der übrigen Bedürfnisse des Staats, mit den Arbeiten, durch welche für diese gesorgt werden muß, mit der Größe und Schwierigkeit solcher Arbeiten, und also mit der Belohnung, welche ihnen gebührt. Diese Vergleichung allein gibt einen vernünftigen Grund zu irgend einer Veränderung eines bestehenden Collegiums von Besoldeten. Und wo derselbe zum Vortheile des Instituts ausfällt: da ist es zugleich ungerecht und unpolitisch, es anzutasten. Aber wäre der Fall undenkbar, in welchem das gegenseitige Resultat herauskäme? Und wäre es alsdann ungerecht, den Verrichtungen, nach ihrer Größe und nach ihrer Schwierigkeit, den Lohn genauer anzumessen?

So stehen, nach meinen besten Uiberlegungen, die Sachen beyder Parteyen. Ihre Gründe und Gegengründe liegen vor dem Richterstuhle des Publicums. Mir kömmt es nicht zu, zu entscheiden. Oder vielmehr es kömmt noch Niemanden zu, über einen Gegenstand abzuurtheilen, der noch mehr von allen Seiten, und von Personen verschiedener Stände und aus verschiedenen Gesichtspuncten, geprüft werden muß, ehe das Nützliche und Nothwendige, dieses und das Gerechte, das Gerechte und das Billige, von einander gehörig abgesondert seyn kann. Wir sind in einem Zeitpuncte, wo es um desto unzeitiger wäre, hievon übereilte Urtheile zu fällen,

da eine groſse Nation Experimente in dieſer Sache gemacht hat, deren Ausgaug noch ſo ſehr zweifelhaft iſt, und deren Erfolg uns durch die Erfahrung, die ſicherſte Lehrerinn, über das Thunliche und das Schickliche am beſten aufklären wird.

Indeß muß jeder patriotiſche Teutſche, der weder ſelbſt verdächtig werden will, als wenn er ſeinen bloß ſpekulativen Ideen von Verbeſſerung einen ruhigen Zuſtand der Dinge aufopfern wollte; noch ſein Vaterland der Gefahr auszuſetzen wünſcht, welche die ſich ausbreitende Neuerungsſucht mit ſich führet, bey obigen Unterſuchungen folgende allgemeine Ideen in Erinnerung bringen: Ideen, welche, — das Reſultat der Unterſuchungen möge ausfallen wie es wolle, — eine zu vorſchnelle, oder eine zu ausgedehnte Anwendung derſelben verhindern können.

Zuerſt iſt es ewige Wahrheit: daß Alles, was in einem Staate durch Gewaltthätigkeit geſchieht, mit Gewalt und wider Willen der Intereſſirten, durchgeſetzt wird, an ſich ein Uibel, — und, wenn die Partey dieſer letzteren zahlreich iſt, ein der Erhaltung des Staates gefährliches Uibel ſey. Güter mögen übel erworben ſeyn; ſie mögen zwecklos angewandt werden; Inſtitute mögen nach und nach unnütz werden. Sobald ſie tief eingewurzelt ſind in die Natur und Verfaſſung des Staats, feſt gegründet durch die Meinungen des groſsen Haufens, konſolidirt durch die Zeit und eine undenkliche Ver-

jährung: so ist die Zerstörung derselben immer eine Revolution, eine der großen Erschütterungen, die, wie die ähnlichen Naturbegebenheiten in der Körperwelt, unausbleiblich vielen Schaden thun, wenn sie gleich zu einem entfernten Nutzen abzwecken. Der Verlust, den eine beträchtliche Classe von Bürgern eines Staats leidet, ist an sich schon ein weit sich verbreitendes Unglück, da Niemand an seinen Einkünften Verlust leiden kann, ohne diejenigen wieder leiden zu lassen, welche sich von den ihm geleisteten Diensten ernährt haben. Aber die Leidenschaften, die dadurch erregt werden, sind ein noch weit größeres Uibel: Erbitterung von Seiten der Verlierenden und aller ihrer Anhänger, Habsucht und Raubsucht von Seiten ihrer Gegner. Die Bosheit der Menschen schläft in Zeiten des Friedens: sie erwacht bey jedem großen öffentlichen Streite, besonders über das Eigenthum.

Zweytens: In allen Sachen, aber am meisten in Sachen der Religion, soll der Landesherr, oder der oberste Staatsverwalter mit großen Reformen nicht der Opinion zuvorlaufen. Er kann nicht mit wirklichem Vortheil Veränderungen, welche an sich die Vernunft gut heißt, zu Stande bringen, wenn sie von einem großen oder gar dem größten Theile der Bürger gemißbilliget werden. Die Aufhebung der Klöster in den Oesterreichischen Staaten war eine geringere Veränderung, als die Aufhebung der weltlichen Stifter in irgend einem ka-

tholischen Lande seyn würde; weil die Klöster mit der Staatsverfassung viel weniger zusammenhängen. Aber doch, so lange in den Religionsbegriffen des Volks die Klostergelübde noch für unverletzlich, und die Güter derselben für Gott geheiligt galten: so lange war es eine nicht völlig gerechte, und eine in Absicht des gesuchten Erfolgs zweydeutige Operation, sie aufzuheben. „Wird der Aberglaube dadurch ausgerottet? oder wird der Religionseifer dadurch nur noch schwärmerischer werden?" Das kommt auf die Stimmung der Gemüther und die schon unter der Nation herrschenden Einsichten an. Eher soll von Rechtswegen kein Fürst und kein Reformator die äußere Verfassung des Religionswesens antasten, bis er sich der Gewalt über das Innere desselben, d. h. über die Uiberzeugungen der Menschen, durch die höhere Kraft seiner Vernunft erworben hat *).

Um deßwillen kann eine Nation, oder ihre Repräsentanten-Versammlung eine solche Veränderung, als die der Verfassung und Besoldung sämtlicher Geistlichkeit ist, weit eher vornehmen, als ein Mo-

*) Ich weiß wohl, daß zuweilen gewaltthätige Aenderungen der Art durch die Folge gerechtfertigt werden, indem sie selbst beytragen, die irrigen Meinungen und den Wahnglauben des Volks zu verbessern, um derentwillen sie so großen Widerspruch erregten. Aber der Fälle, wo ein solcher Erfolg sich sicher genug voraussehen läßt, werden nur wenige seyn.

narch, oder eine erbliche Aristokratie. Denn, wenn in der Volks- oder Deputirten-Versammlung die meisten Stimmen zu einer solchen Abschaffung alter Religionsinstitute sich vereinigen: so ist dieß ein Beweis, daß der größte Theil der Meinungen in der Nation auf dieser Seite sey; — und daß also die Operation weder eine solche Erbitterung erregen werde, die zu einem bürgerlichen Kriege führen könne, noch durch das Entgegenwirken einer zu großen und mächtigen Partey in dem Erfolge werde vereitelt werden.

Ohne Zweifel gehört dieß unter die größten Vortheile einer Verfassung, wo die Nation selbst legale Mittel hat, ihre Gesinnungen zu erkennen zu geben, daß die schickliche Zeit für Reformen besser erkannt wird, und die projektirten entweder sogleich aufgegeben, oder mit allgemeiner Zufriedenheit, und also mit größerm Nutzen, durchgesetzt werden.

Es wird aber hiebey vorausgesetzt, daß die Repräsentanten-Versammlung den Sinn und die Meinungen ihrer Kommittenten im Ganzen befolgt hat, und von diesen nicht für Uibertreter ihrer Vollmachten erklärt wird.

Darauf wird es auch in Frankreich ankommen, ob die Einziehung der geistlichen Güter zum Verderben des Staats gereichen, oder das Beste desselben befördern wird. Ist im ganzen Reiche die Uiberzeugung von der Nothwendigkeit oder Schicklichkeit dieser Operation herrschend; sind die Mei-

nun-

nungen und Gesinnungen des Volks darauf im Ganzen vorbereitet; wird diese, jetzt noch durch tausend andre Leidenschaften, gleichsam in Verwirrung gesetzte und eben deßwegen noch nicht nach ihrem Umfange wirksame, Volksmeinung durch die Anwendung, welche die Nationalversammlung von den Gütern macht, und durch die Erreichung des gehofften Guts, zum Vortheile der gewagten Veränderung befestigt: so wird die Unzufriedenheit der Verlierenden Anfangs zum schweigen gebracht, und zuletzt überwunden werden. Hat im Gegentheil die Nationalversammlung den Geist und die Gesinnungen, die noch jetzt in der französischen Nation herrschen, nicht gekannt, oder nicht bey ihren Dekreten über die geistlichen Güter zu Rathe gezogen: sieht der größte Theil der Franzosen darin eine Entheiligung der Religion; oder rechtfertigt der Erfolg die Hoffnungen nicht, welche man sich von dem Staatsnutzen der Operation gemacht hatte; so wird ein Bürgerkrieg und alles damit verbundne Elend Folge dieser in der Theorie so scheinbar zweckmäßigen Reform seyn.

Aber noch sind zwey Hauptbetrachtungen hinzuzufügen.

Erstlich: Ein Institut kann durch eine Reihe von Aenderungen, die zwar im Anfange Mißbräuche sind, aber zuletzt Gesetze werden, dergestalt seine erste Natur verlieren, daß es in der gegenwärtigen Zeit nach einem ganz andern Maßsta-

be, als nach seiner Schicklichkeit, zu Erreichung des ursprünglichen Endzwecks beurtheilt werden muß.

Die Bischöffe waren ganz unstreitig, zur Zeit ihrer Entstehung in der christlichen Kirche, nichts anders, als Beamte, welchen die Sorge für den Unterricht in der Religion und für die Haltung des öffentlichen Gottesdienstes, nebst der Aufsicht über alle zu gleichem Endzwecke in einem gewissen Distrikte angestellten Personen, aufgetragen war. — Die Verehrung der Menschen für das Amt, die Liebe selbst zu vorzüglichen Personen, welche es begleiteten, bewog Viele aus ihren Gemeinden, ihre Aecker, Wiesen und Weinberge, Geld und Geldeswerth, herzugeben, um diesen Personen das Leben bequem und die Fortdauer des Amts selbst auf ihre Nachkommen sicherer zu machen. Aus dieser Vermehrung der Fonds, besonders, wenn es liegende Gründe waren, entstand für den Bischof ein neues Geschäft: die Verwaltung der Fonds und die Oberaufsicht über die Dienstleute, mit welchen die Güter bewirthschaftet wurden. Auf der andern Seite erweiterte sich die geistliche Wachsamkeit über die Sitten zu einer wirklichen Jurisdiktion über viele mit Religion zusammenhängenden bürgerlichen Handlungen. Diese Jurisdiktion und jene Gewalt über die Dienstleute auf den Gütern gab den Bischöffen natürlicher Weise eine gewisse Herrschaft. Diese Herrschaft ist in dem einen christlichen Reiche, nach Maßgabe der Zeitumstände und der in

weltlichen Angelegenheiten vorgegangenen Revolutionen, größer und unabhängiger geworden, als in den andern. — In Teutschland, wo aus den weltlichen Staatsbeamten Fürsten und Landesherrn geworden sind, haben sich die obersten Geistlichen zu einem gleichen Ansehn erhoben. — Durch diese Veränderung, deren Legalität, wenn sie anfangs unvollkommen war, durch die lange Konvenienz und nachmahlige ausdrückliche Einwilligung des ganzen Reichs, und durch die Uibereinstimmung der sämmtlichen übrigen Reichsverfassung ergänzt worden ist, verloren die hohen geistlichen Reichsstifter gänzlich ihre Natur und Bestimmung. Sie wurden Fürstenthümer mit Landeshoheit versehen, nur von einer besondern Art: ausgezeichnet durch eine eigenthümliche Regierungsform, eine Form, die aus ihrer ehemahligen bloß geistlichen Bestimmung herstammte. Ein aristokratisches Corpus, das Domkapitel genannt, welches sich aus Geschlechtern, die ihre Wahlfähigkeit dazu unter ihre erblichen Vorzüge zählen, ergänzt, wählt aus seinem Schooße sein und des Landes Oberhaupt, das den Titel Bischof führt. Bey jenem Corpus sowohl, als bey diesem Oberhaupte, sind die Nahmen zwar geistlich: aber die geistlichen und gottesdienstlichen Verrichtungen sind schlechterdings Nebensachen: sie sind nichts, als Gebräuche, welche an den Ursprung dieser neuen Art von Herrschaft und Regierungsform erinnern. Nur die geistliche Jurisdiktion, die sich bey diesem

Landesherrn mit der Staatsregierung in denselben Händen vereinigt, ist noch ein wahrer Uiberrest des alten Amts, welches mit dem Titel des jetzigen Wahlfürsten verbunden war.

Es ist klar, daß, wenn in irgend einem Lande mit einem geistlichen oder weltlichen Institute eine solche Umwandlung vorgegangen ist, daß die ursprüngliche Natur desselben nur als die Veranlassung und die Basis zu Errichtung eines neuen Staatsgebäudes angesehen werden kann: daß, sage ich, nunmehr die Legalität der Vorrechte und Güter, die zu den Titeln des Instituts gehören, nicht mehr nach dem beurtheilt werden darf, was diese Titel in dem ältesten Zustande der Dinge anzeigten. Es sey darum, daß der Bischof bey Einführung der christlichen Religion in Teutschland eine bloß geistliche Person und ein Prediger des Evangeliums war. Aber er ist jetzt ein Landesherr, in einem Wahlfürstenthume, eingeschränkt durch dasjenige aristokratische Corpus, aus welchem er gewählt wird. Eine solche Regierungsform ist an sich so wenig unrechtmäßig, als jede andre; sobald, wie z. B. im Kirchenstaate, die beherrschte Nation selbst damit zufrieden ist, oder sobald, wie in den teutschen unmittelbaren Reichsstiftern, der größere Staat, dem die Landeshoheit subordinirt ist, dazu einwilliget, und selbst die Festigkeit seiner Totalverfassung in der Fortdauer jener Regierungsform der Stifter findet.

Kann es an sich als unerlaubt angesehen werden, daß ein Staat so regiert wird, wie jetzt der Römische? daß ein Landesherr so gewählt wird, wie jetzt der Papst? daß ein Kardinalskollegium Mitregent ist, und ausschließend das Wahlrecht hat? Oder könnte es für einen hinlänglichen Grund gehalten werden, den Kirchenstaat zu zertrümmern, weil der Nahme Papst, der jetzt dem Landesherrn der Römer zukömmt, ursprünglich ihren Lehrer bedeutete? Selbst die unerlaubten und zweydeutigen Handlungen, durch welche dieser geistliche Hirt seinen Schaafstall und seine Gewalt über die Heerde vergrößerte, können jetzt nicht mehr in Anspruch genommen werden, nachdem daraus ein völlig ausgebildetes, gehörig begrenztes, und durch Traktaten befestigtes, gemeines Wesen entstanden ist.

Eine ähnliche Bewandtniß hat es in Teutschland mit Bisthümern, welche Landeshoheit haben. Der Nahme ist noch der alte; die Sache ist neu. Diese Art der Regierungsform kann ihre Mängel und ihre Inkonvenienzen haben: aber sie ist nicht ungerecht, wenn sie die allgemeine Einstimmung des Teutschen Reichs hat; und es wäre ungerecht, sie abzuschaffen, so lange sie durch diese Uibereinstimmung bestätigt wird.

Anders war in der That der Zustand der Dinge in Frankreich. Welche Reichthümer auch ihre Klerisey erworben hatte, so blieb sie doch Unterthan. Ihre Herrschaft war bloßer Güterbesitz. Das

Eigenthum und die Würde der Bischöffe und Prälaten hatten immer noch auf die Verrichtung der geistlichen Funktionen ihre unmittelbare Beziehung. Ihre Jurisdiktion griff in die Regierungsform des Staats bey weitem nicht so stark ein. Dieß hindert nicht, daß auch ihre Abschaffung ein Unglück für Frankreich werden kann: aber es beweist wenigstens, daß der glücklichste Erfolg derselben andern Ländern, wo die geistlichen Güter gewisser Maßen zu Staatskörpern erwachsen sind, nie zum Beyspiele dienen dürfe.

Eine zweyte Betrachtung grenzt an die vorige. Der Hauptgrund, warum es dem Souverän unerlaubt ist, in das Privateigenthum, selbst um des gemeinen Besten willen, Eingriff zu thun, ist: die allgemeine Zerrüttung, die er verursacht, und die Unmöglichkeit, Frieden und Sicherheit, und selbst das Daseyn der bürgerlichen Gesellschaft zu erhalten, wenn nicht die Unverletzlichkeit jenes Eigenthums als Grundgesetz angenommen wird. In Abstrakto betrachtet, kann es wohl nützlicher scheinen, daß die Ungleichheit der Glücksgüter, wenn sie übermäßig angewachsen ist, auch durch Gewalt aufgehoben werde. Die Gesetzgeber und Staatsreformatoren der alten Welt sind dieser Idee nachgegangen, und haben, dem Uibel abzuhelfen, entweder eine neue Theilung der Ländereyen gemacht, wie Lykurg, oder, wie Solon, die Schuldverschreibungen kassirt, durch welche die Aermern den

Reichern zinsbar wurden; oder haben, wie die Gracchen, durch agrarische Gesetze das Vermögen der Reichen zu beschneiden, und das Eigenthum der Aermern zu erweitern versucht. Aber selbst diese Versuche und ihr Erfolg haben die folgenden Staatsmänner weiser gemacht. Diese haben eingesehn, daß gegen das Uibel der Ungleichheit der Güter, so groß es immer seyn mag, sich kein schleuniges Hülfsmittel finden lasse, welches nicht noch schlimmer sey, als das, was es heilen soll. Denn mit der Erbitterung der einen Classe wird die Zufriedenheit der andern nicht erkauft. Uiber die neue Theilung entstehn unabsehliche Streitigkeiten. Lange Zeit dauert der Same zu Aufruhr und bürgerlichen Kriegen fort. Und wenn keine Gegenrevolution den alten Zustand auf einmahl wiederherstellt: so entsteht er nach und nach durch die Natur der Dinge und der Menschen von selbst.

Wenn also das wahre und eigentliche Eigenthum, — das, welches an Personen und Familien gebunden ist, — doch seine Festigkeit gegen alle Vorwände des gemeinen Besten nur dadurch behauptet, daß Reformen, welche jenes Eigenthum angreifen, mit einer allgemeinen Verwirrung der Dinge verbunden sind; wenn die unvermeidlichen Störungen der Ruhe und die nie zu endigenden Streitigkeiten, welche erregt werden, sobald man dieses Werk der Natur und des Zufalls: das Privateigenthum, der Willkür der Gesetz-

geber unterwerfen will; — wenn sage ich, diese die einzigen durchaus giltigen Ursachen sind, warum alle agrarischen Gesetze, alle Solonischen σεισαχθειαι, oder Lastenerleichterungen des gemeinen Mannes durch Aufhebung seiner Verbindlichkeiten, für unerlaubt und selbst für verabscheuungswürdig gehalten werden müssen: so kann es auch bey einem unvollkommnen Eigenthum, dergleichen die, gewissen Aemtern und Ständen durch Herkommen und Gesetze gesicherten, Besoldungen sind, Fälle geben, wo es eben so unverletzlich wird, als das Privateigenthum, weil die Aenderung desselben mit gleich großen Zerrüttungen begleitet ist.

Allenthalben also, wo, um eine solche Reform, als die in der Verfassung der geistlichen Güter hervorzubringen, ein ruhiger und befestigter status quo gestört werden muß; wo Traktaten gebrochen, Staatsverfassungen über den Haufen geworfen werden müssen; wo, auf der andern Seite, kein unerträgliches Uibel eine Verbesserung durchaus nothwendig macht, keine drohende Gefahr alle andern Betrachtungen bey Seite setzen heißt: da sind die Reformen große Uibel, denen selbst der bescheidne Weise, welcher die Fehler des alten Zustandes am besten einsieht, aus allen Kräften entgegen zu arbeiten sich gedrungen findet. — Und in der That zeigt sich, das eine noch so zwecklose und fehlerhafte Vertheilung der dem öffentlichen Dienste gewidmeten Güter doch durch eine allgemeine Verbreitung

richtiger Kenntniſſe und einer gemeinnützigen Thätigkeit unter alle Stände weſentlich verbeſſert werden kann, indem, wenn der Geiſt der Zeit und der Nation ſich veredelt, auch diejenigen, die bey großen Belohnungen nur wenig für das Beſte ihrer Nebenmenſchen zu thun verpflichtet ſind, angeſpornt werden, freywillig zur allgemeinen Glückſeligkeit, nach Verhältniſſe ihres Vermögens, mitzuwirken.

Ueber

fehlschlagende Erwartungen.

Keine Beobachtung wird im menschlichen Leben so häufig und in dem Leben mancher Menschen so unaufhörlich gemacht, als daß Erwartungen fehlschlagen; — und zwar die hoffnungsvollen sowohl als die fürchterlichen. Wenige Güter sind, wenn wir sie erlangen, von so großem Werthe, — wenige Vergnügungen so ergötzend, als wir uns beyde einbildeten, da wir sie wünschten. Oder, verringert auch die Gegenwart der Sache die günstige Vorstellung nicht, welche wir bey der Voraussehung von ihr hatten, so vermischen sich doch vielleicht mit dem Genusse kleine Unannehmlichkeiten, auf die wir nicht rechneten, als wir sie zum Ziele unsers Bestrebens machten, — Unannehmlichkeiten, die, so geringfügig sie seyn mögen, doch wegen ihrer Mannigfaltigkeit, oder wegen ihrer Dauer, im Stande sind, die frohe Empfindung in dem Besitze weit höherer Güter zu vernichten. Können nicht Fliegen und Mücken den schönsten Sommertag in

der anmuthigsten Gegend verdrießlich und, wenn man nicht sehr viel Geduld hat, zuletzt unerträglich machen?

Am öftesten aber erlangen wir das, worauf wir rechneten, gar nicht. Der Lauf unsers Lebens im Großen, der Lauf der Begebenheiten jedes Tages im Kleinen, geht, wie der Lauf der Ströme, nirgends gerade, nirgends ununterbrochen, auf das Ziel los, welches wir zu erreichen suchen. Ehre, Reichthum oder Ruhe kömmt uns selten von der Seite, oder in dem Zeitpuncte, wo wir Anwartschaft darauf hatten. Und eben so thun wir jeden Tag vergebliche Gänge; finden den Freund, in dessen Umgange wir uns aufzuheitern versprachen, nicht zu Hause, werden auf einer Spazierreise, durch die wir uns erhohlen wollten, von einem Ungewitter oder einer Kolik überfallen, und bringen von einem Freudenfeste, auf welches wir uns mehrere Tage hindurch geschickt gemacht hatten, nur die Erinnerung gehabter langen Weile und eine verdrießliche Laune zurück.

Aber eben so oft trügen uns unsere traurigen Ahndungen. Es ist schon eine Bemerkung des Horaz, daß wenige Menschen an der Krankheit sterben, die sie im Leben am meisten geängstiget hat. Unfälle, die unser ganzes Glück zu zerstören drohten, gehen oft ohne merklichen Schaden vorüber; andere werden sogar unerwartete Gelegenheiten zu einem größern Wohlstande. Personen oder Sachen

werden uns geraubt, deren Verlust uns unüberstehlich scheint: und wir überstehen ihn nicht nur recht wohl, sondern wir genießen von diesem Zeitpuncte an einer bessern Gesundheit und eines größeren Frohsinns. Ich habe Aeltern, zärtliche Aeltern, gekannt, die an einem Tage ihrer schon halb erwachsenen Kinder beraubt wurden, und sich und Andern die unglücklichsten aller Sterblichen schienen: und die doch in der Folge so ruhige und heitere Tage erlebten, als vielleicht die mit der väterlichen und mütterlichen Zärtlichkeit unzertrennlichen Sorgen ihnen nicht würden vergönnt haben. Was bey solchen Vorfällen im Großen geschieht, sehen wir im alltäglichen Leben im Kleinen. In einer Gesellschaft, in welche wir aus Furcht schrecklicher langen Weile mißmuthig gingen, werden wir recht wohl unterhalten. Wir treten eine Lustreise mit dem ungünstigsten Anscheine des Himmels an, und genießen auf derselben des angenehmsten Wetters. Wir fürchten einen Streit, einen verdrießlichen Auftritt mit unsern Hausgenossen, den Verweis eines Höhern; und werden mit einer leichten und selbst angenehmen Entwickelung der Sache überrascht.

Woher kömmt denn nun diese so oft wiederhohlte Täuschung menschlicher Voraussehungen? Gibt es irgend eine Gottheit, die der menschlichen Klugheit spotten will, und sich über die Verlegenheiten belustiget, in welche wir durch die unerwar-

teten Wendungen unserer Schicksale gerathen? Liegt es an uns, daß wir die Dinge zu schlecht beobachten, und daher falsch beurtheilen: oder liegt es an den Dingen, daß sie zu unordentlich durch einander laufen, als daß wir irgend eine zuverlässige Regel aus ihrer Beobachtung ziehen könnten?

Ohne Zweifel findet beydes, unter gewissen Einschränkungen, Statt.

Es ist richtig, daß, in Absicht dieses Fehlschlagens der Erwartungen, ein großer Unterschied zwischen Menschen und Menschen ist. Wir werden einige unaufhörlich darüber klagen hören, indeß sich andere ihres Glücks und des Gelingens ihrer Anschläge rühmen. Mögen die einen vielleicht aus Verdruß oder Zaghaftigkeit die Verstellungen ihres Unglücks übertreiben; mögen die andern aus Eitelkeit ihr Glück vergrößern: immer wird doch der unbefangene Richter zugestehen, daß in den Schicksalen einiger Menschen eine gewisse Uibereinstimmung zwischen ihren Erwartungen und den Erfolgen herrscht, in den Schicksalen andrer ein immerwährender Widerspruch der Begebenheiten mit den Voraussehungen vorkömmt. Der Mensch, welchem dieses letztere widerfährt, und der sich selbst keine Schuld beymessen will, nennt die Sache Unglück. Und oft bleibt allerdings etwas Unterklärliches in dieser Gleichförmigkeit der die Erwartung täuschenden Vorfälle, — etwas, das vielleicht nur von der Regierung einer höheru Hand abgeleitet,

oder durch den Zusammenhang des ganzen Weltalls erklärt werden kann. Aber gewiß läßt sich auch die Ursache jenes Unterschieds sehr oft entdecken, wenn man auf den Geist und den Charakter der Personen Achtung gibt, unter welchen er Statt findet.

1) Die Personen, deren Vorausfehungen am öftesten eintreffen, sind die, welche am besten beobachten. Alle Vorausfehung ist ein Schluß von dem Gegenwärtigen auf das Künftige. Wer die Ursachen nicht kennt, kann von den Wirkungen nicht urtheilen. Je genauer also ein Mensch, in den Sachen, wobey er auf die Zukunft gewisse Rechnungen zu machen, oder für dieselbe Entschlüsse zu fassen hat, alle kleinen ihm jetzt vor Augen liegenden Umstände bemerkt: desto richtiger wird er bestimmen können, was darauf erfolgen werde. Diese Beobachtungen, oder diese Schlüsse geschehen nicht immer mit vollem Bewußtseyn, und so, daß man Andern davon in dem Augenblicke Rechenschaft geben könnte: und eben deßwegen sehen ihre Resultate einer Art von Eingebung ähnlich. Hierin liegt der sogenannte Tact, der zur Ausführung weit aussehender oder keinen Aufschub leidender Unternehmungen nöthig ist, von denen die erstern durch die Größe ihres Umfangs, die andern durch die Kürze der Zeit ausführliche Untersuchungen unmöglich machen.

Bey einigen Menschen ist es der erste Blick, der ihnen die Sachen in dem richtigsten Lichte zeigt. Viele würden lange nicht so oft ihres Endzwecks verfehlen, wenn sie bey dem Entschlusse blieben, zu welchem sie sogleich, als ihnen die Angelegenheit vorgelegt wurde, durch eine Art von Instinct geneigt waren. Zu dieser Verfolgung seines ersten Gedankens gehört beym Menschen Festigkeit, Muth und Selbstvertrauen. Man bemerkt auch, daß Personen, welchen diese Eigenschaften fehlen, sich öfter, als andere von gleichen Geistesfähigkeiten, in ihren Erwartungen betrogen finden. Die Ursache kann schwerlich eine andere seyn, als weil sie, zu wankelmüthig, den Eingebungen ihres noch ungeschwächten Geistes zu folgen, und durch die endlosen Uiberlegungen, zu welchen ihre Unentschlossenheit sie veranlaßt, ermüdet, zuletzt entweder die Gegenstände unrichtiger als anfangs beurtheilen, oder, wenn sie gar kein Uibergewicht der Gründe auf irgend einer Seite entdecken können, die Entscheidung dem Zufalle überlassen.

Andere aber sind dazu gemacht, die Sachen auszugrübeln, und gelangen durch anhaltendes Nachdenken und eine ausführliche Entwickelung ihrer Ideen wirklich dazu, richtig und mit Zuverlässigkeit zu durchschauen, was ihnen bey der ersten Ansicht dunkel oder zweifelhaft war. Ob ein Mensch zu der einen oder zu der andern dieser beyden Classen gehöre, kann er am besten aus dem Erfolge seiner

Uiberlegungen abnehmen. Wenn bey ihm durch die weitläuftige Berathschlagung, durch die langsame Abwägung der beyderseitigen Gründe, eine positive Entscheidung hervorgebracht wird, bey der er sich völlig beruhiget, und von der er, trotz aller neuen Einfälle, die er selbst hat, oder der Rathschläge, die ihm Andere geben, bey der Ausführung nicht mehr abgeht: so ist dieser Weg für ihn wahrscheinlich der rechte. Eine Meditation, auf die eine standhafte Uiberzeugung folgt, hat die Vermuthung für sich, daß sie mit Erfindung der Wahrheit geendigt habe. — Wen aber seine Uiberlegungen, so tief sie in die Sache hineinzugehen, und so sehr sie seine theoretische Kenntniß derselben zu erweitern scheinen, doch nicht fest und entschlossen machen; wer die practischen Resultate seines angestrengten Nachdenkens doch nicht gegen das Ansehn fremder Meinungen, oder gegen die Veränderlichkeit seiner eignen Gemüthsstimmung aufrecht zu erhalten weiß: der wird wahrscheinlich besser dabey fahren, wenn er seinem ersten Gedanken folgt, als wenn er sich zu ausführlich mit sich selbst berathschlagt. Die Gefahr zu irren, insofern sie aus Unwissenheit oder aus Schwäche der Denkkraft entsteht, ist in beyden Fällen gleich; aber die, welche aus der Verwirrung der Begriffe entsteht, ist dem zweyten Falle eigenthümlich. So verblinden manche, wenn sie einen Gegenstand zu lange mit unverwandten Augen ansehen.

2) Eine Ursache, welche viele fehlgeschlagne Erwartungen veranlaßt, ist, daß die Menschen überhaupt zu große haben: und diejenigen werden ohne Zweifel am öftesten betrogen, die vom Zufalle oder von andern Menschen zu viel erwarten. Das geschieht aus Eigendünkel, aus Begehrlichkeit, aus Trägheit.

Die Eigenliebe, so wie sie den Menschen verführt, von seiner Person und seinen persönlichen Eigenschaften zu groß zu denken, so gibt sie ihm auch zu hohe Ideen von den Belohnungen, die er verdient, und hiermit zugleich zu schmeichelhafte Hoffnungen von dem Glücke, das ihm bevorsteht. Denn man stellt sich leicht angenehme und glückliche Erfolge, so außerordentlich sie seyn mögen, als wahrscheinlich vor, wenn man glaubt, daß man werth sey, dergleichen zu erfahren. Der, welcher sich einbildet, seiner Thaten oder seiner Schriften wegen, Ruhm zu verdienen, mag für jetzt immerhin noch unbekannt oder selbst verachtet seyn: im Grunde seines Herzens lebt doch die Hoffnung, daß seine Verdienste künftig einmahl in dem gehörigen Lichte erscheinen und von der Welt werden anerkannt werden. Der, welcher sich selbst für liebenswürdig hält, sieht einer vortheilhaften und ehrenvollen Heirath bis ins eintretende Alter entgegen. Und so ist mit jeder Einbildung von einem gewissen Verdienste die geheime Hoffnung verbunden, daß es noch einmahl den ihm angemessenen

Lohn erhalten werde. Diese Empfindung, welche tief in der menschlichen Natur eingewurzelt ist, mag vielleicht die Ahndung einer Wahrheit seyn. Dem bessern Menschen steht vielleicht zu der einen, oder der andern Zeit ein besseres Schicksal bevor, und wenigstens ist es unsrer vernünftigen Natur gemäß, Glückseligkeit mit Tugend in unsern Vorstellungen zu verknüpfen. Nichts desto weniger ist es gewiß, daß, wenn der Mensch diese seine Verdienste zu hoch berechnet, und wenn er bestimmte Belohnungen in diesem Leben erwartet, er eben deßwegen öfter, als Andere, in seinen Erwartungen getäuscht wird.

Bey andern entsteht diese zuversichtliche Hoffnung glücklicher Begebenheiten aus der Stärke der Begierde selbst, die sie nach dem gehofften Gegenstande haben. Die meisten Leidenschaften haben den Zauber, daß sie uns die Schwierigkeiten verbergen, die ihrer Befriedigung im Wege stehen. Wenn sie bis zu einem ungewöhnlichen Grade der Heftigkeit steigen, so können sie sogar den Menschen in denjenigen Zustand des Wahnwitzes versetzen, in welchem er, trotz des Zeugnisses seiner Sinne und seiner Vernunft das Gut, dessen Wunsch seine ganze Seele erfüllt, wirklich schon zu besitzen glaubt. Dieser Uibergang vom heftigen Begehren zur Uiberredung von dem Besitze der Sache, hat die Tollhäuser mit so viel Unglücklichen angefüllt, die sich für Könige und Fürsten, oder die sich für begün-

stigte Liebhaber irgend einer schönen oder vornehmen Dame halten. Aber auch bey jenen niedern Graden der Leidenschaft, bey welchen die gesunde Vernunft noch Meister über die Einbildungen bleibt, wird durch die Lebhaftigkeit, welche der Vorstellung eines heftig gewünschten Gegenstandes eigen ist, auch die Hoffnung, ihn zu erhalten, erregt. Je mehr also ein Mensch Leidenschaften, und je heftigere er hat, desto mehr und desto gewissere Erwartungen hat er; und desto öftern und schmerzlichern Täuschungen ist er also ausgesetzt. Je größere Dinge er begehrt, desto seltnere Zufälle gehören dazu, sie ihm zu verschaffen, und die Unwahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs wächst mit dem Ausschweifenden der Wünsche.

Oft vereinigt sich beydes: Stolz und ungezähmte Begierde. Das geschieht bey denen, die sich ihres Glückes selbst, als eines Verdienstes, rühmen und, wie Cäsar, glauben, daß die zerbrechlichste Barke im Sturme sich erhalten müsse, wenn sie derselben ihre Person und ihre Entwürfe anvertrauen. Diese Einbildung, so sehr sie an sich Irrthum ist, kann wirklich großen Männern in außerordentlichen Fällen nützlich seyn, besonders um die, welche unter ihrer Anführung an dem Unternehmen Theil haben, beherzt zu machen. Aber wenn sie bey gewöhnlichen Menschen, und in den Angelegenheiten des Privatlebens herrschende Meinung wird, so ist sie die fruchtbare Quelle verunglückter Wagstücke.

Fast jeder Mensch traut, besonders, wenn er in die entfernte Zukunft hinaus denkt, seinem Glücke mehr zu, als er billig sollte. Zwar für den gezenwärtigen Tag sind die meisten ängstlich und furchtsam 'genug; aber in einem dunkeln Winkel ihrer Seele liegt der Gedanke verborgen, daß in künftigen Jahren sich günstige Vorfälle ereignen werden. Daher sind sie so karg mit ihren Diensten oder mit ihrem Gelde, wenn sie heute jene zu leisten, dieses zu geben aufgefordert werden, und hingegen so freygebig mit Versprechungen, die sie erst nach langer Zeit zu erfüllen haben. Es ist nicht immer die Absicht zu täuschen, welche sie zu diesem letztern so bereitwillig macht. Nein, sie trauen der Zukunft zu viel Gutes zu: sie glauben ehrlicher Weise, daß bis zu dem bestimmten Zeitpuncte die Umstände zu ihrem Vortheile sich abändern, ihre Hülfsquellen sich vermehren, und die Erfüllung ihrer Zusagen erleichtern werden.

Diese gemeine Schwachheit der Menschen wächst bey einigen zu einer schädlichen Thorheit an. Der äußerste Grad davon zeigt sich bey gewissen halb Blödsinnigen, die, mitten im Elende, von einem großen Glücke reden, das ihnen nach ihrer Meinung bevorstehen soll. Aber auch ohne sich durch völlig ungereimte Erwartungen unmöglicher Ereignisse zu täuschen, sind die, welche ihrem Glücke und der Gunst des Zufalls zu sehr vertrauen, immer in Gefahr, ein Spiel desselben zu werden,

und sich am Ende eine desto bittere Zukunft zu bereiten, je übertriebener die Hoffnungen waren, welche sie sich bey der Aussicht auf dieselbe machten.

Dieses Fehlschlagen überspannter Erwartungen ist

3) den trägen und sinnlichen Menschen eigen, die, je weniger sie selbst zu Erreichung ihrer Endzwecke zu thun Lust haben, desto mehr vom Zufalle und von andern Menschen fordern. Wer nicht mehr begehrt, nicht mehr hofft, als was ihm sein Fleiß, der Grad von Nutzbarkeit, den er in der menschlichen Gesellschaft hat, die Wichtigkeit der Dienste, die er dem gemeinen Wesen, oder einzelnen Personen leistet, gerade zu und unmittelbar verschaffen können, der wird gemeiniglich, wenigstens in den Hauptsachen, erhalten, was er hofft. Wer aber glaubt, daß durch zufällige Umstände, die er nicht veranstaltet hat, sich seine Belohnungen über das gewöhnliche Maß vergrößern werden; wer sein Schiff auf dem Strome des Lebens nicht bloß forterudern will, sondern einen besonders günstigen Wind, der in eine Segel stoßen soll, erwartet; der wird immer Ursache haben, über sein Unglück und fehlschlagende Hoffnungen zu trauern.

Alles Gute, sagt ein uralter griechischer Dichter, haben die Götter den Menschen zu Kauf gegeben, und Arbeit ist der Preis, den sie dafür fordern. Wer also diese Güter, die er sich verdienen soll, geschenkt haben will; oder wer für das, was

er bezahlt, mehr Waare verlangt, als der Marktpreis mit sich bringt: der wird mit dem Handel und der Welt sehr unzufrieden seyn.

Indessen ist nicht zu leugnen, daß, wenn in irgend einem Umstande des menschlichen Lebens das, was man Glück nennt, — die einen Menschen vor dem andern auszeichnende Gleichförmigkeit günstiger, oder widriger Zufälle, — sich deutlich zu zeigen scheint, es in diesem Umstande ist, daß die Vermuthungen des einen Menschen, bey gleicher Klugheit und gleich reifer Uiberlegung, öfter mit den Erfolgen zusammentreffen, als die des andern. Daraus entsteht, daß die Veranstaltungen des einen immer passend sind, und daher ihre beabsichtigte Wirkung thun, indeß der andere bald seine gemachten Vorkehrungen unnöthig, bald die nothwendigen von sich versäumt findet, immer aber seine frühern Handlungen mit den spätern Ereignissen im Widerspruche sieht, wodurch jene zwecklos und oft ihm nachtheilig werden. Bey gewissen Menschen stimmt, wie es scheint, die Caussalität der Natur mit dem Principe der Freyheit, der Lauf der Dinge mit den Begriffen ihres Verstandes und den Entschlüssen ihres Willens, die Wirksamkeit der unbekannten Ursachen des Weltalls mit ihrer eignen, eingeschränkten aber vernünftigen Thätigkeit besser, als bey andern, zusammen. Sie sind, — um mich des Ausdrucks einer veralterten Thorheit zu bedienen, — mit der Welt, in der sie leben,

in vollkommenem Rapport. Die Regelmäßigkeit, mit welcher der Zufall seine Würfe den Erwartungen des einen Menschen standhaft zuwider, den Erwartungen des andern gleichförmig gemäß thut, ist schon von uralten Zeiten bemerkt worden. Man hat sie, wie alle wunderbaren Erscheinungen, durch erdichtete Erzählungen vergrößert, um sie noch wunderbarer zu machen; und weil in der ganzen Natur nichts vollkommen regelmäßig ist, als der Lauf der Gestirne, diese zu ihrer Erklärung zu Hülfe gerufen. Der vernünftige Gottesverehrer, welcher sich über die Dinge, deren Ursachen er nicht ergründen kann, wenn sie ihm doch zu wichtig sind, um stillschweigend bey Seite gelegt zu werden, durch ihre möglichen Absichten zu beruhigen sucht, kann sich sehr wohl vorstellen, daß es zu der Erziehung mancher Menschen gehöre, sie mehr Fehltritte in der Welt thun, und mehr Fehlschlüsse machen zu lassen, als andere.

Zum Theil wirkt auch das Glück rückwärts auf den Menschen, ihm diejenigen Eigenschaften zu geben, welche zum Glücke führen. Personen, in deren Leben die Dinge sich oft so ereignet haben, wie sie sich dieselben zuvor eingebildet hatten, werden muthiger und daher zu Geschäften geschickter. Die Dreistigkeit, welche sie erhalten, ist eine nützliche Eigenschaft, nicht nur bey Ausführung, sondern auch bey der Beurtheilung der Sachen. Wer in seine Einsichten, wegen des öftern Fehlschlagens

seiner Erwartungen, ein großes Mißtrauen zu setzen anfängt, ist, wenn er zu einer neuen Unternehmung geht, wie ein schüchterner Mensch, wenn er in eine große fremde Gesellschaft tritt. In der Verlegenheit, in welcher er sich vom ersten Augenblicke an befindet, hört und sieht er nichts mehr genau, und seine eigenen Talente stehn ihm nicht mehr zu Gebothe. Er wird unfähiger, und hat also auch falschere oder zweydeutigere Ahndungen, als, bey einem ruhigen Zustande des Gemüths, sich von dem Maße seiner Einsichten erwarten ließe.

Dagegen wird der Mensch, welcher sich im entgegengesetzten Falle befindet, leicht stolz, übereilt und verwegen. Vornehmlich aber lernt er sich selbst weniger kennen, und wird an die äußern Dinge immer stärker angefesselt.

Ohne Zweifel schmerzt nichts so sehr, als oft fehlschlagende Erwartungen; aber gewiß wird auch durch nichts ein zum Nachdenken fähiger Geist so lebhaft, als durch sie, erweckt, die Natur der Dinge oder seine eigne Handlungsweise, — die Gesetze, wornach die natürlichen und moralischen Ursachen in der Welt wirken, oder die Methoden, nach welchen er selbst zu urtheilen und zu schließen pflegt, — zu erforschen, es sey, um die Quelle seiner irrigen Vorausfehungen zu entdecken und, wo möglich, künftig richtiger zu ahnden; es sey, um sich zu beruhigen, und sein Gemüth an einen schlechten Erfolg gut gemeinter und gut überlegter Anschläge zum voraus zu gewöhnen.

So ungleich aber sich auch das Schicksal oder die Urtheilskraft der Menschen in der glücklichern Ahndung oder der weisen Berechnung der Zukunft zeigen mag, so ist es doch das allgemeine Loos der Menschheit, oft und vielfältig in ihren Aussichten betrogen zu werden.

Die Welt nähmlich ist nicht allein für uns gemacht. Unsere Wünsche hingegen, unsere Entwürfe, und unsere Erwartungen gehen bloß von uns selbst aus, und vereinigen sich wieder in uns. Jedes Ding in dem großen Universum hat seine eigne Natur, seine eigne Laufbahn, so zu sagen, — sein von den Absichten anderer Dinge unabhängiges Ziel. Alle diese Wirkungen durchkreuzen sich, — vereinigen sich das eine Mahl, und zerstören sich zu andern Zeiten: — zwar alles nach einem Plane, (so glaubt und hofft es der Gottes-Verehrer,) aber doch nach einem Plane, den wir nicht übersehen können. Nur so viel wissen wir, daß, bey diesem Streite aller Elemente und aller thätigen Kräfte gegen einander, doch die Fortdauer des Ganzen, die Erhaltung der Gattungen, und selbst das Wohlseyn eines großen Theils der Individuen bestehen kann. Was habe ich aber Ursache mich zu wundern, daß, bey diesem so unendlich mannigfaltigen Streben unzähliger körperlichen und geistigen Kräfte, wovon jede, von mir unabhängig, nach ihren eignen Gesetzen fortwirkt, meine eignen kleinen Bestrebungen oft gleichsam ausgedrängt, und meine Erwartungen, die

sich nur auf die Kenntniß einiger wenigen mir nahen Ursachen gründen, betrogen werden?

Das äußere Wohl des Menschen ist in einem so verwickelten System allerdings sehr unsicher; aber seine innere Vollkommenheit kann dabey bestehen. Ja man kann annehmen, daß eben dieser uns unübersehliche Kampf aller Naturkräfte, unter sich und mit unsern Bemühungen, und die daraus entstehende Unsicherheit unserer Hoffnungen und unserer Entwürfe die Welt zu dem Uibungs-Platze machen, der sie in den Augen des Weisen ist.

Denn was wird der vernünftige Mann, wenn er so oft in seinen bestgegründeten Erwartungen betrogen worden ist, und seine nach reifster Uiberlegung angefangenen Unternehmungen hat mißlingen sehen, — was wird er thun? Seine Hände in den Schooß legen und abwarten, was über ihn kommen werde? — Das ist überhaupt dem Menschen nicht möglich; und der vernünftige Mann wird es auch nie wollen. — Oder sich dem Unmuthe und der Niedergeschlagenheit preiß geben? — Dadurch würde er, mit besserm Erfolge an seinem Glücke zu arbeiten, noch unvermögender, und in der Beurtheilung der Zukunft und ihrer Wahrscheinlichkeiten noch kurzsichtiger werden. — Was bleibt ihm also übrig? Er muß von den äußern Dingen unabhängig werden lernen, ohne doch etwas von seiner, sich auf diese äußern Dinge beziehenden, Thätigkeit nachzulassen. In den Handlungen selbst, die er thut, in

dem Fleiße, den er auf seine Geschäfte verwendet, in den guten Gesinnungen, die er dabey in sich belebt, in der Uiberlegung und dem Nachdenken, welche er anzustellen, — und in der Tugend und Stärke des Geistes, welche er zu beweisen Gelegenheit hat, muß er einen Endzweck zu finden wissen, dessen Erreichung ihm gewiß ist, und der ihn schadlos hält, wenn er den andern Endzweck, den seine Handlungen in gewissen äußern Erfolgen haben, verfehlen sollte. Auf diese Art ist es möglich, die beyden, sonst unverträglich scheinenden, Sachen zu vereinigen: so munter und dreist an jedes Geschäft zu gehen, als wenn man einem glücklichen Ausgange sicher entgegen sähe, und doch sich auf einen ungünstigen zum voraus gefaßt zu machen.

Dieser weise Mann wird theils überhaupt seine Erwartungen herabstimmen, theils wird er bey seinen Entwürfen die Möglichkeit des Irrthums mit in Rechnung bringen, und die zum Stolz verleitende Freude, die, bey sicherer Hoffnung einer glücklichen Ausführung, nur zu leicht im Gemüthe Platz gewinnt, mäßigen. Durch beydes werden sein Verstand und sein moralischer Charakter gewinnen.

Es ist unausbleiblich, daß, solange sich der Mensch als ein einzelnes von allen übrigen getrenntes Wesen betrachtet, und in seinen Ideen eben so egoistisch auf sich selbst eingeschränkt ist, als in seinen Gefühlen und Wünschen, er sich leicht alles zu fordern, alles zu erwarten berechtiget glaubt, was

zu einem glücklichen Leben, nach seiner Meinung, gehört. In den Augenblicken, wo solche Gesinnungen herrschend werden, würde der Mensch nicht ungern die ganze Welt aufgeopfert sehn, um nur eine seiner Lieblingsneigungen zu befriedigen. Nur erst, wenn er den Zusammenhang, in welchem er mit unzähligen, zu gleichem Wohlseyn berechtigten Geschöpfen steht, — und die Unmöglichkeit einsieht, daß diese alle, in allem, was sie begehren, zugleich befriedigt werden können, lernt er seine Wünsche einschränken. Von diesem Zusammenhange, — von dieser Unmöglichkeit aber wird er durch theoretische Beweise bey weitem nicht kräftig genug überzeugt. Er muß beydes erfahren, wenn er dadurch zu einer veränderten Denkungsart gebracht werden soll. — Und wie kann er diese Erfahrungen anders machen, als wenn ihm oft in seinen Entwürfen entgegen gearbeitet wird, — als wenn er seine zu weit getriebenen Ansprüche und Hoffnungen unter den Ansprüchen und Bestrebungen anderer Menschen erliegen sieht, und bald durch den Einfluß des Himmels und der Elemente, bald durch den der Meinungen und der gesellschaftlichen Einrichtungen, seines sicher erwarteten Glücks verlustig geht. Anfangs schreibt er dieß vielleicht bloß einem Mangel der Einsicht von seiner Seite, oder einer Ungerechtigkeit von Seiten anderer Menschen zu, und hofft immer noch jene zu verbessern und gegen diese Schutz zu finden. Am Ende erkennt er es für ein Gesetz der Natur, daß immer ein

Ding das andere, ein Mensch den andern einschränken soll; daß, indem jede einzelne Kraft so weit um sich zu greifen und ihren Wirkungskreis so sehr zu erweitern sucht, als sie kann, alle in einer gewissen Sphäre erhalten werden. So sucht er dann endlich seine Wünsche schon zum voraus so einzuschränken, wie die Natur der Dinge die Wirksamkeit seiner Kraft eingeschränkt hat. Er begehrt, durch Zeit und Erfahrungen gereift, nicht mehr einen so großen Antheil an den Gütern der Erde, als er im ersten Aufbrausen jugendlichen Stolzes und jugendlicher Lüsternheit in Anspruch nahm, weil er gewahr wird, daß er ihm, ohne die Harmonie des Ganzen zu stören, nicht zu Theil werden könne.

Glücklich ist der Mann, welcher es versteht, bis an das Ende seines Lebens, sich in seinen häuslichen und öffentlichen Geschäften, in den Arbeiten seines Verstandes und in denen seiner Hände, immer so zu beeifern, als wenn er die höchsten Belohnungen von Ruhm und Glück für ihre gute Ausführung hoffte, und doch mit der Achtung weniger Freunde, und einem mäßigen Einkommen so zufrieden zu seyn, als wenn er sich keiner Talente und keiner Anstrengungen bewußt wäre. So vergnügt sich unter allen Spielern keiner besser, als der, welcher während des Spiels die größte Aufmerksamkeit anwendet, um gut zu spielen, und am Ende desselben mit dem kleinsten Gewinne fröhlich nach Hause geht.

Ueber

einige Schönheiten

der Gebirgsgegenden.

Es gibt Personen, welche behaupten, daß man sich und andern das Vergnügen verdirbt, wenn man die Ursachen davon zergliedert. Für Leser dieser Art kann dieser Aufsatz nichts Anziehendes haben, und ich kann kaum hoffen, ihnen durch irgend eine meiner Schriften zu gefallen: weil ich beynahe nicht weiß, als Empfindungen zu zergliedern, und Ursachen zu bekannten Erscheinungen aufzusuchen. Wenn indeß diese Personen wirklich mit ihren Empfindungen auslangen; wenn die Eindrücke, welche sie von den Dingen unmittelbar, durch die Einwirkung derselben auf ihren innern oder äußern Sinn, erhalten, so reichhaltig, so mannigfach und so bestimmt, — und wenn die Wiederhohlungen derselben, welche ihnen die Einbildungskraft verschafft, so getreu, und so sehr in ihrer Gewalt sind, daß ihre Tage mit dem Vergnügen daran ausgefühlt, und doch die übrigen Endzwecke, die ein vernünftiges Wesen bey seinen Vergnügungen hat, erreicht werden: so beneide ich sie. Sie sind Wesen höherer Art, die mit dem Verstande an-

schaun; oder in deren Anschauungen schon alle Begriffe liegen, welche wir andern, kärglicher von der Natur ausgestatteten, Menschen erst mühsam durch Nachdenken entwickeln müssen. — Wofern sie hingegen sich nur deßwegen mit dem Empfinden begnügen, weil sie die Arbeit des Nachdenkens scheuen; wenn sie gar kein Bedürfniß fühlen, die Zwischenräume zwischen einer angenehmen Empfindung und der andern, die in dem Leben des glücklichsten Menschen oft lang genug sind, mit irgend einer Geistesbeschäftigung auszufüllen; wenn ihnen bloß an dem sinnlichen Genusse, und nichts an dem Vergnügen deutlicher Begriffe und geübter Erkenntnißkraft gelegen ist: so habe ich Mitleiden mit ihnen. Sie kennen die menschliche Glückseligkeit nur zur Hälfte: und verschmähen nur aus Unwissenheit und Trägheit die Erwerbungen des Verstandes.

Zwischen diesen beyden Classen liegt eine dritte in der Mitte, zu der ich selbst gehöre, und der ich auch allein verständlich zu seyn und zu gefallen Anspruch mache. Diese empfindet zwar die Vergnügungen der Sinne und der Einbildungskraft, und wird von den Anmuthigen, wie von dem Schönen auch unmittelbar gerührt. Aber die sinnlichen Eindrücke sind bey ihr vorübergehend und flüchtig: und sie bedarf des Nachdenkens, um dieselben festzuhalten. Ihre Anschauungen haben Lücken, oder Undeutlichkeiten: und der Verstand muß dieselben durch Begriffe ergänzen und aufhellen. In den Empfindun-

gen des Vergnügens selbst ist oft bey ihr der Reiz nur schwach: und er wird erst durch die nachfolgende Beschäftigung des Verstandes lebendig. Für Leute dieser Art ist es ein Bedürfniß, zu philosophiren, das heißt, ihre Empfindungen zu zergliedern: und sie sind auch vorzüglich fähig dazu. Sie haben den vollen Genuß der Schönheit und der Harmonie erst hinterdrein, wenn sie sich überlegen, was sie gesehen und gehört haben, und warum es ihnen gefiel. Dadurch prägen sie sich auch erst die Vorstellungen des Gegenstandes ins Gemüth, und machen es der Erinnerungs- und der Einbildungskraft möglich, auch in Abwesenheit desselben das genossene Vergnügen zu erneuern. Auf diese Weise nutzen sie zu gleicher Zeit die Augenblicke des Vergnügens zur Erweiterung ihrer Einsichten, und lassen sich, wie es der Endzweck der Natur zu seyn scheint, von der Sinnlichkeit zur Vernunft, durch das beyde verknüpfende Band der Schönheit, leiten.

Keine Art von Vergnügungen bedarf für mich und meine Leser aus dieser Classe, der Nachhülfe der philosophirenden Vernunft mehr als das Vergnügen, welches der Anblick schöner Gegenden gewährt. Die Natur, auch die unbelebte Natur spricht mit uns. Aber ihre Stimme ist leise, und wir müssen sie verstärken, um sie hörbarer zu machen. Ihre Sprache ist uns anfangs fremd, und wir müssen sie studiren, um sie zu verstehen. Zuweilen sind ihre Ausdrücke räthselhaft und wir müssen sie

auslegen. Der Mittag und der Abend, der heiße Sommer und der milde Herbst, die dunklen Schatten des Waldes, die Gestade eines Flusses oder Sees, das offene Feld, mit Bäumen umkränzte Wiesen, sanft emporsteigende Hügel, und schroffe hohe Felsen; jede dieser verschiedenen Ansichten hat ihren eigenthümlichen Charakter, ist mit andern Gemüthsbewegungen verwandt, und ist geschickt, andre Ideen zu erwecken. Aber diese Eigenthümlichkeiten wollen erwogen werden; diese Gemüthsbewegungen schleichen sich nur nach und nach, bey längerer Aufmerksamkeit, in die Seele; diese Ideen entstehen nur, wenn die eigne Thätigkeit des Geistes der Einwirkung der Gegenstände entgegenkommt. Daher kömmt es, daß dem Einen ein flüchtiger Blick auf eben die Gegend schon lange Weile macht, die den Andern bey längerer Betrachtung auf das angenehmste unterhält. Bey jenem verlieren sich alle Verschiedenheiten, und er findet immer das, was er hundertmahl gesehen hat. Für diesen ist der Anblick neu, und vielleicht in seiner Art einzig: weil er sich Zeit läßt, auch das Kleine zu bemerken, und den Zusammenhang des Ganzen zu überdenken. Jener sieht nichts, als gewisse Formen und Farben, die dem Auge einen Augenblick schmeicheln, aber Geist und Herz leer lassen; dieser sieht Werke der Natur, oder der Kunst vor sich, die ihn zugleich sinnlich ergötzen, belehren und rühren.

Diesen Freunden der Natur also, die, so wie ich, einen neuen Genuß darin finden, sich von einem genossenen Vergnügen Rechenschaft zu geben, wird auch, so wie mir, oft die Frage eingekommen seyn, was dann eigentlich den Gebirgsgegenden den Vorzug vor flachen Landgegenden gebe. Meine Empfindung ist mir deutlich, daß, wenn ich aus dem Gebirge in die Ebene komme, es mir zu Muthe ist, als wenn ich eine Gemäldegallerie verlassen hätte, und in ein Zimmer, mit nackten Wänden oder mit einfachen Tapeten behangen, eintrete. Aber woher entsteht diese Empfindung? worin liegen die Eigenthümlichkeiten jeder dieser beyden Landschaften?

Einige derselben fallen Jedermann in die Augen: andre sind verborgner und wollen gesucht werden. Der erste Gegenstand, der mich frappirt, ist der Berg selbst, wenn ich ihn aus der Ebne, oder vom Thale aus ansehe. Was macht, daß ich an diesen von der Natur aufgeworfnen Erdwällen mit meinem Auge verweile, auch wenn sie keine besonders anziehenden Gegenstände enthalten? Was ist Ursache, daß ein Wald, eine Wiese, oder ein Ackerfeld auf einer Berglehne ein interessanter Gegenstand zu seyn scheint, als wenn er in einer und derselben Fläche vor mir läge?

Ich finde die Ursache in der aufgerichteten Lage selbst. — Ich gehe in die Werkstätte eines Malers, und sehe mehrere große Bilder horizontal auf dem Boden oder auf einer Tafel liegen. Was thut

der Maler, wenn er mir den vollkommensten Genuß seiner Kunstwerke verschaffen will? Er stellt seine Bilder auf die Staffeley: er bringt sie aus einer horinzontalen Lage in eine, die zwischen ihr und der verticalen in der Mitte liegt. Dadurch bringt er alle Theile seines Bildes meinem Auge näher, ohne doch die Entfernungen unkenntlich zu machen; dadurch verschafft er seinem Bilde eine bessere und gleichere Beleuchtung, da mich zuvor ein Theil desselben blendete, der andere mir dunkel blieb; dadurch setzt er mich in den Stand, es mit meiner größern Bequemlichkeit und ohne Anstrengung zu betrachten, und alle Mannigfaltigkeit desselben mit einem Blicke zu umfassen, da ich zuvor mich bücken, mein Auge angreifen mußte, und doch nur immer eine Sache auf einmahl sah.

Ein Bergrücken nun, was ist er anders, als eine große Erdfläche, die mit allem, was auf ihr steht, Bäumen, Häusern, Thieren, Menschen, — von der Natur auf eine Staffeley gesetzt, und unserm Auge zum bequemsten Anschauen und zum vollständigsten Genusse vorgestellt wird? Dadurch kommen Gegenstände, die auf dieser Fläche, wofern sie horizontal läge, zu entfernt gewesen wären, um deutlich gesehen zu werden, unserm Auge so nahe, daß es keine Mühe kostet, sie zu unterscheiden. Dadurch kommen die hintern Gegenständr, welche in der Ebne von den vordern wären verdeckt wor-

den, so weit über diese in die Höhe, daß es möglich ist, beyde zugleich wahrzunehmen.

Man stelle sich einen Obstgarten vor, wo eine Allee von Bäumen hinter der andern, in gleichlaufender Richtung, liegt. Wenn ich vor diesem Obstgarten in der Ebne stehe, so sehe ich nichts, als eine einzige Reihe Bäume, und muß mir die übrigen bloß hinzudenken. Wenn dieser Garten auf dem Abhange eines Berges steht, an dessen Fuße oder in dessen Nachbarschaft ich mich befinde: so sehe ich einen wirklichen Garten. Eine Reihe Bäume ragt über der andern hervor: Wipfel an Wipfel gedrängt und doch von demselben unterscheidbar, stärkt mein Auge durch eine weit größere Masse von Grün, oder ergetzt es durch weit zahlreichere Gruppen von Blühten und Früchten.

So ist es also der auf Bergen gleichsam zur Schau ausgestellte Reichthum der Natur; es ist die größre Anzahl zugleich übersehbarer Gegenstände, es ist die durch die schräge Lage des Bodens bewirkte Annäherung des Entfernten und Emporhebung des im Gedränge Versteckten, was bey dem Anblicke eines Berges das Auge so angenehm füllt, und die Aufmerksamkeit fesselt. Nach Ideen und Empfindungen schmachtet die Seele. Je mehr sie deren und in je kürzerer Zeit sie sie empfängt, desto mehr ist sie befriedigt. Sie verlangt aber auch nach einer gewissen Klarheit derselben. Ist es also der Sinn des Gesichts, welcher sie ihr zuführt:

so muß sie nothwendig eine Berglandschaft, in der sie viel auf einmahl wahrnehmen, und alles deutlich unterscheiden kann, derselben Landschaft im flachen Lande, wo vieles ihr verdeckt bleibt, und vieles ihr wegen der Entfernung dunkel wird, vorziehn.

Mehrere Ursachen kommen noch zusammen, diesen Reichthum und diese Mannigfaltigkeit sichtbarer Gegenstände, worin eine vorzügliche Quelle des Vergnügens bey Aussichten liegt, bey Bergen zu vermehren. Ein unfruchtbarer Felsen, oder ein nackter Sandberg sind zwar keine anmuthigen oder unterhaltenden Gegenstände; aber sie füllen doch den Blick mehr, als eine sandige oder unfruchtbare Ebne, weil sie sich mehr unterscheiden. Ein schwarzer Tannenwald gibt zwar auf Bergen, so wie auf der Ebne, einen einförmigen Anblick, aber doch dort einen reichern, weil man der Bäume weit mehrere auf einmahl sieht, als hier. Weit größer aber ist der Unterschied zwischen Gebirgen und dem flachen Lande, wenn beyde angebauet sind und mit den Erzeugnissen des Fleißes prangen. — Die Natur der Sache bringt mit sich, daß in der Ebne große Strecken einen gleichen Boden und gleiche Lage haben, und also dieselben Producte tragen, und einerley Anbaus fähig sind. Auf Bergen hingegen ändert sich mit jeder Stufe des Abhangs, mit jeder Wendung des Erdreichs, Fruchtbarkeit und Klima. Daher die unabsehbaren Felder mit

einerley Getreideart besetzt, welche die Aussicht der Ebne so einförmig machen; daher die Zertheilung der Felder in so viele abstechende bunte Parthien, welche den bebauten Bergen das Ansehn von Gemählden geben. Bald ist Wiese, Acker und Wald auf demselben Bergrücken vereinigt: bald ist er, wie ein Schachbret, in Fächer von dem mannigfaltigen Grün des Sommer- und Winter-Getreides, in Gruppen zusammengewachsener hoher Tannen, in kahle unfruchtbare Sandhaufen und in reiche fette Fluren getheilt. Die Armuth des Bodens selbst hat hier eine Schönheit hervorgebracht. So wie sie es war, welche den Kunstfleiß in die Gebirge zwang, und dadurch nicht selten den Grund zu einem Wohlstande legte, wie ihn der blühendste Ackerbau auf gleichem Raume in der Ebne, nie hervorgebracht hätte: so gab sie auch zu dieser mühsamen Benutzung kleiner fruchtbaren Flecke, zu diesem Miniaturgemälde des Landbaues die Veranlassung, welches uns in einem eingeschränkten Bezirke alle Arten der Producte und Arbeiten sehen läßt.

Aber einen weit größern Zusatz zu dem Vergnügen, welches Berge dem Auge, durch die Mannigfaltigkeit der auf ihnen zur Schau ausgestellten Gegenstände, gewähren, gibt die Wirkung des Lichts und des Schattens, so wie dieselben mit dem Laufe der Sonne, der Jahres- und Tages-Zeiten abwechseln. Nicht bloß der Kenner der Malerey,

sondern jeder aufmerksame Beobachter der Natur weiß, wie viel die verschiedene Beleuchtung beytrage, den Anblick der Gegenstände zu verändern, Schönheiten zu erheben, oder Fehler zu verstecken, — unbedeutenden Gestalten einen gewissen Reiz zu geben, oder den Eindruck der anmuthigsten zu schwächen. Wie sehr ist jede Landschaft, wenn sie in Regen und Nebel eingehüllt ist, von derselben Landschaft, wenn sie im hellen Sonnenlichte glänzt, unterschieden! Wie viel interessanter erscheinen Felder und Wiesen in dem milden Lichte der Abendsonne, als in dem blendenden Glanze des Mittags. Welchen Reiz geben diesen sonst erleuchteten Flächen die verlängerten Schatten der Bäume: und wie ermüdend scheint ihr Anblick, wenn ein allgemein gleiches, oder durch zu kurze Schatten unterbrochnes Licht sich über das Ganze verbreitet. Diese Veränderungen der Scene nun, welche die Natur durch den Lauf der himmlischen Körper veranstaltet, um unser Vergnügen zu vervielfältigen, sind in Gebirgen weit auffallender, als in den Ebnen, — bringen dort größre Contraste hervor, und enthüllen, oder verbergen dort mehr Schönheiten, als hier. Drey Sachen sind es, nach meiner Bemerkung, die vorzüglich dazu beytragen.

Zuerst gibt es im flachen Lande gar keine so großen Massen, welche Schatten werfen, als im Gebirge. Dort sind es bloß Bäume und Häuser; hier sind es die Berge selbst, welche die Strahlen

des Lichts auffangen, und ihre eigne dunkle Gestalt auf der entgegenstehenden Seite, bald nach einem größern, bald nach einem kleinern Maßstabe abzeichnen. Dort werden also, an einem heitern Tage, große Massen von Licht nur von kleinen Parthien von Schatten unterbrochen: es sey denn, wo die Dichtheit der Bäume und Häuser die Sonne gänzlich ausschließt, aber auch zugleich die Wirkung von Licht und Schatten vernichtet. Hier stechen ungeheuer große Schatten gegen eben so große Lichtflächen ab. — Die Hälfte eines Thals prangt noch in vollem Sonnenlichte, mit allen Zeichen der Thätigkeit und des Lebens, indeß die andre schon, in tiefe Schatten gehüllt, das Bild des Abends und der Ruhe darbiethet. Bald ist die Form dieser großen Schatten merkwürdig, bald ist es bloß ihr Kontrast gegen das Licht. Welche Veränderung macht nicht der Abend und Morgen in dem Anblicke einer Gebirgslandschaft! Ich sehe zu der einen Tageszeit, was mir in der andern gänzlich verborgen war, und verliere in jener, was ich in dieser wahrgenommen und genossen hatte.

In Gebirgen schließt mir das Licht, wohin es fällt, eine neue Welt auf, die mir der Schatten wieder entrückt. Diese große Abwechselung aber von Erleuchtung und Beschattung, in einem und demselben Tage, diese Vereinigung des Lichts und der Dunkelheit in einer und derselben Landschaft, können nur von der Erdfläche sich erhebende große

Körper, deren es außer den Bergen keine gibt, verursachen.

Dazu kömmt nun zweytens das, worauf ich eben hindeute: daß, nach der Natur und dem Baue der Gebirge, das Licht in ihnen weit mehr Gegenstände dem Auge entdeckt, der Schatten ihm weit mehrere verbirgt, als in der Ebne der Fall seyn kann. Diese von der Natur aufgeworfnen Erdwälle sind nirgends ganz zusammenhängend und ununterbrochen *). Immer ist Berg von Berg, durch ein dazwischen laufendes Thal, unterschieden. Jede Reihe von Bergen correspondirt mit einer andern, ihr gleichlaufenden, oder mit ihr an einer Spitze sich vereinigenden Reihe, um größre Thäler zu bilden. Ja, jeder einzelne große Berg besteht stets aus einer Gruppe vieler kleineren Berge, die, an einander aufgethürmt, zugleich durch mannigfaltige Zwischenräume, bald durch enge Schluchten, bald durch geräumige Thäler von einander getrennt sind. Diese wellenförmige Lage des zu Bergen aufgeworfnen Erdreichs, diese Einschnitte, die, bey der ersten Entstehung, oder bey spätern Revolutionen, die Natur in ihre Mauern gemacht hat, geben zu einer oft sich verändernden Ansicht der Berge Anlaß. Um in ihre Tiefen und Schluchten hineinzu-

*) Wenigstens nicht so weit, als ich Gebirge gesehen habe; wenigstens nicht da, wo Gebirgsgegenden schön sind.

sehen, und das, was in denselben verschlossen ist, zu entdecken, ist durchaus nothwendig, daß die Sonne ihre Strahlen in sie hineinwerfe. Am anmuthigsten und reichsten erscheinen sie, wenn sie, ringsum mit tiefen Schatten umgeben, selbst im vollen Lichte glänzen. Daher kommt es aber, daß sie in der einen Tageszeit verschwinden, und zu einer andern wieder zum Vorschein kommen, und daß die Gebirge bald einen einförmigen, bald einen mannigfaltigen Anblick gewähren.

Die Mannigfaltigkeit der Gegenstände, welche man auf einmahl und deutlich sieht, wenn man von den Thälern aus die Berge betrachtet, ist der erste Grund des Vergnügens, welches uns Gebirgsgegenden verschaffen.

Eine Schönheit anderer Art ist die, welche uns den Anblick der Ebne oder der Thäler, von der Höhe aus angesehn, so vorzüglich anmuthig macht.

Alle Gegenstände erscheinen in denselben verkleinert, und doch deutlich. Dadurch bekommen sie das Ansehn von Feinheit und Kunst und werden Gemälden ähnlicher. Wenn auf den Fußsteigen des Thals Menschen hin und her wandeln: so sind sie sich bewegenden Automaten oder Marioneten ähnlich. — Was ich auf der Ebene in einem verkleinerten Maßstabe sehe, ist zugleich so entfernt, daß es undeutlich wird, und die Umrisse in einander fließen. Vom Berge herab sehe ich im Thale die Häuser, Bäume, Thiere und Menschen klein, und

doch deutlich, und mit scharf abgeschnittnen Umrissen. Dieß macht das Ganze, welches zugleich auf einmahl übersehn wird, einer gemalten Landschaft, oder einer Abbildung in der Camera obscura ähnlich.

Kant sagt mit Recht: die Kunst, welche wie Natur, und die Natur, welche wie Kunst aussieht, gefallen auf gleiche Weise.

Die Ursache des erstern fällt in die Augen: denn die Kunst hat keine andre Bestimmung, als die Nachahmung der Natur, und keine andre Schönheit, als die Schönheiten der Naturproducte, die von ihr nur gesammelt und näher zusammengedrängt werden. Die Ursache der zweyten Erscheinung ist verborgner. Da die Natur ihr unabhängiges Wesen und ihren eigenthümlichen Endzweck hat: so scheint sie auch nur durch sich, ohne Rücksicht auf Aehnlichkeit mit irgend einer andern Sache, gefallen zu müssen. Das Urtheil ist indeß ganz allgemein, daß ein jedes Naturproduct uns desto mehr Vergnügen macht, je mehr es das Ansehen hat, von Künstlerhänden ausgearbeitet zu seyn. Vielleicht liegt in dem Grunde unsers Herzens der geheime Wunsch verborgen, daß die Natur wirklich Kunst, und hinter ihrem nie aufgedeckten Schleyer ein Künstler verborgen seyn möchte. Es ist uns, wie es scheint, viel daran gelegen, daß ein verständiger Urheber der Welt vorhanden sey: und jede Kunstähnlichkeit der Natur führt auf eine absichtliche Bil-

dung

dung derselben, die auf einen verständigen Urheber hinweist.

Diese Natur nun, die wie Kunst aussieht, ist vorzüglich im Gebirge zu finden. Nicht nur das Malerische überhaupt, welches Gebirgsgegenden eigen ist, hat das Ansehen einer, zum Vergnügen des Auges gemachten, Veranstaltung, — nicht nur scheint das dort mehr abwechselnde Spiel von Licht und Schatten und die Lebhaftigkeit der Farben auf die Hervorbringung eines angenehmen Gesichtseindrucks berechnet: sondern auch die Verkleinerung der Gegenstände, und das Zusammendrängen derselben auf einen kleinen Fleck gibt der Landschaft eine vorzügliche Aehnlichkeit mit den Erzeugnissen menschlicher Kunst.

Dinge, welche, auf der Ebene und in der Nähe gesehen, wenig oder gar keinen Reiz haben, können sehr interessant werden, wenn man sie in der Tiefe unter sich, oder in der Entfernung weit von sich sieht. Ein Fußsteig, der durch ein grünes Feld, oder durch Saaten läuft, eine Landstraße, eine Brücke, ein kleiner Bach, die ich an mehrern Orten hervorblicken sehe, indessen sie an allen andern verschwinden, ein einzelnes Haus, das an einem Berge wie angelehnt ist, oder in einer einsamen Bergschlucht wie verloren liegt: alles das kann beytragen, die Gegend rund umher zu beleben.

Daß Bäche und Flüsse, wenn man ihren Lauf eine weitere Strecke hinaus übersehen kann, der

Landschaft so viele Anmuth ertheilen, kömmt ohne Zweifel aus zwey Ursachen. Erstlich, weil das helle und glänzende Wasser, unter andern dunkeler gefärbten Gegenständen, einen sehr angenehmen Eindruck auf das Auge macht; zweytens, weil die Bewegung eines Stroms der erste Anfang von Leben und Thätigkeit ist, und der Mensch nichts lange mit Vergnügen ansehen kann, was in ewiger Ruhe ist. Aus gleicher Ursache sind auch Fußsteige und Landstraßen etwas anmuthiges. Außer dem, daß sie die Fluren, durch welche sie gehen, theilen, und einen Abstich der Farben machen, sind sie es, auf welchen die Menschen und Thiere einher gehen, und die uns entweder wirklich das Bild mannigfaltiger Geschäftigkeit darstellen, oder uns wenigstens dazu Hoffnung geben, Leben und Thätigkeit zu sehen. Eine andere Art der Aussichten ist es, wenn man, entweder mitten in den Gebirgen, von einem über die andern Berge hervorragenden, Gipfel, oder auf der Grenze zwischen dem Gebirge und flachen Lande, von der Spitze eines Berges tief in die Ebene hineinsieht.

Diese Aussicht ist, mehr oder weniger, einer Landkarte ähnlich. Sie hat diejenige Anmuth, welche von der Vielheit der Gegenstände abhängt, aber sie ermangelt derjenigen, welche von der Deutlichkeit der Gegenstände herrührt. Diese Deutlichkeit wird immer unvollkommener, je höher der Berg ist, — und wird nur von den Spitzen der letzten Vor-

berge bey dem Auslaufen der Gebirgsketten in die Ebene genossen.

Das Vergnügen der Aussicht, deren man von so hohen Bergspitzen, als die Schneekoppe, der Blocksberg, und die noch höhern Gipfel der Alpen sind, genießt, ist mehr ein Vergnügen, das aus Ideen, als eines, das durch den sinnlichen Anblick der Gegenstände entsteht. Man sieht die Städte und Dörfer, welche in dem weiten aufgedeckten Raume vertheilt sind, nicht wirklich: sondern man weiß nur, daß sie da oder dort liegen; und man sieht etwas, welches einer Spur davon ähnlich sieht. Unser Auge kann so große Entfernungen nicht mehr messen, so wenig es so entfernte Gegenstände unter deutlichen Umrissen fassen kann. Aber der Verstand mißt die ersten und bestimmt die andern. Und die Größe und Mannigfaltigkeit des sinnlichen Anblicks ist gerade hinlänglich, um den Verstand in Bildung seiner Begriffe von der Größe und dem Reichthume der Natur zu unterstützen.

Die sichtbaren Annehmlichkeiten der Aussicht in große und weite Entfernungen, werden entweder auf den Vorgebirgen, oder auf den, mitten auf dem flachen Lande liegenden nicht allzuhohen Bergen genossen, wo man unter seinen Füßen ein schönes Gemälde anfangen sieht, das sich allmählig in der Ferne immer mehr und mehr in eine Zeichnung verwandelt, und endlich sich in eine bloße Landkarte verliert. Schon der weite Raum füllt

das Auge mit Vergnügen und einiger Bewunderung: die Wälder und zerstreuten Hügel bringen Schatten und Licht in die Landschaft; und die nahe liegenden Dörfer und Städte, die man nach ihrer ganzen Ausdehnung, — die entferntern, von welchen man nur die Schlösser und die Thurmspitzen hervorglänzen sieht, geben dem Auge und dem Verstande zugleich Beschäftigung. Je interessantere Gegenstände im Vorgrunde sind, besonders, wenn ein Strom oder See ihn belebt, je besser das Auge die Entfernung des Hintergrundes durch frappante und stark schattirte Gegenstände, welche es von seinem Standpuncte bis zum Horizonte hintereinander gestellt findet, messen kann: desto vollkommner wird es befriediget, und desto länger wird es unterhalten.

Einen noch höhern Reiz bekömmt diese Aussicht in die Ebene, wenn sie mitten aus dem Gebirge, durch eine Oeffnung der vorliegenden Berge, gleichsam hervorschimmert. Wenn man tief in Gebirge verschlossen, und von allen Seiten mit rauhen Felsen und tiefen Thälern umgeben ist, und man, auf der einen Seite, über flache Berge hinweg oder durch Zwischenräume, welche die höhern Berge lassen, in die Ebene hinaus sieht, und etwas von ihren Städten und Dörfern erblickt: so macht der Contrast, zwischen der rauhen und wilden und zwischen der milden und angebauten Natur, den Anblick von beyden äußerst anmuthig.

Der Mensch wünscht in die Ferne zu sehn sagt Rousseau, weil ihm niemahls da wohl ist, wo er ist, und er sich immer glücklicher denkt, wenn er sich in Gedanken an einen entfernten Ort versetzt. Es sey nun aber fehlerhafte Unzufriedenheit, oder es sey Wißbegierde und Erweiterungstrieb beym Menschen die Ursache dieser allgemeinen Neigung zu Aussichten in die Ferne: so ist gewiß, daß der Reiz dieser Ferne größer wird, wenn große majestätische, oder auch anmuthige Gegenstände, in der Nähe, unsern Blick an sich ziehn, und wir die Ferne, nur von einer Seite, gleichsam durch ein geöffnetes Thor erblicken. Wir sind alsdann zugleich glücklich durch die Gegenwart und durch die Zukunft, — angenehm unterhalten durch das, was um uns ist, und doch befreyt von der Furcht, in einem schönen Gefängnisse gleichsam eingeschlossen zu seyn.

Viertens, allenthalben, wo das Gebirge angebaut ist, findet man es immer gleichsam, in eine Menge von Fächern, getheilt, auf welchen Wald, Obstgärten, Wiesen, Felder, mit verschiedenen Getreidearten besäet, und kahle Felsen mit einander abwechseln. Die Natur der Sache hat diese Zierde der Gebirge hervorgebracht. Denn da es hier selten große Strecken gibt, welche desselben Anbaues fähig, und dieselben Erzeugnisse zu tragen geschickt sind: so hat der Boden in kleinere Portionen getheilt werden müssen. Diese Nothwendigkeit hat eine

Schönheit hervorgebracht. Ein so angebauter Bergrücken ist auch deßwegen einem Gemälde ähnlich, weil die auf ihm vereinigten vielfachen Arten des Anbaues und der Producte eine gleich vielfache Abwechselung der Lichter und Farben hervorbringen.

Fünftens. Uiberhaupt gehört zu den größten Vorzügen, welche die Gebirgslandschaft von der Landschaft im flachen Lande voraus hat, daß die Wirkung von Licht und Schatten in der ersten viel mächtiger, und die Abwechselungen dieser Wirkung, in den verschiedenen Tages- und Jahreszeiten, viel größer ist. Und dieselben Gegenstände können daher weit öfter gesehen und wieder gesehen werden, ohne Uiberdruß zu erwecken oder gleichgiltig zu werden.

Körper, die über einander stehen, wie die Berge über den Thälern, ein Berg über den andern, und auf demselben Bergrücken die Bäume und Häuser, welche ihn bedecken, werfen auf einander einen weit stärkern Schatten, als ähnliche Gegenstände auf den Ebenen thun können: — und dieser Schatten bewegt sich eben so, von einer Stelle zur andern, wie die Sonne ihren Ort am Himmel verändert. Durch den ersten Umstand entsteht im Gebirge ein solcher Contrast von Licht und Dunkelheit auf einem mäßigen Raume, daß die hellen, der Sonne ausgesetzten, Stellen in einem ungewöhnlichen Glanze schimmern, indeß nahe dabey andre fast in nächtliche Schatten gehüllt sind. Von diesen

äußersten Graden des Lichts, bis zu dem äußersten Grade der Dunkelheit, welche beyde in derselben Berglandschaft vorkommen, sind ohne Zweifel mehrere mittlere Abstufungen des Lichts, wodurch das eine Aeußerste in das andere übergeht; und jeder Gegenstand wird also, in den verschiednen Tageszeiten, nach und nach, in jeder Gradation erleuchtet, und zeigt sich also gewiß, zu der einen oder andern Zeit, dem Auge in seinem vortheilhaftesten Lichte.

Durch den zweyten Umstand wird es bewirkt, daß auf denselben Bergen, ganz andere Gegenstände zur Abendzeit sichtbar sind, als man am Morgen gewahr wurde. Dadurch wird bewirkt, daß in einem Berge, der uns, zu der einen Tages- oder Jahreszeit, eine ganz einfache und zusammenhängende Fläche zu seyn schien, sich, zu einer andern, verborgene Thäler und Schluchten eröffnen, in welchen wir oft zuvor nicht geahndete Wege, Gewässer, Häuser und Dörfer erblicken. Eine Ebene, so wie wir sie einmahl aus einem gewissen Standpuncte gesehen haben, zeigt sich immer und ewig so: aber ein Gebirge verwandelt sich sehr mit dem wandelnden Sonnenlichte.

Eben daher entsteht auch die Täuschung, in Absicht der Entfernungen, welche im Gebirge weit größer, als in der Ebene ist. Man denkt sich nähmlich diejenigen Gegenstände einander als nahe, die sich zu berühren scheinen, oder zwischen denen man keine mittlern entdeckt. Dieser Schein aber kann

eine bloße Täuschung seyn, wenn er nur von dem Schatten herrührt, in welchem diese Zwischengegenstände liegen. Und da die Schatten, in den Schluchten der Gebirge, weit dichter, als die in offenen Gegenden sind: so schließen sich auch Berge, welche durch solche Thäler geschieden werden, weit enger für unser Auge zusammen, und wir nehmen daher oft Berge für Grenznachbarn, oder nur für Stufen eines und desselben Berges an, die in der Natur noch weit von einander entfernte, einzelne Berge sind.

Wie oft ermüden diese ungesehenen Thäler und Vorgebirge den Wanderer, welcher die höchsten Gebirgsspitzen großer Gebirgsketten erklimmen will sich schon immer am Ziele glaubt, und dann wieder durch neue Klüfte von dem Orte seiner Bestimmung getrennt findet! Aber für den bloßen Beschauer wird dieser Umstand eine Quelle von Vergnügen: weil sich der Abstand der einzelnen Theile des Gebirges bald größer, bald kleiner zeigt, nachdem die Sonne die dazwischen liegenden Thäler mehr oder weniger beleuchtet. Dann bekömmt aber auch das Ganze ein verändertes Ansehen. Eben dieselbe Hütte des Thals, welche des Morgens im Dunkeln lag, als die höhern Berge im Sonnenglanze schimmerten, und die damahls nur das Bild der Melancholie, der Einsamkeit und der Absonderung von aller Welt darstellte, bringt des Abends, wenn sie, umgeben von waldigten und tief schattirten Bergen,

zwischen ihnen allein, in vollem Lichte, auf einer eben so erleuchteten grünen Wiese glänzt, die Idee eines arkadischen, höchst reizenden ländlichen Aufenthalts hervor.

Zu den Wirkungen von Licht und Schatten welche in dem Gebirge vermehrt werden, gehört auch der Schatten, welchen Wolken verursachen, und der mit diesen zugleich sich über die Landschaft fortbewegt. Je einen größern Raum ich auf einmahl übersehe: desto merklicher wird mir diese Bewegung, und desto belebender ist die abwechselnde Erleuchtung und Beschattung, durch welche, in der Richtung des Laufs der Wolken, nach und nach alle Gegenstände hindurch gehen.

Sechstens. Bey den nahen Aussichten von den Bergen in die darunter liegenden Thäler, liegt das Anmuthige zum Theil in derjenigen Täuschung, nach welcher man sich als einen Zuschauer der Dinge der Welt aus einem höhern Standpuncte betrachtet. Man sieht gleichsam die Welt von oben; man sieht auf einmahl, was in dem ganzen Dorfe, einem weit ausgebreiteten Felde, auf Wiesen, Aeckern und Wegen, vorgeht. Man ist ein Zeuge und Beobachter von der Geschäftigkeit der Menschen, ohne sich doch darein zu mischen.

Siebentens. In hohen Gebirgen sind auch die großen Formen der Berge selbst, und ihre schroffen Felsen merkwürdig, und bey ihnen verschwinden die Eindrücke, welche das Einzelne macht, un-

ter der Größe des Ganzen. Uiberhaupt sind die hohen Gebirge die Region für die Empfindungen des Erhabenen; die Mittel- und Vorgebirge sind die Region für die Empfindungen des Schönen. Doch auch in diesen ist die Masse und Form der Berge selbst, nebst ihrer Stellung und ihrem Zusammenhange unter einander, ein Gegenstand, der das Auge beschäftiget und an sich zieht, dergleichen man im flachen Lande nichts findet.

Wenn man eine Kette von Bergen, aus dem Standpuncte eines unter ihnen hervorragenden Gipfels, übersieht: so haben sie ganz das Ansehen von großen und weit ausgebreiteten Ruinen, die von dem uranfänglichen Gebäude der Natur noch übrig sind, nachdem Luft und Wasser, Hitze und Frost, und alle Kräfte der physischen Natur Jahrtausende lang an seiner Zerstörung gearbeitet haben. Die Berge, mit ihren Thälern und Abgründen, sind gleichsam übereinander gehäufte Denkmähler der vorigen Zeiten und der Revolutionen, welche in denselben vorgefallen sind. Dieß führt mich auf den Ursprung der Dinge und auf die immerwährende Wirksamkeit zurück, durch welche ihre Zustände, in einer unendlichen Reihe, aufeinander folgen. Nirgends sehe ich deutlicher, als im Gebirge, daß nicht immer alles auf der Erde so gewesen ist, als es gegenwärtig ist; daß die größten und dauerhaftesten Gegenstände doch entstanden, und nach gewissen Gesetzen erzeugt und gebild.t

Vide Tomum I pag. 256.

worden sind. Insbesondere werden wir hier gewahr, welche große Wirkungen auch kleine Ursachen hervorbringen können, wenn sie ununterbrochen, in einem langen Zeitraume, fortwirken. Die Thäler, welche die Gebirgsketten theilen, und zugleich den Bergen ihre, zwar sehr mannigfaltige, aber doch immer mehr oder weniger pyramidalische Gestalt geben, — diese Thäler, von so großer Tiefe und Breite sie auch seyn mögen, zeigen doch augenscheinlich, durch ihre Richtung gegen einander und durch ihr Verhältniß gegen die Berge, daß sie nichts anders, als Aushöhlungen sind, welche die von den Bergen herabrollenden Gewässer gemacht haben. Indem wir die kleinen Wasserströme, die noch jetzt, vor unsern Augen, das Erdreich der Berge abspülen, mit den großen und weiten Klüften vergleichen, welche durch ähnliche Bergströme ausgegraben worden sind, so erkennen wir, daß das Große in den Erzeugnissen der Natur, nicht allein von der absoluten Größe ihrer Kräfte, sondern auch von ihrer immerwährenden Dauer und der festen Beharrlichkeit in ihrer Wirksamkeit abhängt.

Es gibt Gebirgsgegenden, welche ihr Anziehendes weit mehr durch die Betrachtungen, zu welchen sie Anlaß geben, als durch die Empfindungen die sie unmittelbar erregen, erhalten, — mehr durch diese sonderbaren Gestalten der Berge, wodurch sie zu Erforschung ihres Ursprungs einladen, als durch die Schönheiten ihrer Aussichten, wodurch sie Sinn

und Einbildung ergötzen. Von dieser Art scheint mir das berühmteste, — das Adersbachische, auf der Grenze von Böhmen und Schlesien liegende Gebirge zu seyn. Ein ungeheurer Felsenwald, der sich auf einem nassen und sumpfigen Boden erhebt, diese großen, von einander abgesonderten und ganze Alleen bildende Säulen, ihre sehr abwechselnden und oft seltsamen Gestalten: alles das ist mehr ein Gegenstand der Wißbegierde und der Verwunderung, als ein Gegenstand des Wohlgefallens und der Bewunderung. Man fragt sich, wie diese großen Felsenmassen sich haben so aufthürmen, und auf einem so wenig festen Boden erhalten können.

Die Untersuchung über den Ursprung der Dinge, ist zwar bey allem, was wir in der Natur sehen, gleich natürlich: aber doch geschieht es nur bey den großen, außerordentlichen und seltsamen Gegenständen, daß sie uns diese Frage über ihren Ursprung gleichsam aufdringt. Bey dem Anblicke der Adersbachischen Felsen fragt Jedermann, wie dieselben wohl entstanden seyn möchten: nur wenigen Menschen hingegen kömmt es ein, eben diese Frage bey ganz gewöhnlichen Erdhügeln oder bey den auf unsern Feldern zerstreuten Steinmassen zu thun. Aber eben darin liegt das Anziehende solcher Gegenden, daß sie ihren Beschauer zum Nachdenken auffordern, und ihn an die vergangne Zeit und an die generirenden Kräfte erinnern.

Achtens. Ein Vorzug der Gebirgslandschaft ist das immer währende schöne Grün, das von den, an vielen Orten herabrollenden, Bächen, und von der durch die Berge eingeschluckten und in die Erdklüfte nach und nach durchgeseihten, und von ihnen in die Thäler herabträufelnden Feuchtigkeit, weit frischer, als in der Ebne erhalten wird. Dieses Grün sticht mit dem Schwarzen der Nadelhölzer, mit welchem die meisten höhern Gegenden der Gebirge bekleidet sind, auf eine für das Auge sehr anmuthige Weise ab.

Neuntens. In der Gebirgslandschaft ist auch das Leblose mehr in Bewegung: oder der Beobachter wird doch dessen Bewegung mehr gewahr. Ich sehe und höre die wirksamen Kräfte der Natur gleichsam deutlicher. Die Bäche rauschen, der Wind säuselt lauter; das Echo hallt stärker nach und wiederhohlt den Schall öfter; die Wolken verstecken und umhüllen wechselsweise die Gipfel der Berge. Ich höre die Schalmey des Hirten, die Glocken der Kühe, das Knarren des Fuhrwagens, das Stampfen der Mühle deutlicher und in einer größeren Entfernung. Ich werde gewahr, daß in der ruhigsten Einöde, wo ich das einzige belebte Wesen zu seyn glaubte, doch rund um mich herum Naturkräfte beständig in Thätigkeit sind. Und dieß ist es, was mein Nachdenken auf große Gegenstände führt und ins Spiel bringt.

Verschiedenheiten der Gebirgsgegenden.

Die erste Art der Gebirgsgegenden sind die großen, die eine Art von Ebnen, mitten im Gebirge, vorstellen; die von kleinen Hügeln unterbrochen und von hohen Bergen eingeschlossen sind, dergleichen das Thal vom Warmbrunn ist. Wenn ein solches Thal, so wie das jetzt genannte, mit Städten und Dörfern geziert, durch Seen oder Flüsse gewässert, und mit Pflanzen, Thieren und Menschen angefüllt ist: so gibt dasselbe, theils weil dieser Reichthum einer schönen Landschaft aus den nahen Bergen auf einmahl übersehen werden kann, theils weil dieser Anbau und diese Bevölkerung mit dem Rauhen und Wilden der sie einschließenden Gebirge, auf eine sehr merkliche Weise, absticht, einen angenehmen Anblick. Man genießt hier zugleich die Milde der Luft, alle die Bequemlichkeiten und Vortheile, welche die Ebne gewährt, mit der Abwechselung, dem Malerischen und dem Erhabnen der Natur, so wie sie sich in den Gebirgen darstellt.

Diese große, gleichförmige, einer kleinen eingeschlossenen Landschaft ähnliche Fläche ziehe sich nun in ein langes sich windendes Thal, das von zwey Reihen mannigfaltig gruppirter Berge eingeschlossen ist, zusammen. Der Boden dieses Thals sey eben, und noch breit genug, um Aecker, Wiesen, einzelne Obstgärten, und zerstreute Wohnun-

gen, oder ganze Dörfer zu fassen. Die Aussicht verengere sich: aber die Gegenstände sollen zugleich dem Auge näher kommen. Der Zuschauer verliere an Mannigfaltigkeit: aber er gewinne an Ruhe und Aufmerksamkeit. Aus Standpuncten, aus welchen sich solche Thäler, mit den einschließenden Bergketten, wohl übersehen lassen, biethen sie immer das Bild eines von der Welt entfernten, aber unschuldigen und anmuthigen Schäferlebens dar. Eben deßwegen gefallen sie auch den Menschen, die gern im Geräusche der Welt leben, den Eitlen, die sich gerne zeigen wollen, und den Ehrgeitzigen, welche die Ruhe hassen, nur wenig. Aber sie nehmen dafür die nachdenkenden, die sanft empfindenden Menschen, die, welche gern mit sich selbst, oder mit wenigen Freunden leben, ganz vorzüglich ein. Diese finden hier gerade so viele Gegenstände zur Beschäftigung der Sinne, als sie nöthig haben, um ihren Verstand, ihre Einbildungskraft, oder die Empfindungen ihres Herzens ins Spiel zu bringen. Die Natur ist hier so schön und so reich, daß sie, als Nebenidee, das Gemüth, bey andern Beschäftigungen, lange unterhalten und beleben kann: aber sie ist nicht reich und erhaben genug, um es ganz an sich zu ziehen und andere Gegenstände daraus zu verbannen.

Es gibt überhaupt zwey Arten der Vorzüge, welche eine Landschaft, und besonders eine Gebirgslandschaft unterscheiden können. Die einen sind Merk-

würdigkeiten für den Reisenden: die andern sind Annehmlichkeiten für den Einwohner. Es gibt Gegenstände und Ansichten, welche, durch ihre Größe und Erhabenheit, oder durch ihre ausnehmende Mannigfaltigkeit und die Vereinigung vieler Reize, oder auch durch das Seltene und Außerordentliche, welches ihnen eigen ist, gleich auf den ersten Blick und in kurzer Zeit große Eindrücke machen und lange Erinnerungen hinter sich lassen. Zu diesen, wenn sie bekannt sind, strömen die Reisenden aus allen Ländern herzu. Solche Gegenstände sind es, welche man in den hohen Alpen und in den Eisthälern der Schweiz, in dem Meerbusen von Neapel, und auf dem Aetna aufsucht. Andere Gegenden und Aussichten haben nichts Anziehendes für den Reisenden, welcher bloß die Gegenden durchläuft, und die Merkwürdigkeiten darin besehen will: aber sie sind dagegen höchst anmuthig für den Einwohner, der täglich in ihnen lustwandelt. Jener, da er nichts in ihnen findet, als was er in hundert ähnlichen Gegenden schon gesehen hat, kann durch sie weder seine Kenntnisse erweitern, noch aus ihnen neue Bilder für seine Imagination sammeln. Er nennt sie also mit Recht alltäglich und unbedeutend. Dieser hingegen, der von der Gegend, welche ihn täglich umgibt, weder Unterricht noch tiefe Eindrücke, sondern nur Annehmlichkeiten und Vergnügen verlangt, wird durch ihren wirklichen Reichthum und ihre Schön-

heit, die er mit Muße betrachten kann, und die er von einem Ende des Jahres bis zum andern mannigfaltig abwechseln sieht, vollkommen befriediget. Ja, es lehrt die Erfahrung, daß eben die Gegenstände, welche den Fremden beym ersten Anblicke am stärksten rühren und am meisten in Erstaunen setzen, die Einheimischen am meisten ermüden und kalt lassen. Wie mancher Einwohner der Alpen, der ihr ewiges Eis und die dasselbe umgebenden Steinklippen täglich vor Augen sieht, wundert sich über die Einfalt der Reisenden, welche aus fernen Landen herbey kommen, um so einförmige, und selbst traurige Gegenstände zu sehen. Was bey dem täglich erneuerten Anblicke gefallen soll, braucht nicht groß, oder neu, aber es muß schön seyn, und mancherley Abwechselungen und Veränderungen haben, deren man, ohne viele Mühe und ohne Aufwand von Zeit genießen kann. Und gerade dieß ist der Fall in Absicht der mittlern oder kleinen Gebirge, von welchen ich zuletzt redete. Da, wo eine Menge Thäler, von leicht ersteigbaren Bergen umschlossen, neben einander parallel laufen, oder einander durchkreutzen: da ist es am leichtesten möglich, in kleinen Entfernungen, ganz veränderte Schauplätze zu finden. Jede Reihe Hügel ist eine Scheidewand, die ein neues Thal hinter sich verbirgt. So wie man einen derselben ersteiget, so zieht sich gleichsam der Vorhang auf, und man

erblickt eine neue Welt, die vor kurzem noch ganz unsichtbar war. Da, wo alle Gegenstände größer und majestätischer, die Ebnen, welche man auf einmahl übersieht, von weiterem Umfange, die Berge höher sind: da muß man auch sich viel weiter von einem Standorte entfernen, ehe die Aussicht sich zu verändern anfängt. So wie der erste Anblick einer solchen Gegend einen weit tiefern Eindruck macht: so sind die täglichen Spaziergänge in ihr weit weniger unterhaltend.

Es würde vergeblich seyn, die Mannigfaltigkeit, deren die Schönheiten dieser mittlern Gebirge und ihrer Thäler fähig sind, mit Worten zu beschreiben. Worte geben immer einen sehr unvollkommenen Begriff von Dingen, welche gesehn werden müssen, — besonders, wenn die Merkmahle, wodurch sie sich unterscheiden, klein, und nur durch ihre Menge und ihre Vereinigung für das Auge frappant sind. Doch zweyerley Aussichten muß ich noch erwähnen, deren Eindruck ich so unterschieden von andern und unter sich so gleichförmig gefunden habe, daß ich glaube, mich deutlich genug darüber erklären zu können. Von den Aussichten der erstern Art gibt das Thal von Langwaltersdorf in Schlesien auf dem Wege zwischen Schweidnitz und Friedland ein Beyspiel. Es ist ein schönes, breites und lachend grünes Thal zwischen zwey

Reihen Bergen eingeschlossen, die einander beynahe so regelmäßig entgegen gesetzt sind, als die Coulissen auf einem Theater, und wovon immer zwey und zwey wieder Thäler zwischen sich enthalten, die als Zweige von jenem größern Thale auslaufen. Der Weg, von welchem man dieses letztere übersieht, läuft an der einen Bergseite in einer solchen Erhöhung über das Thal, daß die Structur der Berge und die Richtung der zwischen ihnen befindlichen Thäler auf einmahl deutlich gesehn werden können.

Diese Gegend gehört unter eine allgemeine Gattung von Gebirgsgegenden, welche man folgender Gestalt charakterisiren kann. Sie bringen durch die Spuren des Anbaues und des menschlichen Fleißes, welche sie allenthalben zeigen, durch die eigene Fruchtbarkeit und den Reichthum der Gewächse, mit welchen sie begleitet sind, und endlich durch eine mehr als gewöhnlich regelmäßige Form und Stellung der Berge, die Natur der Kunst, und hinwiederum den Kunstfleiß der Menschen der freyen Natur so nahe, daß, aus beyden vereinigt, die Empfindung eines ruhigen Wohlbefindens und eines sanften Vergnügens entsteht.

Dieser entgegengesetzt ist die zweyte Art der Gebirgsgegenden, welche ich die wilden oder er-

habnen nennen möchte. Hier scheint sich entweder die Natur ganz selbst überlassen; und weder der Anblick menschlicher Wohnungen, noch irgend eine Spur einer an sie selbst gewandten Pflege, erinnert den Beschauer an die Bewohner und Beherrscher der Erde: oder die Natur selbst ist hier nur in leblosen Massen groß, an Allem aber, was Leben und Wachsthum hat, arm und unfruchtbar; oder sie hat endlich ihre Schönheiten in solcher Unordnung und Verwirrung aufgehäuft, daß sie den Beobachter, indem sie ihn an sich zieht, zugleich in Verlegenheit setzt.

Von dieser Gattung ist die zweyte der Aussichten des Mittelgebirges, welche ich zu schildern mir vornahm, ein Miniaturbildniß. Ich meine solche, wie sie in meinem Vaterlande Schlesien aus den Fenstern des Fürstensteinischen Schlosses oder von den Anhöhen des katholischen Kirchhofes in Tannhausen gesehen werden. Es ist die Aussicht in ein tiefes, enges und schroff abgeschnittenes Thal, in dessen Grunde man sich einen Bach schlängeln sieht. Die Tiefe des Abgrundes, welcher schwindeln macht, die Bergmauer, welche dem Beobachter gerade gegenüber und so nahe steht, daß sie ihn von der übrigen Welt ausschließt, die Menge Gegenstände, welche er demungeachtet auf diesem Bergrücken und in dem tiefen Thal erblickt: alles

das erfüllt ihn mit den Empfindungen des Wohlgefallens an Schönheit, und versetzt ihn zugleich in eine gewisse Schwermuth. Er scheint sich von den Menschen verlassen, und wird doch von der Natur unterhalten.

Da ich in diesem Aufsatze bloß die Absicht habe, mir von dem Vergnügen, das ich bey dem Anblicke der Natur genossen habe, Rechenschaft zu geben: so enthalte ich mich billig, von solchen Eigenthümlichkeiten der Gebirgsgegenden zu reden, welche ich entweder bloß aus Beschreibungen kenne, oder mir durch meine Einbildungskraft selbst zusammensetze. Ich will auch gern zugeben, was die meisten der Reisenden, die aus der Schweiz zurückkommen, behaupten, daß in den Alpen die Natur einen Charakter habe und Anblicke gewähre, von welchen man sich, durch die noch so aufmerksame Betrachtung unserer Schlesischen und Sächsischen Gebirge, keine Vorstellung machen könne. Ich will das, was Sache der Erfahrung und des unmittelbaren Eindrucks auf die Sinne ist, auf keine Weise durch Vernunftschlüsse bestreiten. Aber ich will meinen gereisten Lesern, welche über das, was sie in der Schweiz sahen, nachgedacht, und es mit den Schönheiten ihrer vaterländischen Gebirge verglichen haben, vorlegen, was ich von dem Eigen-

thümlichen der Alpen weiß, und was ich von der Neuheit des Eindrucks, den sie auf mich machen würden, muthmaße.

Die Reisenden und die Dichter haben mich mit zwey Erscheinungen der höchsten Alpen, dergleichen ich in unsern Bergen nie gesehen habe, bekannt gemacht: dem reizenden Anblicke, den die höchsten mit Eis bedeckten Spitzen, in der Entfernung, durch das mannigfaltige Spiel ihrer Farben geben, wenn sie von der Abendsonne erleuchtet werden, — und dem grausen Anblicke, den, in der Nähe, und an ihrem Fuße die Eisthäler darbiethen, welche zwischen jenen Klippen verborgen liegen. Ich habe zeitlebens nur blaue Berge gesehen, und kenne der höchsten Alpen rosenfarbnes Haupt, das sich nach Haller über der niedern Berge blauen Rücken erhebt, nur aus den Nachrichten der Reisenden und der Naturforscher. Ich habe im Sommer Schnee nie anders, als in den der Sonne unzugänglichen Thälern unsers Schlesischen Riesenkammes blinken gesehen, ein Anblick, der mich nur durch das Ungewöhnliche, bey meinem ersten Eintritte in das Gebirge, rührte, und weder einen langen noch starken Eindruck machte.

Aber ich kann mir vorstellen, daß, wenn über Alles, was ich von Höhen kenne und erstiegen ha-

be, sich in der Ferne ein noch weit darüber erhabener Kranz von Bergen zeigte, der in gewissen Tageszeiten, durch eine stärkere Erleuchtung und tiefere ihn umgebende Schatten meinem Auge näher zu kommen schiene, immer aber sich durch Glanz und Farben von Allem, was ihn umgäbe, unterschiede, ich von dem Außerordentlichen dieses Anblicks, selbst nach der großen Erwartung, die ich davon habe, gerührt werden würde.

Ich kann mir vorstellen, daß dieses ewige, sich immer mehr aufthürmende Eis, welches das Ende der lebendigen Schöpfung zu seyn scheint, indeß es dem Auge etwas Ungesehenes und Großes darbiethet, auch auf die Einbildungskraft den Eindruck des Erhabenen macht, weil es auf die Ewigkeit, aus welcher es herstammt, und den unermäßlichen Himmelsraum, an welchen es grenzt, hindeutet.

Aber ich sehe ein, daß nur der erste Anblick schön und groß zugleich, und der zweyte schauderhaft und nur auf kurze Zeit dem Auge erträglich, und dem menschlichen Körperbaue aushaltbar sey. Die hohen Alpen können nur in der Ferne genossen, — nur in dieser können sie nach ihrer ganzen Größe und Erhabenheit übersehn werden. In der Nähe und wenn man in die Oeffnungen ihrer Mauern eindringt, verschwinden sie selbst wieder unter

ihrer eignen Größe. Ein Berg verdeckt den andern. Der ganze St. Gotthard, der ganze Montblanc, diese Sammlungen unzähliger auf einander gethürmten Berge, erscheinen in der Nähe nirgends ganz, und man lernt ihre Höhe nur aus der Ermüdung, die es kostet, sie zu ersteigen, und aus der Länge der öden und felsigen Wüste, durch welche man sich, von der schon an sich sehr beträchtlichen Höhe, wo alle Vegetation aufhört, bis zu ihrem Gipfel hindurchwinden muß, schätzen.

Eine andre vorzügliche Schönheit der Schweizer-Gebirgsgegenden, nicht als Gebirge, sondern als Landschaften betrachtet, fehlt den unsrigen gleichfalls, die Menge großer Seen, welche die Zwischenräume zwischen den Bergen zum Theil anfüllen. Wie sehr das Wasser eine Landschaft belebt, wissen auch wir Einwohner der Ebnen. Aber wir können nur an wenigen Orten viel Wasser und viel Land zugleich übersehn. In den Gebirgen verliert sich das Wasser: und an großen Strömen verlieren sich das Erdreich und dessen Producte*). Ohne Zweifel sah Gibbon aus den Studierzimmern seines Lausanner Landhauses eine Aussicht, die Beydes, unsre Fluß- und unsre Berg-Gegenden

*) Dresden vereinigt unter allen Orten, die ich gesehen habe, diese beyden Schönheiten am vollkommensten.

übertrifft, und deren gleichen ihm sein Vaterland nicht darboth: zu seinen Füßen eine große Wasserfläche, mit einer reizenden Landschaft und allen Annehmlichkeiten einer angebauten Natur umgeben, und in der Entfernung, eben so große Erdflächen, die, vor ihm in schiefliegender Richtung aufgelehnt, ihm die ganze Stufenleiter der natürlichen Fruchtbarkeit von ihrer üppigsten Fülle bis zur völligen Unbeweglichkeit starrer Felsen und Eismassen zeigten.

Dieß sind also Bilder, die meiner Imagination nicht ganz fremd sind, ob sie gleich nie sich meinem Auge gezeigt haben. Die einzelnen Gruppen dieses Gemäldes hat Niemand mir anschaulicher ausgemalt, als Herr von Bonstetten, dessen Beschreibung eines der Thäler, welche zu den Gipfeln der Alpen führen, zugleich das Eigenthümliche des Landes und seiner Einwohner schildert.

Aber alles Andre, was eine Gebirgsgegend reizend, oder erhaben macht, scheint sich mir in jeder großen Bergkette zu finden, weil es zum Theil in der schief liegenden Richtung der Linien, welche die Umrisse der Berge beschreiben, und in den Gesetzen der Natur liegt, welche die Wirksamkeit derselben, die Quelle alles Schönen, auf eine bestimmte und immer gleichförmige Weise in den verschiedenen Höhen abändern.

So groß und einzig in ihrer Art aber auch die Schönheiten seyn mögen, deren Anblick ich entbehrt habe, da ich mich nie der Schweiz habe nähern können: so habe ich doch diejenigen mit Aufmerksamkeit gesehen, welche die Gebirge meines Vaterlandes, und des mit ihm so nahe grenzenden, so nahe durch Boden, Klima und Charakter der Einwohner verwandten Sachsens, darbiethen. Vielleicht verschaffe ich einigen mit mir gleichgestimmten Lesern, durch diese Erinnerung an die verschiedenen Scenen unsers Gebirgsschauplatzes, eine Erneuerung eines ehemahligen Sinnengenusses, verstärkt durch das Vergnügen einer leichten Geistesbeschäftigung.

Uiber

die Veränderungen

unsrer Zeit

in Pädagogik, Theologie, und Politik.

Unter zwey Fehlern, der Neuerungssucht und der Anhänglichkeit ans Alte, ist der letztere der geringere. Denn er hält sich zuerst an das Bekannte und sieht gleichsam im Lichte: der andre, nur durch das Schimmerlicht ungewisser Vorausschungen und nie erpropter Grundsätze aufgehellt, wandelt einen unsichern und gefährlichen Weg, und gibt, im Streite mit seinem Gegner, bald Blößen, bald thut er vergebliche Luftstreiche.

„Der Mensch vom gemeinsten Verstande kann, sagt Montesquieu, die übeln Folgen, welche ein noch jetzt bestehendes Gesetz nach sich zieht, einsehen: — aber der durchdringendste ist nicht im Stande, diejenigen vorauszusehen, welche aus einem neuen entspringen werden.“ Wie unendlich viele Fehler werden die Richter in jedem neuen Gesetzbuche gewahr, welche dem scharfsinnigsten Gesetzgeber entgingen: und wie oft muß man von dem, was die Vernunft vorzuschreiben schien, auf das zurückkommen, was die Erfahrung gelehrt hatte.

Aber wenn man diese Hartnäckigkeit, bey alten Meinungen und Gewohnheiten zu verharren, übertreibt; wenn man sie bis auf kleine, erkünstelte

Formalitäten ausdehnt, welche augenscheinlich zum Zwecke nichts beytragen, und nur die Geschäfte erschweren; wenn man sie, im Widerspruche mit dem allgemeinen Geiste der Zeit, mit dem Zustande der Wissenschaften und der Cultur, mit den Grundsätzen und den Lehren der aufgeklärtesten Männer des Jahrhunderts, beybehält, und dem alles mit sich fortziehenden Strome seine eigenen Kräfte allein entgegen stemmen will: so folgt man nicht dem Ansehn der Erfahrung, sondern man verleugnet seine gesunde Vernunft; man stürzt sich freywillig in die Dunkelheit barbarischer Zeitalter, da man in dem Lichte eines cultivirten leben könnte; man wird ohne Nutzen Despot, kränkt sich und verfolgt Andre, wegen vermeinter Neuerungen, vergebens, und befördert zuletzt, durch die Lächerlichkeiten, deren man sich in seiner Sache schuldig macht, den Fortgang derjenigen Meinungen, welchen man sich widersetzen wollte.

Diejenigen Neuerungen, welche am meisten Anhänglichkeit und Vorliebe, oder Widerwillen und Widerstand erregen, betreffen in unsrer Zeit vornehmlich die Erziehungskunst, die Religion, und das Regierungs- und Verwaltungs-System der Staaten. Es wird nicht unnütz seyn, die Wirkungen jenes doppelten Geistes, in diesen verschiedenen Kreisen, wo er am thätigsten ist, zu beobachten.

I.

Die öffentliche und die häusliche Erziehung haben in unsern Zeiten die größten Veränderungen erfahren. Männer vom größten Genie haben sich damit beschäftiget, und die Regierungen haben endlich daran Theil genommen. Jene haben durchgedrungen, die Aeltern, der allgemeinen Gewohnheit zum Trotze, zu überzeugen, daß die Gelindigkeit und die der Entwickelung der Natur gegebne Freyheit der Strenge und dem Zwange, bey der Erziehung, vorzuziehen sey; daß der Unterricht in den Wissenschaften nicht das Ganze ausmache, und, „viel gelernt haben," nicht so viel heiße, als ein gebildeter Mensch seyn; daß die Sachkenntniß der Sprachkenntniß vorzuziehn, und diese nur ein Hülfsmittel und eine Vorbereitung zu jener sey. Vornehmlich haben sie die Methoden dieses Sprachstudiums selbst verbessert, und dadurch Zeit für die Sachen erspart; sie haben die Naturkenntniß zu den übrigen Wissenschaften hinzugefügt; sie haben Augen und Ohren der jungen Leute, nicht bloß ihr Gedächtniß und ihren Verstand zu ihrer Belehrung und Bildung zu Hülfe genommen. Diese, die Regierungen, haben neue Institute, worin diese neuen Methoden zuerst eingeführt wurden, errichtet; oder haben den alten den neuen Studienplan vorgeschrieben. — Sie haben für die Naturgeschichte, die mehr, als alle andern Wissenschaften Aufwand erfordert, Sammlungen veranstaltet. — Durch

beydes vereiniget, haben unsre Gymnasien und Universitäten eine neue Gestalt gewonnen. Aber noch ist die öffentliche Meinung nicht entschieden: ob unsre darin erzogne Jugend besser, gelehrter, mehr selbstdenkend, (worauf die neuen Unterrichtsmethoden vornehmlich abzielen,) und besonders, ob sie zu den verschiednen Geschäften des bürgerlichen Lebens brauchbarer ist, als zuvor.

Gewisse Endzwecke, die, bey der alten Erziehung, erhalten wurden, gehen unstreitig, bey der gegenwärtigen, verloren. Die Kenntniß des Lateinischen wird bey weitem nicht so weit als ehedem getrieben; man findet wenige mehr, welche diese Sprache, nach ihrem wahren Genius, schreiben, und fast niemanden, welcher sie so spricht. Die literarischen und bibliographischen Kenntnisse haben abgenommen. Das Griechische wird nur noch von Philologen, oder von Liebhabern der allgemeinen Literatur erlernt. Aber andre Wissenschaften, und andre Zweige der menschlichen Vollkommenheit haben dafür ausnehmend gewonnen. Die Kenntniß der Naturgeschichte ist sehr allgemein geworden. Und mit ihr sind die ökonomischen und artistischen Kenntnisse gestiegen, und die Chymie ist durch neue Entdeckungen, welche der ganzen Physik eine neue Gestalt geben, bereichert worden. Besonders aber ist die staatswirthschaftliche Verwaltung, die sonst nur einer blinden Routine überlassen war, in wissenschaftliche Untersuchung gezogen, und ein wichti-

ger Theil der Philosophie geworden. Dadurch hat die Geschichte zugleich einen neuen Gesichtspunct, größere Brauchbarkeit, und ein allgemeineres Interesse gewonnen: indem sie jetzt nicht mehr bloß, für Krieg und Frieden, und die Unterhandlung unter Völkern, sondern auch für Ackerbau, Handel und die Gesetzgebung, besonders für die, welche die Auflagen und die innere Policey betrifft, und endlich für die Kenntniß der menschlichen Natur selbst und die Gesetze ihrer Entwickelung, die belehrenden Facta sammelt. Man sage, was man wolle; wir haben keine der Kenntnisse, in deren Besitz unsere Vorfahren waren, verloren: und wir haben neue hinzu erlernt. Es mögen noch so viele unwissende Candidaten von der Universität kommen: so sehen wir uns doch noch allenthalben von Leuten von Talenten umgeben, und vortreffliche Werke über alle Zweige der Wissenschaften erscheinen. „Die alten Sprachen, sagt man, werden augenscheinlich vernachlässigt.“ — Aber ich sehe alle Tage sich die Anzahl der Ausgaben der Autoren vermehren, — und verkauft werden. Sie werden immer prächtiger; und finden also Liebhaber und Käufer auch unter den Reichen und Vornehmen. Sie werden immer vollkommner, von leerem Wortkrame gereinigter, durch philosophische Sprachkenntniß und durch geschichtliche und naturhistorische Aufklärungen brauchbarer: — und sie setzen also immer ge-

lehrtere Philologen voraus, von welchen sie veranstaltet werden.

Was, zweytens, die Brauchbarkeit der jetzt erzognen Jugend zu den verschiednen Geschäften und Berufsarbeiten des bürgerlichen Lebens betrifft, — den zweyten Hauptgesichtspunct, nach welchem die Güte eines Erziehungs- und Studien-Systems beurtheilt werden muß: so sind in der Natur der Sache Ursachen vorhanden, warum das Urtheil darüber, besonders, wenn es eine Vergleichung mit den Früchten unsrer alten Schulerziehung in sich enthält, schwankend seyn muß, und selbst zuweilen für das neue System nachtheilig ausfallen kann. —

Beym Menschen kommt es überhaupt auf Erziehung und Unterricht nicht allein, sondern es kommt zugleich auf Natur und Anlage an. Er ist nicht ein Thon, der zu einer Bildsäule geformt wird; sondern er ist eine Pflanze, die vom Gärtner nur gepflegt, mit schicklichem Erdreiche bedeckt, begossen, höchstens durch Einimpfung fremder Baumzweige in gewissem Grade veredelt wird. Wenn dieß, in Absicht der Vollkommenheit des Menschen im Allgemeinen, wahr ist: so ist es weit mehr, in Absicht der praktischen Vollkommenheit, in Absicht seiner Brauchbarkeit zu Geschäften, wahr. Es gehört dazu noch weit mehr Genie, als Wissenschaft. Bey einigen Zweigen, wie z. B. der Rechtspflege, hat die Wissenschaft, bey andern, als den militäri-

schen und Verwaltungsgeschäften, hat das Genie ein größeres Gebieth. Aber in allen kommt auf eigne Urtheilskraft, auf Gegenwart des Geistes, kurz auf Talente und Tugenden, die von jedem Studienplane unabhängig sind, sehr viel an. Daraus folgt, daß in Absicht dieses Punctes wenigstens kein großer Fortgang seyn kann, — auch wenn die Studien noch so sehr verbessert worden sind. Denn die Natur des Menschen bleibt in allen Jahrhunderten dieselbe. Die natürlichen Kräfte desselben verändern sich unendlich weniger, als seine Kenntnisse: und der Zufall oder die Vorsehung, welche eine gewisse Anzahl größerer Genies, und mehr hervorragender Fähigkeiten, zu jeder Zeit, unter die übrigen Menschen — als ein Salz, welches sie würzen und schmackhaft machen soll, ausstreut, beobachtet in dieser Vertheilung fast immer das gleiche Verhältniß der Anzahl. Kein Wunder also, daß wir auch jetzt noch eben so viele mittelmäßige Köpfe, und so viel seichte oder schlechte Arbeiter unter den Candidaten aller Aemter, als ehedem, finden. Das Mittelmäßige wird im menschlichen Geschlechte, — besonders auf dem Theater der Welt und der Geschäfte, wo das Bedürfniß, der Eigennutz und der Ehrgeitz, nicht innerer Trieb, nicht Bewußtseyn der Geschicklichkeit, nicht Verlangen andern zu nutzen, die Menschen zusammendrängen, — das Mittelmäßige, sage ich, wird dort immer herrschen: das durchaus

Schlechte, und das ganz Vorzügliche wird gleich selten seyn.

Es kann indeß zuweilen der Zufall, an einen Ort, in ein Collegium, eine größere Anzahl fähiger und arbeitsamer junger Leute, oder unwissender und den Müssiggang liebender, zusammenführen. Und aller Bemühungen der einsichtsvollsten Männer ungeachtet, der Jugend, durch einen besser gewählten Studienplan, mehr wahre Liebe zu den Wissenschaften einzuflößen, und besonders auch sie zu den praktischen Kenntnissen mehr einzuweihen, (wie denn dieß in der That einer der Endzwecke ist, auf welchen die Besten der neuern Pädagogen losarbeiten, den Menschen zu dem eigentlich bürgerlichen Leben und dessen Geschäften zu erziehn,) — können doch gerade jétzt, in diesem Lande, durch einen bloßen Zufall, sich wenigere brauchbare Jünglinge finden, als, den unsichern Uiberlieferungen zu Folge, in vorigen Zeiten vorhanden, gewesen seyn sollen.

Die Sitten und die Charakterbildung sind das dritte Hauptstück der Erziehung. Und nun, fragt man, „sind unsre nach dem neuen System erzognen „Jünglinge besser und gesitteter, als die nach dem „alten erzogenen, oder das Gegentheil?" Und die laudatores temporis acti sind sehr geneigt, das letztre zu glauben. „Zuerst, sagen sie, während der Zeit der Erziehung selbst, sind die Zöglinge unsrer Schulen und Universitäten nicht ausschweifender und

sittenloser, als je? Haben sie nicht, da sie von dem heilsamen Zwange der ehemahligen Schulzucht befreyt worden sind, zugleich alle Schranken durchbrochen, welche ihnen vor Zeiten das Ansehn ihrer Aeltern und Lehrer setzte? Herrschen unter ihnen nicht Wollüste, die der Jugend voriger Zeiten unbekannt waren? ist nicht Unbescheidenheit und Anmaßung der jungen Leute, Verachtung gegen Aeltere, und, — was immer damit verbunden ist, — auch Verachtung der Gesetze, oder eines wohlgemeinten Raths, an der Tagesordnung? — Und wie zeigen sich die jungen Männer, die in diesen Treibhäusern gereift sind? Fleiß und Ordnungsliebe und reine Achtung für Gesetze und Obern, sind dieß nicht, aus gewöhnlichen Eigenschaften, seltne geworden?"

Es ist schwerer hierauf, als auf alle Fragen, welche die Folgen der gegenwärtigen Erziehung betreffen, zu antworten. — Fragt man warum? — weil sich über Sitten und Charaktere überhaupt weit schwerer, als über Talente, urtheilen läßt; — weil der Charakter weit weniger durch die Erziehung, — und noch weit weniger durch den Schul- und akademischen Unterricht, gebildet wird, als der Kopf; weil auf den Charakter, welcher bleibt, immer Leidenschaften, welche vorübergehen, Einfluß haben, — und besonders jene Zeit der Jugend oder der ersten Reife, welche hier beurtheilt werden soll, dem Einflusse der Leidenschaften am meisten unter-

worfen ist; — weil der Fortgang moralischer Vollkommenheit im menschlichen Geschlechte, oder die Veränderungen der Sitten überhaupt, weit unmerklicher und zweydeutiger sind, als die, welche in dem Verstande und in der Aufklärung vorgehn; endlich, weil selbst die Beurtheiler hier mehr von Leidenschaften und fremden Rücksichten regiert werden, und oft mehr das, was ihnen mißfällt, als das, was allgemein gemißbilligt zu werden verdient, tadeln.

Die Verbesserung der Sitten erwarte ich mehr von der Vorsehung: nnd, wenn ja die Bemühungen der Menschen etwas dazu beytragen können, so ist sie die langsame und späte Folge der vereinigten Hülfsmittel der Religion, der Regierung und der Erziehung. Daß unsere Jugend moralisch besser ist, würde mir schwer werden, zu beweisen. Aber daß sie nicht so schlimm ist, als die Tadler der gegenwärtigen Zeit behaupten; daß die Laster eher unter einander abgewechselt, als sich absolut vermehrt haben; daß es noch viele vortreffliche, in ihrer Aufführung regelmäßige, gegen Aeltern und Vorgesetzte ehrerbiethige, keusche und fleißige Jünglinge gibt: davon würde ich leicht auch die hartnäckigsten Gegner überzeugen. Ich habe die Jünglinge voriger Zeiten weniger gekannt, ich habe die guten, weder damahls noch jetzt, gezählt, — und würde sie immer nur, in einem sehr kleinen Kreise, aufgezählt haben. Wie wäre es mir möglich,

eine gründliche Vergleichung unter ihnen anzustellen? Es geht hiemit, wie mit der Vergleichung des Reichthums der Sprachen. Diese ist auch immer gewagt und grundlos, wenn man nicht alle Wörter der einen mit allen Wörtern der andern Sprache verglichen, und sich dadurch wirklich überzeugt hat, daß die eine in der That für mehr Sachen, Nahmen, und für mehrere Schattirungen oder Combinationen der Ideen, Wörter enthält, als die andere. So viel weiß ich, daß ich in meiner Jugend, von den Universitäten, Abscheulichkeiten gehört habe, von denen ich jetzo nichts mehr höre; daß die Jugend damahls, wie jetzt, ihre Lehrer lächerlich gemacht hat; daß Trunkenbolde und Schläger unter ihnen unendlich häufiger waren; und daß es damahls weniger möglich war, dem Strome des allgemeinen Verderbens zu entgehen.

Alles demnach zusammen genommen, scheinen die Neuerungen in dem Erziehungs-Systeme die Bestätigung ihrer Güte durch die Erfahrung erhalten zu haben. Aber ist die Abneigung gegen dieselben, — ist die Vorliebe für das alte System, bloß weil es alt ist, aus allen Gemüthern verschwunden?

Ich glaube beynahe, daß sie es wenigstens aus den Gemüthern aller derjenigen ist, die Einfluß auf die Sache haben können, und deren Meinungen wieder die Urtheile vieler andern mit sich fortziehen, oder das Verfahren vieler andern bestimmen.

Die Verbesserungen werden nun, frey vom Widerstande und Enthusiasmus, — welcher letztere fast immer durch jenen erregt wird, und durch seine Ausschweifungen ihn von neuem reitzt, — wahrscheinlich ihren Gang natürlicher Weise fortgehn, und dahin gedeihen, wohin es, nach der Natur des Menschen und der Macht der Erziehung über dieselbe, kommen kann.

Ehedem war Rom der Thron, wo das Vorurtheil des Alterthums, in jedem der drey oben genannten Gebiethe, besonders aber auch in dem Erziehungswesen, mit eisernem Scepter herrschte, und es durch alle Macht des eignen Despotismus, und durch zu Hülfe gekommne Macht der Staaten-Regierungen unterstützte. Da hier das Ansehn dieser Regierung selbst auf dem Ansehn des Alterthums fast einzig gegründet war: so war auch daselbst die Anhänglichkeit an alte Formen in jeder Art unumschränkt, und jede Neuerung, sollte sie auch eine augenscheinliche Verbesserung seyn, war Rebellion. Unter der Aufsicht derselben standen auch die Schulen und Universitäten. Rom stellte die Muster des Unterrichts für das übrige Europa auf; es gab ihm seine Erzieher und Lehrer, indem es die geistlichen Aemter, mit welchen Lehrstellen verbunden waren, besetzte, oder die Mönchsorden, aus denen die meisten Professoren genommen wurden, aussandte; — und daher kommt die Unterordnung in welcher noch jetzt die ältern Lehranstalten unter

der Geistlichkeit jedes Orts stehn; — es führte zuletzt eine strenge Aufsicht über Lehrbücher und Lehrer, verboth jene, und zog diese vor sein Gericht, sobald sie von dem vorgeschriebnen Systeme im mindesten abwichen. Zu dieser Zeit war die Heftigkeit, mit welcher das Vorurtheil des Alterthums über ganz Europa herrschte, fürchterlich, und keines hat in der That den Fortgang der Cultur in den mittlern Zeiten mehr zurückgehalten.

Nach und nach hat das Reich dieses Vorurtheils sich immer mehr ins Enge zusammengezogen, oder sich in immer mehrere Theile zersplittert. Jede Religions-Partey hat ihr eignes Alterthum, auch in Absicht der Erziehungsmethode; und was strafbare Neuerung in Rom ist, scheint schon längst in allen protestantischen Ländern, den hartnäckigsten Anhängern des Alterthums alt, und von unbestreitbarer Wahrheit und Güte. — Diese dergestalt zerbrochne Macht, ist in unsern Tagen immer mehr zerfallen, und in Absicht der Erziehung hat sich der Despotismus, welcher das alte System aufrecht erhalten soll, in die Köpfe einiger alten Schulleute, — von welchen unser große König, als er einen derselben kennen gelernt hatte, sagte, daß ihre race in kurzen ausgestorben seyn würde, und er froh wäre, vor ihrem Untergange, noch ein Muster derselben gesehen zu haben, — und in die dunkeln Gewölber einiger Klosterschulen zurückgezogen: wo er aber in einem so engen Raume und

mit so wenigen Hülfsmitteln herrscht, daß er selbst anfängt, an der Sache, welche er versicht, zu verzweifeln. — Bey alten Schulleuten ist ein natürlicher Grund vorhanden, warum sie mehr, als andre Menschen, am Alten hängen. Sie sind selbst alle Tage ihres Lebens auf eine gleichförmige Art mit denselben Sachen nach denselben Regeln beschäftigt gewesen, und haben sich in die Methode, die sie dabey befolgten, so tief hineingearbeitet, daß es ihnen unmöglich wird, sich in eine andre zu fügen; sie leben überdieß so entfernt von dem Schauplatze der Welt, wo sich die Meinungen und Gewohnheiten unaufhörlich verändern, und der Stoß, welcher bey allen übrigen Menschen ihr Gedanken- und Gewohnheits = System erschüttert, reicht so spät zu ihnen, daß sie weit unveränderlicher, als andre, bey den frühern Eindrücken, den Grundsätzen und dem Geschmacke ihrer Jugend verharren müssen. Sie sind endlich Herrscher, — und alle Herrschaft beruht zum Theil auf Gewohnheit und Alterthum. Kein Wunder also, wenn sie nichts von dem verändert wissen wollen, worauf, wie sie fühlen, sich ihr eignes Ansehn gründet, und daß sie nichts von dem, was sie verehren, vernachlässiget wissen wollen. Sie sind daher strenge Orthodoxen in der Religion, sehr demüthige und unter die Gewalt sich beugende Unterthanen, sehr herrschsüchtige Despoten über ihre Untergebnen. Man muß Nachsicht gegen sie haben, wenn sie gegen die Ver-

besserungen mit Gründen und allenfalls mit Klagen streiten; sie werden unerträglich, aber sie schaden noch weniger, wenn sie zornig werden und poltern. Ihre Wuth, da sie von aller Macht entblößt ist, wird nur lächerlich: und alles, was lächerlich geworden ist, nähert sich eben deßwegen seinem Ende.

II.

Die Religion ist die zweyte Sache, welche zu unsrer Zeit in den Gemüthern der Menschen die zwiefache Leidenschaft einer übereilten und hitzigen Neigung zu Neuerungen, und eines ungegründeten und stürmischen Eifers für die Aufrechterhaltung des Alten erregt hat. Und in Absicht ihrer scheint das Recht noch weit mehr, als bey der Erziehung, auf der Seite derer zu seyn, welche, auch ohne überzeugende Gründe anführen zu können, das Alte nicht verlassen wollen, als auf Seiten derer, welche, mit gleich mangelhaften Beweisen versehen, das Neue vorzuziehen geneigt sind.

Die, welche der Religion, um der Religion selbst willen, als wahrhaft fromme und gottesfürchtige Menschen, ergeben sind, halten das, was sie für unmittelbar von Gott empfangne Belehrungen halten, nothwendig auch für unabänderliche Wahrheit; und glauben also, daß jede Neuerung in der Religion nothwendig ein Verderbniß derselben, jede anscheinende Berichtigung ihrer Lehren im Grunde eine Verfälschung, jede vermeintliche Verbesserung

in ihren Gebräuchen eine Abweichung von heiligen Gesetzen seyn müsse.

Die, welche zwar anerkennen, daß in demjenigen Systeme der Glaubenslehren und in derjenigen Verfassung des Gottesdienstes, die eben jetzt in ihrer kirchlichen Gesellschaft herrschen, Menschensatzungen mit göttlichen Wahrheiten, und willkürliche Einrichtungen mit wesentlichen Uibungen verbunden sind, und daß in beyden selbst eigentliche Mißbräuche sich mit der Zeit eingeschlichen haben; welche aber doch zugleich an die Ehrwürdigkeit und Wahrheit des ganzen Religionssystems glauben, werden Verbesserungen desselben nicht überhaupt für unmöglich halten, nicht jede vorgeschlagne: bloß als Neuerung verwerfen, aber sie werden sehr abgeneigt seyn, in diesen Reformen schnell zu Werke zu gehn, und gänzlich gegen sie stimmen, wenn sie befürchten, daß durch sie das alte Gebäude selbst erschüttert werden, oder die einmahl rege gewordne Neuerungssucht alle Schranken der Bescheidenheit und der Mäßigung durchbrechen möchte.

Diejenigen endlich, welche die Religion als Stütze des Staats, als zusammenhängend mit allen politischen und moralischen Grundsätzen betrachten; welche allein durch das Ansehn der Religion das Ansehn der Obrigkeit und der bürgerlichen Gesetze gesichert glauben, und welche endlich jede große Aenderung in Religionsmeinungen und Gebräuchen

als die Ursache einer großen Zerrüttung in den Gemüthern der Menschen, und, als den Anfang unabsehlicher Aenderungen in allen Theilen des menschlichen Lebens betrachten, haben Ursache, diese Aenderungen, auch wenn sie sie für Verbesserung halten sollten, zu fürchten, und sich mit aller Macht einem Strome zu widersetzen, der, wenn er einmahl aus seinen Ufern tritt, nie vorausfehen läßt, wie weit seine Uiberschwemmungen reichen werden.

So starke Gründe, welche die Anhänger des Alten in der Religion für sich haben, müssen uns, selbst, wenn sie ihre gute Sache durch Vorurtheil und Leidenschaft beflecken, sehr duldsam gegen sie machen, und uns abhalten, wenn wir ihre Uiberzeugung nicht durch Beweise bewirken können, ihre Einstimmung je durch Gewalt zu erzwingen, oder durch Verachtung und Spott zu erschleichen.

Aber es können dessen ungeachtet wirklich Vorurtheil und vernunftlose Leidenschaft sich in diesen Religionseifer einmischen, und diese können, wenn sie hartnäckig, und besonders mit Gewalt begleitet sind, auch großen Schaden thun, wenigstens die Veredlung des Menschengeschlechts lange Zeit aufhalten.

Um auf eine interessantere Weise über diesen Gegenstand zu sprechen, muß ich denselben enger einschränken. Ich will besonders von denjenigen Religions-Neuerungen reden, welche zu unsrer Zeit unter den protestantischen Theologen und Layen,

mit einer Schnelligkeit, von welcher die vorige Zeit kein Beyspiel aufweist, vorgegangen sind. — Die Ausbreitung derselben ist zwar schon so allgemein, und sie vergrößert sich alle Tage so sehr, daß die Hitze der orthodoxen Partey sich schon durch die Gewohnheit, lauter Neologen um sich zu sehen, nach und nach abgekühlt hat. Wenigstens wird ihr Widerstand täglich ohnmächtiger, und sie verzweifelt immer mehr an einem guten Erfolge. Die Gemüther sind indeß noch sehr getheilt. Die des gemeinen Mannes, wenn er nicht aus bloßer Sittenlosigkeit die Lehren der alten Religion geringschätzt, hängen natürlicher Weise an denselben, da ihm wenig Zugang zur gründlichen Kenntniß der neuen Meinungen und ihrer Gründe geöffnet ist, und er überhaupt in seiner Uiberzeugung und in seiner Verehrung der Religion, mehr durch das Ansehn der Personen, von welchen ihm dieselbe beygebracht worden ist, durch das Ansehn der Bibel und des Gesangbuchs, durch welche er allein das Andenken an sie erhält, und durch die Gewohnheit, die ihm in der frühen Jugend beygebrachten Grundsätze für heilig anzusehn, als durch eine deutliche Einsicht in den Sinn und in die Beweise der dogmatischen Lehrsätze regiert wird.

Von ältern Personen, besonders von alten und frommen Theologen, ist eben so natürlicher Weise zu erwarten, daß, unfähig, ein neues Studium über die Religion, und Prüfungen, zu welchen sie

bisher keine Veranlassung hatten, zum ersten Mahle anzufangen, sie ihre eigne, durch so viele Jahre unerschütterte Uiberzeugung, die Uiberzeugung ihrer frommen und doch auch verständigen Vorfahren, und die Beruhigung, welche diese und sie selbst in den bisher für wahr gehaltenen Lehren gefunden haben, als den einzigen, und als einen hinlänglichen Maßstab der Wahrheit annehmen, und dasjenige aus Gründen a priori im Allgemeinen verwerfen, was sie einzeln und stückweise nicht untersuchen können.

Ich sage nichts von Schwärmern oder von gewissen Religionsparteyen, die sich zur Schwärmerey hinneigen, und die, da sie durch das System der Dogmatik und des eingeführten Gottesdienstes, ihre Einbildungskraft zu exaltiren, und ihre Leidenschaften zu entflammen gewußt haben, und sich auch durch gewisse sinnliche Gefühle, der Freude und des Trostes, welche andern Christen unbekannt sind, in ihrem Glauben bestärkt halten, und an ihre Religionsübungen angezogen werden, nothwendig den Neuerern, welche ihnen diese höhern Genüsse rauben wollen, mit größerer Heftigkeit, als andre Andächtige, abgeneigt sind. Aber dieser Enthusiasmus ist nicht dazu gemacht, sich einer großen Anzahl von Personen mitzutheilen; er ist nicht dazu gemacht, besonders bey Leuten von Geschäften, und die an der Regierung Theil haben, lange zu dauern. Er ist also für die Neuerer selten fürchterlich, und

setzt, zu unsrer Zeit, den theologischen Reformen nur einen schwachen Widerstand entgegen.

Doch es ist Zeit, mich, so wie ich es in Absicht des neuen Erziehungs-Systems gethan habe, in eine kurze Entwickelung und Beurtheilung der Veränderungen einzulassen, die zu unsrer Zeit in der Dogmatik unsrer Theologen und in der religiösen Denkungsart der Layen vorgegangen sind. Bey der Unbefangenheit und Unparteylichkeit, mit welche ich diese Beurtheilung anzustellen gedenke, und bey der Ehrfurcht für Religion, welchee mich bey derselben belebt, hoffe ich, keinen meiner Leser zu ärgern, und einige vielleicht aufzuklären.

Die erste Frage, wie ich schon zu verstehen gegeben habe, ist immer die: „sind denn Verbesserungen in einer von Gott geoffenbarten Religion möglich?" Diese Frage muß durchaus verneint werden, sobald von Lehren die Rede ist, die unmittelbar von Gott den Menschen mitgetheilt, oder die, im eigentlichen Sinne des Wortes, den ersten Lehrern eingegeben worden sind. — Wie kann an dem, was ewige Wahrheit ist, die Zeit etwas verändern? Wie kann die fortschreitende Aufklärung des menschlichen Verstandes Irrthümer da entdecken, wo die unendliche Weisheit und Allwissenheit unmittelbar zu uns geredet hat? Es ist also über alle Neuerungen in der Religion auf einmahl der Stab gebrochen, sobald die unmittelbare

bare und wörtliche Eingebung der Bibel ausgemacht ist.

Darüber haben aber alle aufgeklärten und denkenden Männer unsrer Zeit nur eine Stimme: daß diese Eingebung sich wenigstens nicht erweisen läßt.

Woraus will ich mit Gewißheit erkennen, daß ein gewisser Satz, den man mich als göttliche Wahrheit lehrt, unmittelbar von Gott, und nicht aus der Denkkraft eines Menschen herstamme? — Nur entweder aus dem Inhalte desselben, oder aus der Geschichte, wie derselbe zuerst dem menschlichen Geschlechte bekannt geworden ist.

Was den innern Gehalt irgend einer Idee oder eines Lehrsatzes selbst betrifft: so sehe ich für Menschen die absolute Unmöglichkeit ein, zu erkennen, ob dieselben nur von Gott herkommen können, oder auch zuerst von Menschen gedacht und durch menschliche Verstandskräfte entdeckt werden konnten? Welchen Maßstab der Göttlichkeit kann die eingeschränkte menschliche Vernunft haben? Wie kann der Unwissende beurtheilen, wie weit der Weise und der Gelehrte mit ihrer Einsicht wohl reichen mögen? Und wie viel weniger kann der endliche Verstand sich anmaßen, in irgend einer Erkenntniß das Gepräge des Unendlichen zu finden?

Ist der als geoffenbart und von Gott eingegeben mir beygebrachte Satz geheimnißvoll, d. h. mir unverständlich: so kann ich durchaus nicht, nicht

einmahl über Wahrheit oder Falschheit desselben, noch weniger über dessen Werth, und noch weniger über das Maß von Verstandskräften, welches ihn zu entdecken nothwendig war, urtheilen. Ist er mir verständlich: so übersteigt die Idee, welche er enthält, nicht die Grenze meines Verstandes. Und was ich fassen kann, warum sollte das ein anderer größerer Geist, als ich bin, nicht entdecken können? Warum sollte nicht irgend jemand zum ersten Mahle denken können, was ich fähig bin, meinen Vorgängern nachzudenken? — Das Fassen eines Satzes geschieht nur durch eine Verknüpfung desselben mit unserm übrigen Gedankensysteme. Was aber mit unserm Gedankensysteme verknüpft oder vereinbart ist, kann auch aus demselben geschlossen werden.

Es bleibt also nur noch die Geschichte der Offenbarung als ihr Beweis übrig. Aber welche Geschichte derselben ist möglich, als die Versicherung gewisser Männer, daß sie von Gott inspirirt waren, und daß sie in diesen Zeiten der höhern Einwirkung jene Sätze zum ersten Mahle dachten? — Aber wodurch unterschieden sie selbst eine unmittelbar göttliche Einwirkung von einer außerordentlichen Thätigkeit ihres eigenen Geistes? Wodurch wurden sie selbst gewiß, daß sie von Gott inspirirt waren? — Darüber können sie uns keine Rechenschaft mehr geben. Wenn also auch ihre eigne Ui-

berzeugung fest und gegründet war: so haben sie doch kein Mittel in den Händen, uns zu überführen.

„Aber sie thaten, heißt es, Wunder, und sagten, daß es in der Absicht geschähe, ihre Inspiration, und also die Göttlichkeit dieser Lehren zu beweisen."

Auf diesen Beweis der Wunder kommt allerdings alles an. Die Bibel und die Verfasser und Lehrer derselben berufen sich augenscheinlich auf Wunder, als auf Beweise ihrer Lehren. Es ist nicht ehrlich von den Neuerern unter den Theologen gehandelt, wenn sie dieses leugnen, und die Wunder des A. und N. Testamentes als natürliche Begebenheiten erklären wollen: oder es ist ein Beweis einer schiefen Denkungsart, der alles ihr übriges Argumentiren verdächtig macht.

Es ist indeß unstreitig, daß die Kraft dieses Beweises unmöglich die Gemüther der Menschen zu unsrer Zeit mit eben dem Grade von Zuversicht überzeugen kann, mit welchem wir andre historische Zeugnisse annehmen; daß Begebenheiten, einzig in ihrer Art, deren ähnliche wir nie gesehen haben, deren ähnliche in völlig aufgeklärten Zeiten nie geschehen sind, in Zeiten der Unwissenheit und der Barbarey aber in zahlloser Menge erdichtet und fälschlich angenommen worden sind, immer einigen Verdacht gegen ihre Wahrheit in unserm Gemüthe zurücklassen; und daß also die Gewißheit, welche daraus entsteht, weder mit den Beweisen, die aus

Vernunftgründen geführt werden, noch mit der Gewißheit, die aus einer glaubwürdigen Erzählung von natürlichen, alltäglichen und wahrscheinlichen Begebenheiten entsteht, verglichen werden kann. — Bey aller Ehrfurcht also, die ich selbst gegen die Schriften, welche unsre Bibel ausmachen, häge, und bey aller der, welche verständige und nachdenkende Männer, die der Geschichte der Aufklärung im menschlichen Geschlechte nachforschen, gegen diese Bücher, als erste und älteste Quellen unsrer Belehrung, haben müssen: ist es doch mir ist es doch den meisten dieser mit mir gleichdenkenden Weisen unmöglich, die Wunder, die in der Bibel stehen, mit so voller Uiberzeugung anzunehmen, daß wir dadurch gehindert würden, die Lehren der christlichen Dogmatik von neuem zu prüfen, und die Vermischung von Wahrheit und Irrthum von Vorurtheilen eines gewissen Zeitalters und von ewig unabänderlichen Grundsätzen in jenen Lehren für möglich zu halten.

Auf diese Weise hat also die Partey, zu welcher ich mich bekenne, für die Reformen, welche sie in ihrem Glaubenssysteme nothwendig finden, sich Raum verschafft: und welches sind nun diese Reformen selbst?

Die eigentliche und vornehmste, der Mittelpunct, aller übrigen, und zugleich der Gegenstand des heftigsten und noch nicht geendigten Streites,

betrifft die Versöhnungs- oder die Genugthuungs-Lehre.

Ohne Zweifel sind die Dogmen von einem ursprünglichen Stande der Unschuld und einem Sündenfalle, durch welchen die ganze Natur des Menschen verdorben und dieses sittliche Verderben erblich geworden ist, — die Lehre von der Gerechtigkeit Gottes, als einer Eigenschaft, welche die Strafe des sündigen Geschöpfs nicht als Besserungs- nicht als Abschreckungs-Mittel, sondern als Befriedigung eines unerlaßlichen Gesetzes, verlangt, — von der Ewigkeit dieser Strafen, wegen der Unendlichkeit des Oberherrn, gegen welchen die Sünde begangen wird, von der daraus folgenden ewigen Verdammniß, die allen Menschen, als gebohrnen Sündern, bevorsteht, — von der Unmöglichkeit, daß diese Strafe ihnen anders erlassen und ihre Glückseligkeit wieder hergestellt werde, als wenn die ihnen gebührende unendliche Strafe, in ihrer Unendlichkeit, von irgend einem Wesen ausgestanden würde, — daß unendliche Strafen in einer endlichen Zeit nur von einem Wesen, das selbst unendlich ist, und bey welchem die Intension seines Wesens und aller seiner Handlungen und Leiden, dasjenige ersetzen kann, was ihnen an Extension abgeht; daß also nur eine Gottheit die Strafen der Menschen an ihrer Statt übernehmen könne, — die Lehre von der Dreyeinigkeit, welche mehrere gleich unendliche Personen in der Gottheit an-

nimmt, und jeder also ihre eignen Functionen anweist, und das Verhältniß zwischen einem Versöhner und einem Versöhnten, (welches, wenn beyde eine und dieselbe Person sind, ungereimt scheint), dadurch für die menschliche Vernunft erträglicher macht, daß beyde zwar Gott, aber doch verschiedene göttliche Personen sind; — die Lehre von der ursprünglichen Absicht und dem Inhalte der Jüdischen Offenbarung, die darauf sich vereinigen sollen, die Befreyung der Menschen durch eine an ihrer Stelle die Strafen der Sünden leidende göttliche Person anzukündigen, — die Lehre von Jesu Christo, als einem mit der zweyten Person in der Gottheit innigst vereinigten Menschen, — eine Vereinigung, durch welche die dadurch zusammengesetzte Person des Leidens fähig wird, und zugleich unendlich bleibt; endlich die Leidens- und Todes-Geschichte des Stifters der christlichen Religion, verbunden mit seiner Auferstehung; welche eine solche Begebenheit zeigt, die man für ein freywillig übernommenes Leiden einer außerordentlichen Person ansehen kann, und die mit der völligen Wiederherstellung derselben zu ihrer vorigen Herrlichkeit endiget: — alle diese Lehren und Geschichten sind so zusammenhängend und machen ein so wohl verbundnes System aus, daß diese ihre genaue Verknüpfung, wie sie überhaupt dem menschlichen Verstande Ehre macht und vielleicht sein erstes völlig systematisches Werk ist, auch

eine gewisse Uiberzeigungskraft bey sich zu führen scheint, wenigstens sehr geschickt ist, diejenigen, welche einmahl überzeugt sind, Jahrhunderte lang in diesem Glauben unerschüttert zu erhalten. Aber sobald man sich erlaubt, sie einzeln mit seiner Vernunft zu untersuchen: so ist fast keine einzige, die gegen die Einwürfe derselben aushielte, ja die nicht ihren ersten und sichersten Grundsätzen widerspräche. Dieses ganze System hat also zwar nach und nach, — aber unfehlbar in seinem ganzen Umfange, fallen müssen, und ist gefallen; obgleich in der Bibel unverkennbare Spuren vorhanden sind, daß Begriffe und Meinungen der Art, wiewohl nicht so ausführlich, so bestimmt, so verkettet unter einander, den Verfassern der heiligen Schriften vorschwebten.

An die Stelle dieses Systems ist nun folgendes einfachere mit den allgemeinen Begriffen der Vernunft und dem moralischen Gefühle mehr übereinstimmende getreten, für dessen Wahrheit ebenfalls Zeugnisse aus den heiligen Schriften angeführt werden können, und das, wenn es auch nicht ohne alle Dunkelheit in den Begriffen, noch ohne alle Inkonsequenzen in den Schlüssen ist, doch zur Erreichung der allgemein anerkannten Endzwecke aller Religion zureicht und der christlichen Religion selbst und deren Urkunden deßhalb die Verehrung gutdenkender Menschen sichert, weil diese zur Bekanntmachung und Ausbreitung der darin enthaltenen

Wahrheiten unter ganzen Völkern und in ganzen Welttheilen am meisten beygetragen haben.

Der Mensch ist, nach diesem Systeme, nicht als Sünder gebohren: denn eine Sünde ist eine freye Handlung, und was angebohren ist, kann nicht frey seyn. Der Mensch bringt nichts als die Unvollkommenheiten und Einschränkungen seiner Natur auf die Welt, — die, da sie sich zugleich auf das Sittliche erstrecken, auch seine freyen Handlungen, wenn er bey erlangter Reife des Verstandes anfängt zu handeln, unvollkommen, oder mit einem andern Worte sündhaft machen. Die Sünden, d. h. die fehlerhaften und von dem Gesetze der Vernunft und der Schicklichkeit abweichenden Handlungen, ziehen Strafe nach sich, entweder in so ferne sie als moralische Unvollkommenheiten und Mängel auch phisische, d. h. Schmerzen zur Folge haben, und überhaupt den Zustand des Menschen verschlimmern; oder in so fern Strafen von Gott als Mittel der Verbesserung des Sünders oder der Verhüthung künftiger Sünden unmittelbar veranstaltet werden. Wir können uns von der Gerechtigkeit Gottes keinen andern Begriff machen, als den, nach welchem wir auch die Aussprüche eines menschlichen Richters gerecht oder ungerecht nennen. Die Gerechtigkeit, welche Strafe verlangt, bloß, weil es schicklich ist, daß der, welcher gesündiget hat, leide, steht weit mehr der Leidenschaft der Rache, als der Tugend, welche

wir bey Menschen Gerechtigkeit nennen, ähnlich. Jene Schicklichkeit ist auch ungefähr von gleicher Art, als wenn man den, welcher einem Krebsschaden hat, bloß deßwegen zu schneiden und zu brennen für Pflicht hielte; weil es schicklich wäre, daß äußere Ursache des Schmerzes hinzukäme, der schon durch innere gequält würde. — Ist die Strafe als Strafe nicht nothwendig: so ist sie auch nicht unerlaßlich, wenn sie gleich weder von dem Sünder selbst noch von einem Andern ausgestanden worden ist. Und da Sünde Unvollkommenheit in Absicht der Handlungen ist, — die zum Theil aus Freyheit, zum Theil aus Unvollkommenheit der Natur entsteht, — alles uns aber darauf hinweist, daß die Vorsehung durch die Natur und die Offenbarung die menschliche Natur stufenweise zu vervollkommnen sucht: so ist höchst wahrscheinlich der göttliche Plan zur Wiederherstellung oder vielmehr zur Erhöhung der menschlichen Glückseligkeit nicht der, daß er eine Person sendet, welche alles aus der Sünde zu erwartente Elend ausstehe, — sondern dieser, daß er durch eine allmählige Ausbreitung sittlicher Begriffe und Wahrheiten, verbunden mit der Veranstaltung solcher Weltbegebenheiten und Umstände, wodurch jene Wahrheiten noch wirksamer werden, die Menschen nach und nach weiser und besser mache: woraus ihre Glückseligkeit unmittelbar entsteht, und wodurch sie auch derjenigen Glückseligkeit noch em-

pfänglicher werden, die er aus Gnaden ihnen zusetzen will. — Jene Ausbreitung der wichtigsten Wahrheiten nun hat Gott, so sagt dieses System weiter, vorzüglich durch die Israelitische und Christliche Religion und durch die Lehrer und Urkunden beyder veranstaltet. Durch die Israelitische sind zu allererst reine und vernünftige Begriffe von Gott, dem Ursprunge der Welt und unsrer Verbindlichkeit gegen den Schöpfer unter die Völker gekommen. Und es kann als ein Wunder von der größten Uiberzeugungskraft für den göttlichen Ursprung der Mosaischen Gesetzgebung angesehen werden, daß das Israelitische Volk, — sonst unter den übrigen Nationen durch keine vorzüglichen Gaben der Natur, durch keine von ihm hervorgebrachten Werke der Kunst oder der Wissenschaft ausgezeichnet, sich, in Absicht seiner Religionsbegriffe, so weit über alle übrigen erhebt.

Diese Vorzüge der Israelitischen Religion sind erst durch die Schriften und Lehrer der Christlichen den übrigen Völkern bekannt und mitgetheilt worden, und diese für Sittlichkeit und Glückseligkeit der Menschen so wichtigen Lehren sind von Christo und seinen Aposteln weit mehr entwickelt, von allem Willkürlichen unwesentlicher Gebräuche, und noch mehr von den Vorurtheilen und Irrthümern der Jüdischen Traditionen gereinigt, — in allgemeinen Umlauf gebracht worden. Mit Recht also sehen wir Jesum, unter allen, die uns in der

Schrift als Propheten und Lehrer religiöser Wahrheiten merkwürdig werden, für den ersten und ehrwürdigsten an: — und ohne seine Natur erforschen zu wollen, wozu alle uns gegebnen historischen Nachrichten nicht zureichen, weihen wir ihm unter allen Predigern der Wahrheit den vornehmsten Dank und die größte Verehrung.

Die Wahrheiten nun selbst, auf welche sich seine Lehren vereinigen, und die also in der That den ganzen Körper unsrer Dogmatik ausmachen, sind die von dem Daseyn Gottes, als eines verständigen und moralischen Wesens, die von der Unsterblichkeit der Seele, wodurch allein unser Streben nach Vollkommenheit einen erreichbaren Zweck erhält, und endlich die, daß nur durch moralische Verbesserung die Gnade Gottes erhalten, und der Zustand nach diesem Leben glücklich werden könne."

In dieser Theologie sind freylich, so wie es in unsern an die Theologie grenzenden philosophischen Wissenschaften geschehen ist, — unsre Kenntnisse, deren wir ehedem sehr viele zu haben glaubten, auf eine sehr geringe Anzahl zusammen geschwunden: aber die, welche übrig geblieben sind, reichen zu unsrer Beruhigung und Beßerung zu. Wir können uns kaum mehr rühmen, eine Dogmatik, so wenig als eine Methaphysik zu besitzen: aber wir haben noch gesunde Vernunft und Sittlichkeit, und haben noch die ehrwürdigen in den heiligen Schrif-

ten niederlegten Uiberlieferungen des Alterthums, welche mit beyden übereinstimmen und sie befestigen. Wir haben für jene Wahrheiten weder die Sanction des Ansehens noch die der Vernunftgründe verloren: aber beyde sind mit einander übereinstimmender, und das menschliche Gemüth, welches sich zuvor unaufhörlich ängstigen mußte, so oft es sich in dem Falle befand, entweder seine evidentesten Uiberzeugungen zu unterdrücken, oder sich durch den Zweifel an heiligen und allen seligmachenden Wahrheiten in Gefahr der Verdammniß zu setzen, ist ruhiger geworden.

Zwar hat, durch eine seltsame Verknüpfung widersprechender Dinge, eben der Mann, der uns, selbst in unsrer natürlichen Religion, der Unwissenheit da überwiesen hat, wo wir ganz evidente Einsichten zu haben glaubten, Kant, in seiner Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft die ganze Wissenschaft unsrer alten Dogmatik aufrecht zu erhalten und mit seiner Philosophie zu vereinigen gesucht. Er nimmt ein radicales Böse, oder ein angebohrnes Verderben im Menschen, das sittlich und frey, und doch zugleich angeerbt ist, — (ein schwer zu fassender Begriff:) er nimmt eine Gerechtigkeit Gottes an, welche Strafe, bloß der moralischen Ordnung wegen, verlangt, und sie also auch in dem Falle, daß der Sünder sich bessert, nicht erlassen kann; er nimmt die Unmöglichkeit einer allmähligen Besserung des

Menschen und die Nothwendigkeit einer plötzlichen Sinnenänderung, — einer vollkommnen Wiedergeburt im alttheologischen Sinne, — an; er behauptet endlich die Nothwendigkeit einer Genugthuung, und nimmt Christum für den, welcher sie geleistet hat. Daß Kant mit diesen Sätzen gleichsam nur gespielt, und indem er ihnen einen ganz neuen und fremden Sinn untergeschoben, die eifrigen Anhänger des alten theologischen Systems habe täuschen, und für sein philosophisches gewinnen wollen, ist eine Vermuthung, die eines so großen und wahrheitsliebenden Mannes, der selbst die Lüge zu dem ersten aller Verbrechen und zur Quelle der übrigen macht, ganz unwürdig wäre. Ich gestehe es indeß, daß ich mir die seltsame Erscheinung nicht anders habe zu erklären wissen, als daß ich Kanten, der in der Zeit des noch völlig herrschenden Glaubens an die alte Dogmatik seine Erziehung erhielt, wirklich von einer ihm zur Gewohnheit gewordnen Verehrung für die Lehrsätze derselben eingenommen glaube: weßwegen er dann, um diese aus den frühen Eindrücken seiner Erziehung übrig gebliebene Hochachtung dagegen mit den spätern, durch eignes Nachdenken erworbnen, Einsichten und Uiberzeugungen zu vereinigen, seinen Witz und seinen Scharfsinn, — denn mit beyden ist Kant gleich reichlich versehen, — aufgebothen habe, jenen dogmatischen Lehrsätzen einen verständlichen und mit seiner Philosophie über-

einstimmenden Sinn zu geben. Dieses hat nun freylich, ohne jenen Lehrsätzen große Gewalt anzuthun, ohne den wahren Altgläubigen nichts desto weniger geradezu zu widersprechen, nicht geschehen können. Christus, als Stellvertreter des menschlichen Geschlechts, im wahren dogmatischen Sinne, insofern, er nähmlich im Gerichte Gottes als die Person angesehen wird, welche alle Sünden aller Menschen begangen hätte, und so bestraft wird, daß sein Leiden die allen Menschen für alle ihre Vergehungen gebührenden und bevorstehenden Strafen aufwiege; — und eben dieser Stellvertreter des menschlichen Geschlechts nach Kantischen Begriffen, nach welchen er nur ein Ideal einer vollkommen sittlichen Menschennatur ist, und sich gegen das ganze menschliche Geschlecht verhält, wie die Idee des Plato gegen die Gattung der Individuen, welche nach ihrem Modell geformt ist: — dieß sind zwey so durchaus verschiedene Begriffe, daß es auch Kanten selbst nicht möglich gewesen ist, das Auffallende dieser Auslegung durch die Neuheit und Originalität derselben zu mildern. — Obgleich, um es beyläufig zu sagen, das Ansehen eines großen Mannes, wenn es einmahl die Sanction des öffentlichen Ruhms erhalten hat, oder die Menge blinder Nachbether unter uns Teutschen so groß ist, daß über diese Schrift von Kant, auf die er selbst sicherlich keinen großen Werth setzte, Commentarien ohne Ende gemacht worden, und daß man Exegese, Predigten, Cate-

chisation, kurz die ganze Thologie nach derselben hat reformiren wollen.

Doch so stark der erste Eindruck gewesen seyn mag, den diese Schrift von Kant bey ihrer Erscheinung gemacht hat, so ist es unmöglich, daß er dauerhaft sey: und jene drey simplen Wahrheiten werden wahrscheinlich noch immer fort die Dogmatik unsrer aufgeklärten Gottesverehrer ausmachen.

Ich muß, um in dem Urtheile über den Werth derselben meine Unparteylichkeit zu beweisen, noch diese Anmerkung hinzusetzen. Den ängstlich Frommen scheint mit der Aufhebung der eigentlichen Versöhnungslehre ein Grund der Beruhigung, wegen ihres künftigen Schicksals und der zu erwartenden Bestrafung der Sünden, geraubt zu seyn, dessen gleichen ihnen keine andre Lehre widergibt. Ein solcher Beweis der göttlichen Menschenliebe, als die Einwilligung in das Leiden und den Tod seines Sohnes, um die Menschen zu erlösen, scheint durch keine andre Wohlthat Gottes im Reiche der Natur oder der Gnade den Menschen gegeben zu werden, — und eine so sichere Gewährleistung für die wieder erlangte göttliche Gnade, als die durch eben diesen Tod der göttlichen Gerechtigkeit geleistete Genugthuung, liegt weder in den allgemeinen Versicherungen, welche uns die Erfahrung und die Schrift von der göttlichen Güte geben, noch in der Zuversicht, welche uns das Bewußtseyn unsrer stets so unvollkommnen Tugend gibt.

Von der andern Seite glauben einige hitzige Bestreiter der Versöhnungslehre in ihr einen Grund zur Unsittlichkeit zu entdecken; und sind geneigt, das Verderben der Religion und der Christen in den Zeiten des Papstthums aus dieser Quelle herzuleiten.

Ganz augenscheinlich sind die letztern gegen die alte Lehre ungerecht, und die erstern im Irrthume in Absicht der neuen.

An und für sich kann es wahr scheinen, daß, wenn eine fremde Genugthuung uns rechtfertigen, die Tugend eines Andern uns in den Augen Gottes als tugendhaft darstellen kann, die Bemühung um eigne Tugend, wenigstens zur Erlangung der Gnade Gottes, überflüssig sey: und in der That hat sich in der Römischen Kirche die Anzahl der Stellvertreter, welche die Sünden Andrer bey Gott durch ihre Frömmigkeit oder durch ihre Kasteyungen abbüßten, dergestalt vermehrt, und die reichen Sünder, welche die Stellvertreter belohnen können, haben dadurch so große Vortheile gewonnen, daß diese Classe allerdings wegen ihrer Ausschweifungen unbesorgter werden konnte. Aber die protestantische und die wahre Christliche Dogmatik erklärt die Besserung des Lebens und die unablässige Bemühung, seine Pflichten zu beobachten, für das einzige sichere Zeichen des Glaubens, welcher sich die Genugthuung Christi zueignen darf, und für die einzige Bedingung, unter welcher sie dem Sünder zu Gute

kommt.

kommt. Die redlichen Enthusiasten, wie z. B. die der Brüdergemeine, welche die ganze Religion in die Versöhnungslehre concentrirt haben, sind immer die strengsten Moralisten gewesen und haben sich selbst durch einen untadelhaften Wandel ausgezeichnet.

Aber dafür verschwindet auch die höhere Beruhigung, welche der orthodoxe Christ in der Versöhnungslehre finden will, und welche in der Lehre von der unendlichen Güte Gottes nicht vorhanden seyn soll, für den denkenden Mann, wenn er überlegt, daß Gott, welcher die Anstalten zu seiner Versöhnung mit dem menschlichen Geschlechte selbst macht, schon in diesem Augenblicke mit ihm ausgesöhnt seyn muß; und daß sich überhaupt ein Feind oder ein erzürnter Oberherr, der seine Gegner oder seinen Unterthan so sehr liebt, daß er selbst seinen Sohn aufzuopfern bereit ist, um die Vereinigung mit ihm wieder herzustellen, und doch sich außer Stande befindet, die Vergebung, die ganz von ihm abhängt, auch ohne diese Aufopferung zu ertheilen, durchaus nicht denken läßt. Wenigstens ist es immer die wesentliche und allgemeine Güte Gottes, welche uns von der Wahrheit dieser veranstalteten Genugthuung versichert, die dann uns wieder von der Gnade Gottes versichern soll.

Also unstreitig ist es, daß die neuern Aufklärungen unsrer Theologen, welche die Anhänger an der Orthodoxie voriger Zeiten als schreckliche Ver-

fälschungen des Christenthums ansehen, dem guten Menschen keinen Bewegungsgrund zur Tugend, dem für sein künftiges Schicksal bekümmerten Menschen keine Quelle des Trostes entzogen, — daß sie aber dem denkenden Manne mehr Liebe zur Religion, mehr Anhänglichkeit an die Sätze, welche aus derselben, als durch das Feuer einer neuen Prüfung geläutert und bewährt, übrig geblieben sind, eingeflößt, — und in sein ganzes Gedankensystem mehr Harmonie und Verständlichkeit gebracht haben.

Wir haben also, so dünkt es mir wenigstens, durch die Neuerungen gewonnen. Aber deßwegen können die Hitze, mit welcher man sie verficht, die Uibertreibungen, zu welchen man sich durch sie hinreißen läßt, die Art und Weise, mit welcher man dem Widerstande der alten Partey begegnet, noch sehr unrecht und sehr schädlich seyn. Es ist daher noch ein Theil meiner Untersuchung übrig: Was kann man, zu unsrer Zeit, von den redlichen Orthodoxen, was von den ächten Aufklärern unter den Theologen billiger Weise erwarten und fordern?

Ich gestehe es, daß die Rolle der letztern, besonders, wenn sie in öffentlichen Aemtern stehn, bey weitem die schwerere sey; und daß ich mich selbst nicht, auf eine mich befriedigende Art, aus den Schwierigkeiten herauszuwickeln wüßte, die der Widerspruch zwischen der Amtspflicht eines Geistlichen, den Forderungen seiner Gemeinde, den Be-

kenntnißschriften seiner Kirche, und zwischen seinen innigsten Uiberzeugungen in unzähligen Fällen verursacht.

Einer Gemeinde, welcher ich versprochen habe, den Lutherschen Lehrbegriff vorzutragen, unvermerkt an dessen Stelle eine bloß philosophische Religion in meinen Predigten unterzuschieben, scheint unredlich zu seyn. Und doch ist es auch wieder Unredlichkeit, und noch dazu eine Verrätherey an der Wahrheit, wenn ich mit dem Schein eigner Uiberzeugung und unter dem Nahmen von Gott geoffenbarter Lehren vortrage, was ich selbst nicht mehr glaube; und wenn ich überdieß diejenigen Irrthümer bey meiner Gemeinde noch immer fortpflanze, die ich schon längst abgelegt habe, — und diejenigen Wahrheiten ihr vorenthalte, auf deren Erkenntniß ich selbst stolz bin.

Wie sind in dem hier angeführten Falle zwey so unverträgliche Pflichten zu vereinigen?

In den Predigten, die an das ganze Volk gerichtet sind, ist dieses schon schwer, aber doch nicht unmöglich. Ich kann es nicht anders als für erlaubt halten, daß ein von dem neuen theologischen System überzeugter Religionslehrer, in seinen öffentlichen Vorträgen, bey denjenigen Wahrheiten, welche er mit den Orthodoxen gemeinschaftlich anerkennt, am längsten verweilt, sie am öftesten wiederhohlt, und am ausführlichsten entwickelt; — und doch dabey sich der Ausdrücke und Formen des

alten Systems bedient, wo dieselben einen wahren und einen guten Sinn zulassen.

Das erste muß ihm erlaubt seyn: einmahl, weil darüber alle Parteyen übereinkommen und die Schrift es ausdrücklich sagt, daß unsre Religionserkenntnisse nur in dem Grade wichtig sind, als ihr Einfluß auf die sittliche Besserung der Menschen sichtbar ist: zweytens, weil jene geheimnißvollen Lehren, z. B. von der Dreyeinigkeit und der Genugthuung, nur einen einzigen unabänderlichen Begriff darbiethen, der nur immer wiederhohlt, nie erweitert werden kann; die Sittenlehre hingegen, gegründet auf die Kenntniß der menschlichen Natur, unzählige Seiten hat, und eines unaufhörlichen Fortgangs der Einsichten fähig ist.

Das andere muß ihm erlaubt seyn: einmahl, weil kein vernünftiger Theologe von seiner neuen Weisheit schon so eingenommen seyn kann, daß er seyn System für apodictisch gewiß, und die Uiberzeugung, welche andre von dem alten haben, für durchaus ungereimt halten sollte. Wer sagt ihm, daß in diesen dunkeln und geheimnißvollen Gefilden des Unsichtbaren und des Zukünftigen ihm nicht Dinge verborgen bleiben, die ihn auf einmahl über Wahrheit und Irrthum ganz anders, als er jetzt thut, würden urtheilen lassen? — Zweytens, weil die Verehrung, welche die Christen so vieler Jahrhunderte für jenes orthodoxe System gehabt haben, und die, welche ein achtungswürdiger Theil unsrer

Zeitgenossen für dasselbe noch jetzt hat, es auch in den Augen eines jeden Menschenfreundes, der für die religiösen Gefühle seiner Mitbürger Achtung heget, zu einem Gegenstande nicht nur der Schonung, sondern auch der Aufmerksamkeit und immer erneuerter Prüfungen machen muß; endlich weil durch jene Lehren so viele frommen Gemüther wirklich getröstet und zum Guten erweckt worden sind und noch getröstet und erweckt werden.

Aber weit schwerer wird die oben angeführte Collision für den Prediger bey dem Unterrichte der Jugend. Hier darf, hier kann er nichts verschweigen, was zum Lehrgebäude der Religion gehört. Welches soll er ihr nun vortragen, das seinige oder das alte? Das letztere fordern oft die Aeltern, die Vorgesetzten, die Bestallung zu seinem Amte: das erste scheint sein Gewissen zu fordern.

Hier sehe ich keinen andern Ausweg, als, welchen schon vor geraumer Zeit der bescheidne und behutsame Hermes in Quedlinburg in seinem Handbuche vorschlug; — das alte System mit seinen Beweisen auf das treueste und deutlichste darzustellen, und selbst diese Beweise so sehr zu schärfen, als es nur die eigne Natur derselben, oder der Scharfsinn des Predigers zuläßt; dann aber auch die Einwürfe, welche dagegen vorhanden sind, und welche in den neuern Zeiten so viele redliche und aufgeklärte Menschen von jenem System abgebracht haben, nicht zu verschweigen, und endlich der Jugend

die höhere Wichtigkeit derjenigen Lehren, welche unmittelbar auf ihr Verhalten Einfluß haben, und in welchen beyde Parteyen übereinkommen, begreiflich zu machen; wobey es zugleich der Geistliche seinen Lehrlingen zur Pflicht machen kann, die Prüfung beyder Systeme bey reifern Jahren von neuem anzustellen, und dann sich für diejenige Seite zu entscheiden, wo sie die meiste Uiberzeugung und Beruhigung finden.

Dieß halte ich wenigstens bey Kindern der Aufgeklärten und bey selbst aufgeklärten jungen Leuten für eine mögliche und nützliche Methode ihres Religionsunterrichts. Bey den Kindern der gemeinen Volksclasse hingegen muß man nothwendig dem Prediger ein wenig mehr Nachsicht zugestehen, entweder den tief eingewurzelten Vorurtheilen und Meinungen dieser Classe mehr nachzugeben, oder freyer bloß seiner eignen Uiberzeugung zu folgen.

Was ich aber für die erste Pflicht der Theologen, welche Anhänger des neuen Systems sind, zu unsrer Zeit halte, ist, derjenigen Art von Täuschung, mit welcher sich ihre ersten Vorgänger, — die auf einem noch nie betretnen Wege furchtsam einhergingen, — selbst zu verblenden suchten, und mit welcher ihre Nachfolger jetzt nur noch andre blenden könnten, — der Täuschung, nach welcher sie das ganze neue System geradezu im neuen Testamente finden wollen, und allen Stellen, welche für das alte System zu zeigen scheinen, einen mit

dem ihren übereinstimmenden Sinn geben, — gänzlich zu entsagen. Der redliche Theologe, wenn er auch keine Wunder glaubt, kann nichts anders als anerkennen, daß in der Bibel Erzählungen von wirklichen Wundern vorkommen; daß diese darin nicht als bloß außerordentliche Naturbegebenheiten, sondern als von Gott unmittelbar bewirkte Störungen des Laufes der Natur vorgestellt werden. Er muß, wenn er auch keine vertretende Genugthuung, im strengen Sinne des Wortes, mit den Eigenschaften Gottes und der Natur des sündigen Menschen verträglich findet, doch zugestehen, daß die Lehre von den Opfern, die er auf allen Blättern der Bibel antrifft, und die im neuen Testamente ganz deutlich auf Christum angewandt wird, geradezu auf eine solche Genugthuung hinweiset. Wenigstens muß er dieses Geständniß in Schriften, die nicht für das Volk *), sondern selbst für die Religionslehrer bestimmt sind, zu thun sich nicht

*) Ein lehrreiches Muster der Vorsichtigkeit, in einer für das Volk bestimmten Schrift nicht anstößig zu werden, ohne gleichwohl der Wahrheit, oder seiner Uiberzeugung das geringste zu vergeben, ist der Verfasser selbst in diesem theologischen Theile seiner Fragmente. Er ließ ihn zuerst in dem November-Stücke der Schlesischen Provinzial-Blätter drucken: und hierzu arbeitete er diejenigen Theile desselben, in welchen er ohne Zurückhaltung sein Glaubensbekenntniß ablegt, besonders aus, so daß sie in der angeführten Zeitschrift

weigern. Wenn er und seine Leser sich einmahl von der Voraussetzung einer unmittelbaren Eingebung der biblischen Bücher frey gemacht haben: so kann die Hochachtung beyder für diese Bücher sehr wohl mit der Meinung bestehen, daß nicht alles durchaus, was in denselben stehet, Wahrheit sey. Die Vorsehung hat sich mehrerer Schriften des Alterthums, die voll von Irrthümern, aber dabey reich an nützlichen Wahrheiten sind, bedient, um das Menschengeschlecht zu erleuchten und zu bessern; wozu unstreitig die Schriften der Griechischen und Römischen Philosophen gehören. Aber unter allen diesen Schriften ist keine, welche an sich von irrigen Zeit- und Orts-Begriffen so rein, und so reich an, für alle Zeiten und alle Classen der Menschen, verständlichen und nützlichen Wahrheiten ist, keine dabey, welche in einem so weiten Kreise und in einer so langen Dauer gewirkt, und so viel Gutes im menschlichen Geschlechte hervorgebracht hat, als die Schriften der Bibel. Dieß reicht zu, auch ohne die unbeweisbare Eingebung derselben, ihnen die Hochachtung aller Freunde der Wahrheit und der Tugend zu sichern.

Dieß sind also die Pflichten der Neuerer; welches sind nun die Pflichten der Anhänger des alten Systems?

mehr eine Vorbereitung seiner Leser auf Erklärungen und Bekenntnisse dieser Art, als diese Erklärungen und Urtheile selbst, enthalten.

Ohne Zweifel vor allen Dingen Duldsamkeit gegen die, welche sie als ihre Gegner ansehen. Je zahlreicher die Partey derselben von Tage zu Tage wird; eine je größere Zahl vortrefflicher Männer sie in sich einschließt; desto weniger ist es erlaubt, sie in ihren Meinungen, durch Leichtsinn, oder gar durch Sittenlosigkeit regiert zu glauben. Welchem Menschen, dem nicht eine blinde Ergebenheit an das, was er selbst glaubt und thut, alles Gefühl des Rechts und selbst des Anstandes und der Schicklichkeit raubt, kann es einkommen, eine so große Anzahl der einsichtsvollesten, und in ihrer sittlichen Aufführung untadelhaftesten Männer, unter welchen auch die Spaldinge und Zollikofer sind, strafbarer Leidenschaften oder unlauterer Absichten zu beschuldigen?

Wenn aber auch solche Zeloten sich durchaus nicht überzeugen können, daß man ehrlicher Weise, und bloß durch Gründe und Vernunftschlüsse bestimmt, von einem System abweichen könne, welches sie zu dem ihrigen gewählt haben: so sollten sie wenigstens aus Klugheit die Gegenpartey schonen und glimpflich behandeln: da sie viel zu mächtig ist, als daß sie selbige durch Gewalt und Heftigkeit überwinden könnten, und viel zu geachtet, als daß ihre harten Beschuldigungen gegen sie dieselbe um ihr Ansehn bringen könnten. Die alte Methode, den Neuerungen in der Religion durch Ungestüm, Drohungen und wirkliche Verfolgung Einhalt zu

thun, ist heute zu Tage durchaus unmöglich, da die von mir entwickelnden Neuerungen in so vielen von einander unabhängigen Ländern ausgebreitet sind, und gewiß durch eben so viel Macht und Ansehn durch ganz Europa unterstützt als bekämpft werden.

Aber deßwegen fordre ich, zweytens, von den Orthodoxen nicht, daß sie die Vertheidigung ihrer Uiberzeugungen unterlassen sollen. In der Religion, der wichtigsten Angelegenheit des Menschen, ist es Pflicht eines jeden, das, was er für Wahrheit erkannt hat, so treu zu bewahren, so standhaft zu behaupten, so muthig gegen Angriffe zu vertheidigen, als er kann. Sie sollen also, — wir wünschen es von ihnen und werden ihnen ein Verdienst daraus machen, — diese altgläubigen Lehren mit der möglich größten Deutlichkeit und Präcission vortragen, sie von allen den menschlichen Zusätzen, mit welchen sie vielleicht verunstaltet, und wodurch sie verdächtig gemacht worden sind, reinigen, und sie mit den stärksten Beweisen versehen, welche sie für sie aufbiethen können. Alle Schwächen ihrer Gegner, alle Inconsequenzen in deren System, alle sittlich schlimmen Folgen der Neuerungen sollen sie aufdecken. Aber hier muß auch ihr Eifer stehen bleiben. Wenn sie sich bis zum Schimpfen und Poltern herablassen: so sind sie nur unartige Thoren, welche andere beleidigen, indem sie sich selbst lächerlich machen. Wenn sie die obrigkeitliche Au-

torität zu Hülfe nehmen: so sind sie Verfolger, und schaden durch den Zwang, den sie dem Gewissen anthun, der Religion mehr, als sie ihr durch die gewaltsamen Anstalten, die vermeinten Wahrheiten derselben aufrecht zu erhalten, nutzen. Wenn sie endlich die Gegenpartey der Unsittlichkeit, bloß ehrgeitziger Absichten, oder eines Hasses gegen die Religion überhaupt beschuldigen, so sind sie Verleumder, die schon durch ihr eignes pflichtwidriges Verfahren ihre Grundsätze verdächtig machen.

III.

Ich komme auf den dritten Gegenstand, bey welchem leidenschaftliche Anhänglichkeit an das Alte, und heftige Begierde nach Neuerungen die Menschen zu gewissen Zeiten, und auch zu der unsrigen in Parteyen theilt, die sehr gegen einander erbittert sind. Das ist die Verfassung der Staaten, und was am meisten mit derselben zusammen hängt, die Unterordnung der verschiedenen Stände, und die Vorrechte des einen vor dem andern.

Dieser Zwist spinnt sich vornehmlich zwischen denjenigen an, die sich in der gegenwärtigen Verfassung vorgezogen, und in einem höhern Glückstande als andere finden, und zwischen denen, welche sich zurückgesetzt, und in einer neuen Ordnung glücklicher zu werden glauben. Wenigstens wird ein großer Theil von denen, die in den Staaten

über Beybehaltung der alten Verfassung, und Einführung neuer Verbesserungen streiten, durch diesen eigennützigen Bewegungsgrund regiert. Ein weit kleinerer Theil streitet dabey über Prinzipien, sieht wirklich auf das Wohl des Menschengeschlechts, vertheidigt das Alte, oder ist dem Neuen ergeben, weil er das Eine oder das Andere für das Vollkommnere hält. Eine noch geringere Anzahl vielleicht vertheidiget das Alte bloß, weil sie in demselben Ordnung und Ruhe, und also die Befestigung der allgemeinen Sittlichkeit findet, oder sucht das Neue, weil dieses, mit Unordnung und Anarchie verbunden, allen Lüsten und Leidenschaften einen freyen Spielraum gibt.

Man sieht leicht, wie heftig dieser Streit, wenn er lange dauert, werden muß, da jede der drey Unterabtheilungen, aus welchen jene beyden großen Parteyen bestehn, so verschieden auch ihre Endzwecke und Triebfedern sind, doch alle sehr wichtige Gegenstände vor Augen haben, — wichtige an sich oder in Absicht auf sie. Was liegt dem Menschen mehr am Herzen, als seine Vorrechte vor Andern? Was ist in den Augen des Weisen selbst von höherem Interesse, als die Vollkommenheit der bürgerlichen Gesellschaft und der Gesetze, wodurch dieselbe regiert wird? Was bringt endlich die Guten mehr auf, als eine befürchtete Störung der öffentlichen Ordnung, oder reizt die Bösen mehr, als was der Unsittlichkeit Vorschub gibt? Wenn man

die Sache im Allgemeinen betrachtet, so hat bey keiner der von mir in diesen Blättern betrachteten Arten des Streites, welche über das Ansehn des Alten, und die Vorzüge der neueren Verbesserungen geführt werden, der Anhänger des ersteren so viel Recht auf seiner Seite und der Liebhaber der letztern so viele Gründe gegen sich, als in dem Streite über die Neuerungen in der Staatsverfassung.

In Absicht des Erziehungssystems hat das Alte gar keinen sichtbaren Vorzug, als den, schon durch die Erfahrung und den Erfolg geprüft worden zu seyn. Vielmehr scheinet der immer währende Fortgang der Wissenschaften auf neue Methoden in dem Vortrage derselben führen, und dieselben nothwendig machen zu müssen.

In der Religion ist das Ansehn des Alterthums schon viel bedeutender, nicht nur bey denen, welche überhaupt das Menschengeschlecht in den ältesten Zeiten für weiser, und mit dem Unsichtbaren vertrauter, als das gegenwärtige, halten; sondern bey allen denen, welche ihre Religion aus einer alten Offenbarung, und aus vorlängst von Gott eingegebenen Schriften herleiten. Doch ist auch bey der Religion nicht das Alterthum an sich, sondern die Wahrheit der Probierstein ihrer Güte und ein Grund zu ihrer Annahme. Nur in so fern kann das alte System als das unveränderlich wahre erscheinen, in so fern es unmittelbar von Gott kommt,

und nur in so fern kann es die Vermuthung der Wahrheit für sich haben, als es aus Zeiten herstammt, wo Gott vertrauter, als jetzt, mit den Menschen umging.

In Absicht der Staatsverfassungen und der Regierung hingegen ist das Alter selbst ein Grund und ein wesentlicher Bestandtheil der Vollkommenheit. Eine alte Verfassung, alte Gesetze, sind eben deßwegen besser, als neue, weil sie alt sind: denn sie werden als solche von dem großen Haufen tiefer verehrt, und gehorsamer befolgt. Das Volk vergißt es endlich, daß es auch ein Mensch, mit Schwächen und Fehlern, wie alle andern, war, welcher die Gesetze machte. Lykurg erschien endlich in den Augen der Spartaner als ein Halbgott, und die spätern Juden glaubten viel fester an die Prophetenwürde des Moses und hielten seine Gesetze weit heiliger, als die Israeliten, seine Zeitgenossen. Diese Furcht vor den Gesetzen, — diese Gewohnheit, sie als unumschränkte Gebiether anzusehen, welche Demaratus, bey dem Herodot, dem Xerxes als den größten Vorzug der Griechen und den Grund ihrer Tapferkeit im Kriege angibt, kann unmöglich bey Gesetzen Statt finden, welche man eben erst aus dem Kopfe, oder vielleicht aus den Leidenschaften eines Menschen, aus dem Streite der Parteyen, oder aus den Insinuationen von Günstlingen eines Monarchen hat entstehen sehen, und bey denen selbst ihr Ursprung ihre Güte verdächtig macht. Von

alten Gesetzen wird aber nicht nur das Ansehn durch die Dunkelheit ihres Ursprungs erhöht, sondern auch die Ausübung durch die Gewohnheit, sie immer ausgeübt zu haben, erleichtert und befördert. Und so wie bey Staatsverfassungen und Gesetzen das Alte an sich gewisse Vortheile mit sich führt; so haben, bey eben denselben, Neuerungen wesentliche Nachtheile, welche auch bey der weisesten Reform und dem glücklichsten Erfolge schwerlich vermieden werden können. Zuerst erregen die politischen Gegenstände, eben weil sie so groß und wichtig sind, die Leidenschaften der Menschen allzusehr. Und wer kann für den Charakter der Menschen stehen, ob er seine ihm bisher eigene Sittlichkeit behalten werde, wenn sie von heftigen Leidenschaften entflammt werden. Zweytens wird bey den verständigsten und redlichsten Reformatoren ihr Wahrheitssinn durch die großen Versuchungen in Gefahr gesetzt, welche ungewohntes Ansehn und oft ungewohnte Reichthümer dem Menschen geben. Auch die Stifter der Religionen haben sich nicht immer davor schützen können, und die Stifter politischer Revolutionen haben ihnen fast immer untergelegen.

Endlich ist die bloße Auflösung der bisherigen Bande der Gesetze, das verminderte Ansehn der bisherigen Magistratspersonen, die geschwächte Unterordnung der Stände, welche von Staatsrevolutionen unzertrennlich ist, in der oft langen Zwischenzeit, ehe die neuen Gesetze Ansehn erhalten,

und die neu errichteten Obrigkeiten sich Gewalt zu verschaffen wissen, eine Ursache schrecklicher Verbrechen und schrecklicher Unglücksfälle, gibt den Bösen, welche zugleich Geistes- oder Körper-Kraft in sich fühlen, eine Gewalt, welche sie sonst nie hatten, und raubt den Guten, welche zugleich schwach sind, ihre vornehmste Stütze in dem Beystande der Richter und der Obrigkeit.

Ohne also auf die eigentliche Beschaffenheit irgend einer großen Staatsreform zu sehen, oder ehe wir von derselben unterrichtet sind, haben wir Ursache, auf die Seite derjenigen zu treten, welche sich derselben widersetzen. Bey der alten Verfassung war wenigstens für die Einwohner der jetzigen europäischen Staaten, Leben und Eigenthum, wenige außerordentliche Fälle ausgenommen, sicher. Ihr Wohlstand wurde vielleicht durch unweise Gesetze geschmälert, aber ihr Unglück wurde durch keines geradezu befördert. Die Regierungen und Obrigkeiten konnten vielleicht habsüchtig, gegen das Wohl der Bürger gleichgültig, und ihre Macht über ihre Rechte auszudehnen bemüht seyn. Aber sie hatten keine Ursache, die Unterthanen — ihnen unbekannte Menschen — unmittelbar zu hassen und zu verfolgen. Während der Zeit bürgerlicher Unruhen hingegen, — und solche lassen sich bey dem Anfange großer Staatsreformen immer erwarten, — wird Leben und Eigenthum eines jeden Bürgers, der nicht ganz vor der Welt verborgen, und ganz um

sie

sie unbekümmert lebt, in Gefahr gesetzt. Die sogleich sich erhebenden und sich bekämpfenden Parteyen hassen und verfolgen einander, nicht bloß aus Ehrgeitz und Eigennutz, sondern aus Rachsucht und mit Wuth.

Die Vertheidiger der alten Einrichtungen im Staate vertheidigen vielleicht, ihrer Absicht nach, nur ihre Privilegien, von welchen einige vielleicht ungerecht, und für die übrigen Stände drückend seyn können; aber sie vertheidigen doch zugleich, der Wirkung nach, die Ordnung, die Ruhe und den Grad von Sittlichkeit und Glückseligkeit, welchen die Menschen bisher im Staate erreicht haben.

Auch das kann für diese Partey ein günstiges Vorurtheil werden, daß sie größentheils aus dem älteren und erfahrneren Theile unsrer Mitbürger, aus denen, welche Ansehn und Eigenthum haben, besteht, und daß die Revolutionsfreunde sich vorzüglich unter der Jugend, unter den Hitzköpfen, und unter denen, welche nichts zu verlieren haben, finden.

Die Neuerer, wenn man von ihnen das günstigste Urtheil fällt, durch welche Charakterzüge findet man sie ausgezeichnet?

Entweder sind es Leute von Genie, lebhafte und erfinderische Köpfe, die ihre Speculation auf die Politik, das Staatsrecht, und besonders auf die Geschichte und den gegenwärtigen Zustand ihres Vaterlandes und dessen Regierung gewandt haben,

und nun durch ihr bloßes Nachdenken und durch Vernunftschlüsse eine bessere Ordnung der Dinge auffuchen und gefunden zu haben glauben. Zu dieser Classe gehören die Mablys, die Rousseaus, die Lockes: und ich wäre geneigt, auch den Sieyes dazu zu rechnen, wenn nicht bey ihm ein feuriges, obgleich in stiller Tiefe brennendes Temperament mit einem sehr metaphysischen Kopfe sich vereinigte. Oder es sind feurige, empfindungsvolle Leute, die das ihnen, oder andern von Höhern widerfahrne Unrecht auf die Ursachen desselben in der alten Verfassung aufmerksam, und nach Veränderungen, wodurch es verhüthet werden kann, begierig macht; es sind Leute von lebhafter Einbildungskraft, und zum Enthusiasmus geneigt, die jedes ihnen vorschwebende Ideal einer höhern Vollkommenheit und Glückseligkeit, als die gegenwärtige des Menschengeschlechts, in Wirklichkeit setzen wollen.

Aber jene speculativen Köpfe sind gemeiniglich nie in öffentlichen Geschäften gebraucht worden, und ermangeln des Beystandes der Erfahrung gänzlich. Besonders fehlt es ihnen an Voraussicht der Hindernisse, welche die Reformen vom einleuchtendsten Nutzen in einem alten und in einem volkreichen Staate finden.

Diese enthusiastischen Menschenfreunde, außerdem daß sie nicht von persönlichen Rücksichten frey sind, übertreiben oft, wie Rousseau wirklich gethan hat, ihre Gemälde von den Ungerechtigkeiten und

dem Drucke, welchen die Geringen leiden. Der Feuereifer, in welchen sie dadurch sich und andere versetzen, schadet ihrer guten Sache, verfälschet ihre richtigen Einsichten, und verunreiniget ihre wohlwollenden Absichten.

Ich also, alt und krank wie ich bin, Freund der Ruhe vor allen andern Gütern der Erde, Feind des Streits und selbst jedes großen Geräusches, und vielleicht doch nicht ganz unerfahren in den Wegen der Welt, und von der Unrichtigkeit vieler Meinungen überzeugt, welche der Regierung die Unterthanen verdächtig, und diese gegen die Regierung unwillig machen, den Adel vom Bürgerstande entfremden, und die Begierde nach Neuerungen erwecken: ich bekenne mich, in Absicht der Staatskunst und der Verfassung, zu der Partey der Altgläubigen. Ich finde die Einwohner der Europäischen Reiche so glücklich, und so sittlich, als die Menschen zu irgend einer Zeit und in irgend einem Lande gewesen sind. Was sollte mich also bewegen, große und totale Aenderungen zu wünschen? Die so sehr gerühmten Griechen und Römer blenden mich nicht mehr. Von allen übrigen Nationen wissen wir wenig, oder wir wissen das Schlimmste. — Auch ich habe das Drückende von vielen Einrichtungen der jetzigen Staatenregierung und Ständeverfassung erfahren, und eine mir günstigere Ordnung der Dinge gewünscht. Aber von meinem ersten Unwillen abgekühlt, bin ich immer geneigter

geblieben, ein altes Uibel, das ich kenne, zu ertragen, als im Bestreben nach einer unsichern und entfernten Glückseligkeit mich neuen und unbekannten Gefahren auszusetzen.

Die Französische Revolution, weit entfernt, die Neuerungssucht bey mir anzufachen, hat vielmehr auch die Begierde nach nützlichen Reformen bey mir gemäßiget. Ich war anfangs, ich gestehe es, leidenschaftlich für den Erfolg jener Revolution eingenommen, so lange nur noch die ihr von ihren Stiftern zum Grunde gelegten Principien und Meinungen bekannt waren, und ich in denselben das Werk der Philosophie und des Patriotismus zu erkennen glaubte. Aber sie selbst hat in ihrem Fortgange mich über ihre wesentliche Beschaffenheit und ihren Werth belehrt. Ich sehe jetzt deutlich ein, daß da, wo eine große Menge von Menschen mitwirken muß, nie auf die Wirkung sicher gerechnet werden kann, und diese immer unvollkommner und schlechter ausfällt, als man sich vorgestellt hatte. Ich sehe ein, daß, wenn die Unterthanen gegen die Regierung Gewalt brauchen, zu allen Gewaltthätigkeiten der Bürger gegen einander das Thor geöffnet ist.

Ich habe aus der Geschichte der Französischen Revolution gelernt, daß, sobald die Reformatoren das Volk und die Waffen zur Hülfe nehmen müssen, um sich selbst zu schützen, und ihre Entwürfe durchzusetzen, sie, bey den größten Talenten und

selbst dem glücklichsten Erfolge ihrer Unternehmung, doch eines fortdauernden Einflusses auf ihre Partey nicht sicher sind, vielmehr höchst wahrscheinlich von weit schlechtern und weit unfähigern Menschen, die aber die Sprache des Volks besser verstehn, und seine Vorurtheile und Leidenschaften besser zu handhaben wissen, zuerst überwältiget und verdrängt, zuletzt verfolgt und vernichtet werden. Wenn auch nicht bey allen Nationen unter ähnlichen Umständen die Succession der sich vertreibenden Parteyhäupter, so schnell, als in Frankreich, ist; wenn auch nicht bey allen Revolutionen sich, am Ende dieser Reihe, aus den Hefen der Nation, ein Tyrann wie Robertspierre erhebt, welcher mit einer, in den Annalen der Welt unerhörten, Grausamkeit beschließt, was mit den Grundsätzen der erhabensten Menschenliebe angefangen hatte: so ist doch bey jeder Staatsumwälzung das Glück der Nation ein Spiel des Zufalls und der Leidenschaften; bey jeder sind die mit einem offenbaren oder geheimen Bürgerkriege verbundenen Greuel und Unglücksfälle gewiß und nahe, und die von der neuen Verfassung zu erwartende Glückseligkeit ist ungewiß und entfernt. Wer mit so eingeschränkten Einsichten, als die menschlichen sind, Unternehmungen dieser Art anfängt, scheint mir ein Verbrecher, und wer sie nach den Belehrungen, die wir darüber in unsern Tagen erhalten haben, noch mit eben der billigenden Theilnehmung ansieht, welche der Anfang

der Französischen Revolution bey ihm erregte, scheint mir ein Thor und des Nachdenkens unfähig zu seyn.

Ob ich aber gleich die Treue und Anhänglichkeit an diejenige Staatsverfassung, in welcher man gebohren und erzogen ist, für die Pflicht eines jeden guten Bürgers halte; ob ich gleich jede gewaltsame Störung derselben für ein Verbrechen, und jede schnelle und ins Große gehende Verbesserung derselben für einen äußerst gewagten Versuch halte: so müßte ich doch meine Vernunft selbst verleugnen, wenn ich nicht den neuern Politikern zugestehen wollte, daß es Mißbräuche in der Verwaltung der Staaten geben könne, welche unerträglich sind, und durchaus geändert werden müssen, daß mit der Zeit in einem Staate die Veränderungen in den Verhältnissen der Dinge und Menschen, gegen einander sowohl als gegen Auswärtige, so groß seyn können, daß die alten Gesetze durchaus nicht auf sie passen, und also zwecklos oder schädlich sind; daß durch den unstreitigen Fortgang, welchen die Menschen in allen Zweigen der Kenntnisse gemacht haben, auch die politischen Begriffe haben aufgeklärt, und eben deßwegen verändert werden müssen; und daß endlich, so wie es in jedem Producte der Natur einen Zeitpunct der Reife und einen andern des Verfalls und des Untergangs gibt, welcher letztere, so wie z. B. der leibliche Tod nur in einer Umgestaltung, nicht in einer Vernichtung des

untergehenden Dinges besteht, — so auch die politischen Körper, oder die Staaten durch ähnliche Perioden hindurch gehen, und daß es zu gewissen Zeiten der Weisheit und der angestrengtesten Kraft der Menschen unmöglich ist, das Leben und die Fortdauer derselben zu erhalten.

Es gibt unter den alten politischen Meinungen und Maximen so augenscheinliche Irrthümer, daß es dem vernünftigen Manne heute zu Tage unmöglich ist, jene noch beyzubehalten. Unter den verschiedenen Ständen haben sich durch die Veränderung der Menschen, aus welchen jeder besteht, auch die Verhältnisse dergestalt verändert, daß dieselbe Gesinnung, dasselbe Betragen des einen Standes gegen den andern unmöglich jetzt schicklich seyn kann, welches vor mehrern hundert Jahren allgemein gebilliget, oder wenigstens vollkommen ruhig geduldet wurde.

Sehr richtig unterscheidet eines der aufgeklärtesten und bescheidensten Mitglieder der constituirenden Versammlung in Frankreich, Rabaud de St. Etienne, die Staatsrevolutionen in drey Classen; in solche, welche der Personen, in die, welche der Sachen, und in die, welche der Meinungen wegen geschehn. Wenn ein verhaßter Regent oder eine verhaßte Dynastie vertrieben wird, um eine andere Person oder eine andere Familie auf den Thron zu setzen; wenn die Engländer Jacob den zweyten der Krone verlustig erklären, und sie

seinem Tochtermanne, dem Prinzen von Oranien, außer der Ordnung zuwenden; so ist diese Revolution mehr ein Wechsel in den Personen, welche den Staat regieren, als eine Veränderung der Verfassung, wonach er regiert wird, obgleich vielleicht das Volk und die Großen diese Gelegenheit ergreifen, ihre Rechte zu befestigen, oder vergeßne wieder hervorzurufen.

Die Völkerwanderungen waren die größten Beyspiele von Revolutionen, die der Sachen wegen geschahen. Ein Volk warf sich auf das andere, zerstörte dessen Regierung, und führte seine eigene Verfassung ein, weil es, von Bedürfnissen gedrängt, die Befriedigung derselben suchte, und es brachte eine große Veränderung in den politischen Verhältnissen der Menschen hervor, weil es eine große Verbesserung in seiner physischen Existenz suchte.

Diese beyden Arten von Revolutionen sind zufällig und vorübergehend. Sie können auch sehr zerstörend seyn: aber ihr Erfolg ist bald entschieden; und eben dadurch wird die mit ihnen verbundene Unruhe und Gefahr vermindert.

Aber eine dritte Art von Revolutionen entsteht aus den veränderten Meinungen und Begriffen, und diese sind von der einen Seite unvermeidlich und unwiderstehlich, von der andern die gefährlichsten und am längsten dauernden unter allen.

Es ist nähmlich offenbar, daß jede Staatsverfassung und jedes Gesetz ihre letzte Stütze in der

Meinung der Majorität haben, daß man sich ihnen unterwerfen müsse. — Man irrt sich, wenn man durch den Schein des sichtbaren Einflusses, den stehende Heere auf die Sicherung des Gehorsams der Unterthanen haben, verblendet, glaubt, daß Gewalt und Armeen allein eine Staatsverfassung schützen können. — Wenigstens muß also in der Armee noch die Gewohnheit, den Befehlshabern zu gehorchen, und die Meinung, daß man ihnen gehorchen müsse, herrschen. Man glaube nicht, daß eine Uniform, oder — welches ohne Zweifel mehr thut, die strenge Kriegsdisciplin, die alte Denkungsart unter dieser Classe beständig erhalten, und die Einführung neuer Begriffe und Meinungen auf immer verhindern könne. Auch sie sind dem Einflusse der Zeit unterworfen, und schreiten, wiewohl langsamer, mit dem Menschengeschlechte von Einsicht, zu Einsicht, oder wenigstens von Meinung zu Meinung fort.

Wenn nun von einem Systeme der Sitten, der Religion, oder der Regierung diese erste, in der Denkungsart der Menschen liegende, Stütze völlig morsch geworden ist; so fällt jenes System unausbleiblich. Zwar nicht sogleich als die Meinungen sich ändern, — weil anfangs dieß im Verborgenen geschieht, und die Menschen nicht sogleich ihre neuen Uiberzeugungen einander mitzutheilen die Gelegenheit, oder das Herz haben. — Aber es geschieht sogleich, als ein dreisterer Mann aufstehet, der

das laut zu sagen wagt, was Tausende vor ihm gedacht haben; oder sobald sich zu den Meinungen noch eine gemeinschaftliche Leidenschaft gesellt, welche die Menschen noch stärker, als jene, mit einander vereiniget.

So ist die Reformation Luthers entstanden. Er würde nicht so viel ausgerichtet haben, wenn nicht in ganz Europa der Zunder schon bereit gelegen hätte, in welchen er nur den Funken durfte fallen lassen. Und so, behauptet Rabaud, sey die jetzige Revolution in Frankreich entstanden, weil der größere Theil der Franzosen über Monarchie und Königswürde, über den Unterschied der Stände, über Justiz- und Finanz-Verwaltung, über Religion und Priesterschaft, anders habe denken lernen, als ihre Vorfahren gedacht haben.

Diese Revolutionen, sagt jener Autor ferner, sind unaufhaltsam. In der That findet man, wenn man die Geschichte der Religionen, der Philosophie, oder auch nur der Volksmeinungen im menschlichen Geschlechte studieret, daß die Begriffe desselben gleichsam in einer geraden Linie immer vorwärts gehen, daß sie wenigstens, wenn sie auch Krümmungen machen und von ihrer Richtung abweichen, doch nie auf den alten Punct, von welchem sie ausgegangen sind, zurückkehren. Es ist eine aus Gründen nicht ganz zu erklärende, aber wahre Thatsache, daß nie ein System von Meinungen, das einst im menschlichen Geschlechte, oder unter den civili-

sirten Völkern desselben, — welche allein festste-
hende Meinungen und ein System derselben haben,
— allgemein herrschend gewesen ist, in der Folge
aber nach und nach bezweifelt, und endlich allge-
mein verworfen worden ist, sey wieder angenom-
men und von neuem herrschend geworden. Als die
alte Religion der Griechen und Römer, welche
Jahrhundert hindurch die Verehrung dieser beyden
aufgeklärtesten Nationen des Alterthums besessen hat-
te, einmahl ihre Gewißheit und ihre Achtung in
den Gemüthern der Menschen verloren hatte, so
war alle Macht und alle Kunst Julians, selbst ver-
bunden mit seinen großen Regententugenden, und
mit den Bemühungen einiger sehr scharfsinnigen Män-
ner, seiner Lehrer und Freunde, die Ungereimthei-
ten der Mythologie und des heidnischen Gottesdien-
stes vernünftig zu erklären, nicht im Stande, das
sinkende Gebäude wieder aufzurichten, oder die
Einführung des Christenthums, welches zu dem Gei-
ste der Zeit, und dem Zustande der menschlichen
Kenntnisse besser paßte, zu verhindern. So hat
Muhameds Religion über den alten Sabäismus der
Orientaler nicht nur den Sieg erfochten, sondern
auch die Herrschaft bis heute behauptet. Die Macht
des Papstes und der Geistlichkeit, ehedem so aus-
gebreitet und so kräftig unterstützt, ist gesunken,
um, wie es scheint, nie wieder aufzustehn. Und
durch welche Schreckensbilder man auch vor einiger
Zeit die Protestanten in Furcht gesetzt hat, als wenn

die allgemeine Herrschaft des Papstes sich wieder näherte: so hat doch nicht nur der Erfolg diese Voraussetzungen nicht wahr gemacht, sondern der Catholicismus scheint seit der Zeit noch weit mehr an Ansehn und Einfluß, selbst in den Ländern, wo er vor kurzem noch unbeschränkt herrschte, abgenommeu zu haben. Descartes Wirbel werden vor Newtons Attraction und Aristoteles Categorien vor den Kantischen nie wieder aufkommen. Kurz alles beweist, daß Uiberzeugung oder Glaube der Menschen sich durchaus durch Gewalt nicht bestimmen lasse, und unter dem größten Widerstande doch immer dahin fortschreite, wohin sie eben jetzt durch die einleuchtendsten Gründe oder durch das scheinbarste Blendwerk gezogen werden. Und wäre diese Erfahrung allgemein richtig, so würde allerdings auch in Gesetzen und Verfassungen eine Revolution, trotz allem Widerstande der Klugheit und der Macht, zu Stande kommen, wenn diese Revolutionen wirklich in neuerworbenen Kenntnissen! und Uiberzeugungen der Völker ihren Grund hätten.

Doch wenn auch hierüber gestritten werden könnte, so hat doch Rabaud sicher in dem folgenden Puncte recht, daß die Revolutionen dieser Art die langwierigsten und die unruhvollsten sind. Die Ursache ist, weil die Meinungen der Menschen sich nicht zu gleicher Zeit, und auf einmahl in gleichem Grade ändern. Einige bleiben noch lange dem alten Systeme anhänglich, indem

andre in den Neuerungen schon zu den Extremen fortgeschritten sind; viele bleiben auf mittlerem Wege stehn, und wollen das alte System mit dem neuen, so gut sie können, vereinigen. Daraus entstehet eine große Mannigfaltigkeit von Parteyen, die alle, von der Wahrheit und Güte ihres Systems überzeugt, hartnäckig in Vertheidigung desselben und gegen jede andere Partey, als gegen Feinde der guten Sache, erbittert sind. Die Ursache des Krieges unter Frinden, welche um eines gewissen Interesses willen mit einander streiten, kann dann auf einmahl gehoben werden, wenn eine Partey der andern nachgibt, oder die Vortheile auf beyden Seiten ausgeglichen werden: aber eine Feindschaft, die auf der Verschiedenheit der Uiberzeugungen beruhet, kann durchaus nicht auf einmahl gehoben werden, weil die Uiberzeugungen der Menschen sich erst mit der Zeit, nach und nach und langsam ändern, so wie sie neue Einsichten und neue Begriffe bekommen.

So erregte die Reformation noch hundert Jahre, nachdem sie ziemlich ruhig in ihrem Hauptumrisse vollendet worden war, den blutigen dreyßigjährigen Krieg: und selbst der westphälische Friede würde wenig zur Beruhigung von Teutschland und Europa genutzt haben, wenn nicht seit der Zeit die Meinungen der Protestanten und Catholiken sich dem Systeme der allgemeinen Duldung mehr genähert hätten.

Welches nun die Aenderungen sind, die in den Meinungen der Menschen, in Absicht der Regierung, Politik und Staatsverfassung, vorgegangen sind, und Aenderungen in diesem System in einigen Ländern schon hervorgebracht haben, in andern vorzubereiten scheinen: dieß auseinander zu setzen, würde mich auch hier theils zu weit führen, theils zu einer Zeit, wo der Streit zwischen den alten und neuen Meinungen noch so heftig fortdauert, gewagt und vielleicht schädlich seyn. Aber als Beyspiel und zur Erläuterung der bisherigen Theorie, werde ich einige solcher Neuerungen in den Begriffen anführen, die in den Gemüthern fast aller vernünftigen und gemäßigten Personen aus allen Parteyen Platz genommen haben. Ich werde um desto eher im Stande seyn, sie von einigen andern neuen Meinungen, die ebenfalls sehr scheinbar sind, und ebenfalls bey sehr vielen guten Köpfen und guten Bürgern Beyfall gewonnen haben, deren Wahrheit aber noch weit weniger entschieden ist, und deren Einfluß auf manche Gemüther schädlich werden kann, zu unterscheiden.

Ich rechne zu der ersten Classe folgende:

1) Die unmittelbar göttliche Autorität entweder der Fürsten überhaupt, oder gewisser Regentenfamilien und Dynastien insbesondere, war vor Alters allgemein herrschende Meinung der Völker, und kam von da auch in die Lehrgebäude der Philosophen. Mit ihr hing die Lehre von der Unrecht-

mäßigkeit jeder Einschränkung dieser von Gott selbst eingesetzten Macht zusammen. So verehrt der rechtgläubige Türke noch heute den Sultan als Nachfolger der Kalifen, und nie ist es diesem Volke eingekommen, seinem Regenten, der zugleich halber Prophet ist, das Recht streitig zu machen, daß er ohne Richter und Recht jedem Unterthan auf der Stelle das Leben nehmen könne. An die Stelle dieser Meinung ist unter den civilisirten Völkern Europens folgende getreten: daß zwar die Macht der Fürsten, so wie alle bürgerliche Ordnung, insofern von Gott herkomme, als Gott diese zur Sittlichkeit und Glückseligkeit des Menschengeschlechts unentbehrliche Einrichtung, da sie dem zufolge Mittel zu dem Zwecke seiner Schöpfung ist, nothwendig billigt und durch seinen Willen bestätigt, und insofern er selbst durch seine Vorsehung diejenigen Umstände veranlaßt hat, durch welche die Menschen bewogen worden sind, in die bürgerliche Gesellschaft zu treten, und sich der Regierung eines Oberhaupts zu unterwerfen: daß aber an und für sich, und unmittelbar, der Staat, die Verfassung desselben und die Regierungsrechte seiner Oberhäupter Werke der Menschen sind, und von ihrer gemeinschaftlichen Uiberzeugung, daß sie in diesen Einrichtungen ihre Glückseligkeit finden, herkommen. Eine unmittelbare Folge hiervon ist, daß, so wie die Völker sich den Fürsten selbst unterworfen haben, sie auch nach der Absicht, in welcher sie es thaten,

die Form und die Schranken der Regierung bestimmen durften. Auf dieser Basis ruht nun gewiß das Ansehn der Monarchen in den Gemüthern denkender und friedliebender Bürger eben so sicher, als auf jenem geheimnißvollen und unerweislichen göttlichen Ursprunge der Fürsten: aber der Gehorsam dieser Bürger ist nunmehr weniger blind, vielleicht aber auch weniger unnmschränkt, und vielleicht, wenn Umstände der Zeit Unzufriedenheit in ihren Gemüthern erregen, leichter, als ehedem, wankend zu machen.

2) Vor Zeiten unterschieden die verschiedenen Casten, Stämme und Geschlechter der Menschen sich so schneidend und so absolut, daß die Mitglieder derselben sich kaum für Geschöpfe einerley Art hielten, und daß der Niedrige seinen angebohrnen Unadel und seine Verachtungswürdigkeit eben so ruhig erkannte, als der Höhere von seiner hervorragenden Würde und von seinen Vorrechten überzeugt war. Ich will nicht von den Aegyptern und Hindostanern sprechen, unter welchen diese Absonderungen am weitesten getrieben wurden, welche aber doch als Beyspiele dienen können, in welchem Grade solche Meinungen bey ganzen nicht unaufgeklärten Nationen herrschen, und wie lange sie sich bey allem Empörenden, was sie für den denkenden Mann oder für den Menschenfreund haben, unangefochten erhalten können.

Ich will bloß bey dem Unterschiede der adlichen und unadlichen Geburt stehn bleiben, so wie er unter Europens civilisirten Völkern, von den ältesten Zeiten der Griechischen Geschichte an, bis auf die unsrigen, geherrscht hat.

Man lasse sich durch den Nahmen von Freyheit und Republik, welcher den Griechen und Römern gleichsam als ihr Eigenthum zuzugehören scheint, nicht irre machen. Ihre Freyheit und ihr Republicanismus waren mit keiner Gleichheit verbunden. Nicht nur sahen sie den Unterschied zwischen Sclaven und freyen Leuten als ganz nothwendig und in der Natur gegründet an, und bauten selbst die Würde ihrer Bürger auf die Herabwürdigung dieser von allen bürgerlichen Rechten entblößten Mitbewohner ihrer Staaten: sondern selbst unter ihren Freyen machten sie einen sehr großen Unterschied, zwischen den edlen und unedlen Geschlechtern, und leiteten diesen Unterschied nicht von Conventionen, sondern von der göttlichen Herkunft ihrer Edlen, oder von den ihnen angebohrnen Vorzügen her. Bey dem Homer und den drey griechischen Tragikern, wovon die letztern in der blühendsten Zeit des Athenienſischen Freystaats lebten, aber den Inhalt ihrer Gedichte aus einem ältern Zeitraume hernahmen, erkennen die Helden und Söhne der Helden, das heißt im Grunde, die von edlen Geschlechtern Abstammenden, einander, bey der ersten Zusammenkunft sogleich an der Gestalt,

dem Gange und dem ganzen Betragen. Und sehr oft wird die Sentenz wiederhohlt, daß Tapferkeit, Schönheit und Verstand der Antheil einer vornehmen Geburt sey. Wie weitläuftig und genau ist Pindar, bey dem Lobe seiner Helden in der Herzählung ihrer Geschlechtsregister, — ein Beweis, welche hohe Meinungen die Griechen von dem Werthe eines alten und vornehmen Herkommens hatten. Selbst unter der Demokratie, welche den alten fürstlichen und adligen Geschlechtern ihre politischen Vorrechte raubte, dauerten doch die Begriffe von der Würde des Adels fort: wie man aus der Sorgfalt der Geschichtschreiber schließen kann, mit welcher sie bey Staatsmännern und Philosophen des Geschlechts, woraus solche herstammen, erwähnen, wenn sich dasselbe durch sein Alterthum, oder seine ehemahlige Größe unterscheidet. Bey den Römern wissen wir, wie ungeheuer die Vorrechte der Patrizier vor den Plebejern waren. Und obgleich die politischen Vorrechte nach und nach den erstern entzogen wurden; so blieben ihnen doch die, welche sich auf die Religion und auf die geistlichen Aemter bezogen, — ein Beweis, daß man doch noch in dieser alten Abstammung sogar eine gewisse Heiligkeit suchte.

Doch nirgends ist dieses Adels-System so vollständig ausgearbeitet, so sehr durch Gesetze befestiget, und für so unwidersprechlich, selbst von denen, welchen es lästig war, angenommen worden,

als in den Europäischen Monarchien, und in dem sogenannten Mittelalter. Der Bauer und der Bürger waren eben so fest überzeugt, daß der Adlige nicht zu ihres Gleichen gehöre, als dieser immerhin von seiner Erhabenheit über jene seyn mochte. Die Herrschaft und selbst der Stolz des letztern schienen den erstern sowohl gegründet und so natürlich, daß sie eben deßwegen beydes ohne Murren und Unzufriedenheit ertrugen.

Dieß alles hat sich nun allerdings zu unsrer Zeit geändert. Man erkennet diese natürliche Ungleichheit unter den Menschen, welche bloß von der Geburt und der Abstammung herrühren soll, nicht mehr an. Man glaubt, daß der Unterschied, der sich zwischen den höhern und niedern Ständen in Absicht der Sitten, der Einsichten oder irgend einer andern Vollkommenheit, findet, nur eine Folge der verschiedenen Erziehung und Beschäftigung, und des langen auf die Niedrigen verübten Druckes, nicht der Natur und Geburt sey. Dieser Unterschied hat sich zwischen dem bürgerlichen Mittelstande und dem Adel, durch den gewachsenen Reichthum und die verbesserte Erziehung des erstern, an vielen Orten sehr vermindert: und eben an diesen Orten ist es, wo die alte Meinung von der natürlichen Erhabenheit des Adligen über den Unadligen gesunken ist.

Die vernünftigen Leute aus beyden Ständen können jetzt nicht mehr umhin, anzuerkennen, daß

zwar vielleicht der Unterschied erblicher Rechte zwischen dem Adel und Unadel, zur Ruhe der Staaten, zur Aufrechthaltung der monarchischen Verfassung und überhaupt zur bürgerlichen Ordnung nothwendig seyn kann; und daß er ganz gewiß von allen guten Bürgern respectirt werden muß, so lange als die Gesetze des Staats jene Vorrechte schützen, daß aber zwischen einem vernünftigen und tugendhaften Bürger, und zwischen einen aufgeklärten und tugendhaften Adligen kein Unterschied vorhanden sey; und daß von diesen einer den andern im eigentlichen Verstande als seines Gleichen ansehen müsse. Und ich gestehe es, der Wahrheit und Evidenz dieser Grundsätze hat auch mein Verstand sich nicht entziehen können.

3) Einer dritten alten politischen Meinung will ich noch erwähnen, welche jetzt beynahe von allen Staatsmännern und Philosophen verworfen wird. Die ältesten Völker überließen ihren Fürsten alle politische Gewalt ganz unumschränkt, die gesetzgeberische so wie die richterliche, und letztere am bereitwilligsten und am liebsten. Man sahe es für die erste Pflicht der Könige an, selbst zu Gericht zu sitzen, und die Privathändel der Unterthanen durch Machtsprüche zu entscheiden. Vom Dejoces, dem ersten Könige der Meder, wird es ausdrücklich erzählt, und von sehr vielen andern ersten Königen der Völker ist es glaublich, daß sie eben deßwegen zu dieser Würde von ihren Mitbürgern erhoben

wurden, weil sie schon zuvor, als Privatpersonen, das Schiedsrichteramt unter denselben mit vorzüglicher Weisheit und mit Zufriedenheit der Parteyen verwaltet hatten. Und diese politischen Begriffe hatten sich selbst zur Zeit der Römischen Kaiser unter diesem durch Wissenschaften aufgeklärten Volke so wenig geändert, daß ihre Geschichtschreiber den guten Kaisern, den Trajanen und Antoninen, die eigne Verwaltung des Richteramts zum größten Verdienste ausrechneten, und also die Vereinigung der richterlichen und gesetzgeberischen Gewalt für vortheilhaft und gemeinnützig hielten. Heute zu Tage ist man allgemein überzeugt, und seit Montesquieu ist es gleichsam zu einem Glaubensbekenntnisse aller Politiker geworden, daß die gute Organisation eines Staates und die Freyheit und Glückseligkeit der Völker davon abhänge, daß die gesetzgeberische von der richterlichen Gewalt in der Ausübung getrennt sey, daß der, welcher die Vorschriften zur Bestrafung der Verbrechen und zur Entscheidung der Streitigkeiten über das Eigenthum gibt, nicht zugleich über die Criminal- und Civil-Prozesse selbst im Einzelnen den Ausspruch thun dürfe. In der That, wenn diese Aussprüche nicht willkürliche Machtsprüche seyn: wenn sie nach allgemein zuvor bekannten Gesetzen geschehen sollen, so darf nicht derjenige Richter seyn, welcher alle Augenblicke das Recht hat, das Gesetz selbst, wornach er richten soll, zu ändern. Das Gesetz muß,

ohne Rücksicht auf Personen und Umstände, bloß von der Vernunft, nach der Einsicht in die allgemeinen und wesentlichen Verhältnisse der Handlungen und der Gegenstände, gegeben werden, und ein Gesetz, welches bloß für einen einzigen Fall und eine einzige Person gegeben worden ist, hat immer den Verdacht der Parteylichkeit und Ungerechtigkeit wider sich. Diesen fast allgemein gebilligten Neuerungen in der Politik der neuern Philosophen will ich zwey andre der Französischen Politiker entgegen setzen, welche zwar auch sehr ausgebreiteten Beyfall erhalten haben, aber weit weniger evident, sehr vielen und großen Ausnahmen unterworfen, und, bey einer unrechten Anwendung, der Ruhe der Staaten gefährlich sind.

Der eine Grundsatz ist von den Engländern zu den Franzosen übergegangen, und ist deßwegen auch den Fremden des alten politischen Systems weniger verdächtig geworden. Es ist dieser, daß, da die Staaten zur Aufrechthaltung des Privateigenthums errichtet worden sind, auch dieses Eigenthumsrecht von der Staatsgewalt selbst auf keine Weise angetastet werden könne; und daß also zu jeder Auflage, bey welcher der Staat einen Theil von dem Eigenthume des Bürgers für seine Bedürfnisse fordert, die eigene Einwilligung des Bürgers, von Rechtswegen, unentbehrlich sey; und daß daher keine solche Auflage rechtmäßig sey, als wenn sie

von dem Volke selbst oder dessen Repräsentanten bewilligt wird.

Das zweyte Princip, welches mehr rein Französisch und unsrer Zeit eigenthümlich ist, dehnt nur jenes erstere Princip zu einem weitern Umfange aus. Es wird nähmlich behauptet, daß jedes Volk das Recht habe, sich durch seine Repräsentanten selbst zu regieren, und daß keine andere Oberherrschaft gerecht oder wenigstens für die Völker glücklich sey, als welche von Magistratspersonen verwaltet wird, die sich das Volk, mittelbar oder unmittelbar, nach Mehrheit der Stimmen selbst wählt.

Schon der erste dieser beyden Sätze ist noch großen Zweifeln unterworfen. Es gibt wohlverwaltete Staaten und glückliche Nationen, bey welchen die Regenten die Auflagen vorschreiben, ohne das Volk oder Landstände zu Rathe zu ziehn. Es ist möglich, es ist nicht unrechtmäßig, und es kann in vielen Fällen nützlich seyn, daß ein Volk sich des Rechts, seinen Beytrag zu den öffentlichen Bedürfnissen zu bestimmen, entäußere, und sie irgend einer einzelnen Person oder einem Corpus auftrage. Warum sollte es so viel schwever seyn, vernünftige und gerechte Auflagen, als gerechte Gesetze zu machen? und warum sollte ich als Bürger über meinen Beutel weit absoluter, als über meine Handlungen zu gebiethen haben?

Was den zweyten Satz betrifft, so ist er nicht bloß zu bezweifeln, sondern durchaus zu verwerfen.

Denn wenn die Regierung eine Kunst, ist, und Wissenschaft voraussetzt, so kann es nicht nur in vielen Fällen nothwendig, sondern es scheint fast in allen zweckmäßig zu seyn, daß die Regierung in den Händen einer und derselben Person, oder einer und derselben Anzahl mehrerer Personen, lange Zeit verharre; und daß diese Personen von Jugend auf zu den Regierungs-Geschäften gebildet und erzogen werden. Die Voraussetzung, daß die Menschen, sobald sie ihre Obrigkeit nur selbst, und immer neu wählen, gewiß gut regieret seyn werden, ist durchaus falsch und ungegründet. Der Zufall herrscht bey diesen Wahlen eben so, als bey der Bestimmung des Regenten durch die Erbfolge, und die Cabalen und Leidenschaften herrschen bey jenen weit mehr, als bey irgend einer andern Art der Besetzung öffentlicher Aemter.

Ich komme nun noch zu dem dritten Theile der Untersuchung, welches, nach meiner Uiberzeugung, die Pflichten sowohl derer sind, welche sich den neueren politischen Meinungen in ihrer Uiberzeugung genähert haben, als derer, welche noch steif dem ganz alten System anhängen. Diese Materie wird kürzer zu behandeln seyn, weil jene Pflichten einleuchten, und sie wird angenehmer zu behandeln seyn, weil ich auf die volle Einstimmung aller vernünftigen und billigen Leser rechnen kann.

Ich rede also zuerst von denen, welche den neuen Grundsätzen in der Politik, auch den noch zweifelhaften, auch den von mir für gefährlich gehaltenen, zugethan sind: aber ich rede zu den ehrlich und durch Gründe Uiberzeugten, nicht zu den Enthusiasten, nicht zu den Unzufriedenen, welche nur eine Verbesserung ihres eigenen Zustandes suchen, noch weniger zu den Rachsüchtigen, welche nur ihre Feinde, oder Rivalen erniedrigen wollen; ich rede zu Freunden der Wahrheit und des öffentlichen Wohls, welche sich wenigstens einbilden, daß, durch eine Veränderung in gewissen Theilen der Staatsverfassung, die Sittlichkeit und Glückseligkeit der Menschen ungemein erhöht werden würden. Da nun diesen am allermeisten um die Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung zu thun ist; so werden sie in der Art und Weise, wie sie ihre für wahr gehaltenen Grundsätze ausdrücken und ausbreiten, sich der größten Klugheit und Behuthsamkeit befleißigen. Da sie einsehen müssen, daß einige dieser Grundsätze von schwachen Köpfen und Unwissenden, oder selbst nur von denen, welche nicht in die ganze politische Theorie eingeweiht sind, leicht mißverstanden und gemißbraucht werden können; so werden sie mit denselben allenthalben zurückhalten, wo sie solche Zuhörer vor sich haben, und wo es ihnen an Zeit, an Gelegenheit und an Beruf fehlt, denselben eine vollständige Belehrung zu ertheilen.

Andere dieser Grundsätze, wie, zum Beyspiele, die von der Grundlosigkeit oder Schädlichkeit gewisser Vorrechte des einen Standes vor dem andern, sind mit den unter den Menschen so gemeinen Leidenschaften, der Eifersucht und dem Neide, so nahe verwandt, daß sie bey dem großen Haufen der mittlern und niedrigern Stände, selten bloße Grundsätze bleiben, sondern immer zugleich Bewegungen des Unwillens und des Hasses erwecken. Diese wird also auch der vernünftige Neuerer nicht nur mit allen den Einschränkungen versehen, wodurch sie unschädlich gemacht werden, er wird sie nicht nur mit der größten Bescheidenheit ausdrücken, sondern sie auch im Umgange mit Unbekannten gänzlich verschweigen, oder ihnen immer die Gründe für die entgegenstehenden Grundsätze, und die Ursachen beyfügen, welche wir haben, mit dem gegenwärtigen Zustande der Dinge zufrieden zu seyn.

Eine zweyte und noch heiligere Pflicht der politischen Neologen, und die selbst von ihnen noch strenger, als von den theologischen, gefordert werden kann, ist, daß sie sich in dem Streite mit ihren Gegnern vor aller Hitze und Heftigkeit, zu welcher in unserer Zeit politische Disputen so leicht verleiten, auf das sorgfältigste hüthen. Je leichter sich in alles, was über die Mängel der Regierung, die Mißbräuche in der Staatsverwaltung, den Druck der niederen Stände, und die Privilegien

der höhern gesagt wird, persönliche Rückfichten einmischen, die immer auf Leidenschaften, eben dadurch aber auf Uibertreibungen und Irrthümer führen; desto mehr wird der Mann, welcher die Wahrheit sucht, und die Gerechtigkeit liebt, nicht nur nicht mit Bitterkeit und Unwillen, sondern selbst nicht mit allzugroßer Wärme und Theilnehmung seine Mißbilligung gewisser von der Regierung angenommenen Maximen und gewisser noch jetzt im Staate bestehenden Einrichtungen ausdrücken und sein Verlangen nach einem veränderten Zustande der Dinge mit der größten Gelassenheit und Ruhe äußern.

Wenn irgend bey einer Untersuchung Kaltblütigkeit und Herrschaft der Vernunft über die Affecten nothwendig ist, so ist es heute zu Tage bey den politischen Untersuchungen. Eben weil sie schon an sich durch Umstände der Zeit so äußerst interessant geworden sind, erregt das kleinste ausgeworfene Fünkchen so leicht ein großes Feuer, und der Untersucher ist in Gefahr, entweder selbst zu Fehltritten verleitet zu werden, oder seine Gegner wider sich aufzubringen und aller Belehrung unempfänglich zu machen, oder endlich in den Gemüthern der beystehenden Zuhörer Leidenschaften zu erregen, welche ihnen und andern schädlich werden können.

Aber nicht nur mit Duldsamkeit, sondern auch mit Achtung und Aufmerksamkeit muß der politisch

sogenannte Aufklärer die Gründe der Alten und bloß durch die Praxis Belehrten, welche das Ansehn des Alterthums und des Herkommens vertheidigen, anhören. Ich habe schon gesagt, daß diese Gründe stark sind, daß, wenn die Vortheile auf beyden Wagschalen gleich sind, es unstreitig vernünftig und Pflicht ist, bey dem Alten zu bleiben; und daß selbst wahre Verbesserungen in einer neuen Ordnung der Dinge durch den höheren Vortheil der öffentlichen Ruhe soweit überwogen werden können, daß es Verbrechen gegen den Staat und gegen die Menschheit seyn würde, nach jenen Verbesserungen zu trachten. Die Treue und Anhänglichkeit gegen die Verfassungen, Gesetze, und selbst, gegen allgemeine Gebräuche, welche im Staate bisher als Recht angenommen und herrschend gewesen sind, ist, wie ich schon gesagt habe, eine wahre Bürgertugend: sie muß also von uns an den Personen, welche sie besitzen, geehrt werden, selbst wenn wir nicht mit ihnen in dem Urtheile über jene Verfassungen übereinstimmen. Diese Personen, welche neuen Gründen nicht so leicht Gehör geben und den neu gepredigten Lehren nicht sogleich den Eingang in ihr Gemüth erlauben, mögen immerhin, vielleicht aus bloßer Trägheit sich der Untersuchung der neuen Grundsätze entziehn, oder aus Eigensinn und um ihrer persönlichen Vortheile willen, in Vertheidigung der alten hartnäckiger werden: immer machen sie doch in gewisser Rücksicht die Pfeiler des

Staats aus; immer sind sie Ursache, daß auch fehlerhafte Einrichtungen der Dinge in demselben eine große Festigkeit und Fortdauer erhalten können; und diese Festigkeit ist zur Glückseligkeit der Menschen und zu ihrem Fortgange in Einsichten und Tugenden durchaus unentbehrlich.

Ganz fehlerlos werden unsere politischen Einrichtungen nie werden. Und von der andern Seite sind die Meinungen der Menschen über Gegenstände, die so weit über die Fassungskraft des großen Haufens erhaben, so dunkel an sich und so vielseitig sind, äußerst schwankend und veränderlich.

Wie würde irgend eine Verfassung der Staaten ihre Stifter, irgend eine Gesetzgebung die Gesetzgeber überleben können, wenn nicht ein sehr großer Theil der Bürger, nicht aus Uiberzeugung von der Güte derselben, sondern bloß aus Gewohnheit, bey dem bliebe, was einmahl vorhanden ist.

Drittens, — und das ist vielleicht der wichtigste Punct, — muß der, welcher die neuen Maximen in einem Staate, in dessen Verfassung und Gesetzen noch die alten herrschen, angenommen hat, zu eben der Zeit diese Gesetze mit noch pünctlicherem Gehorsam befolgen, indem er die mit denselben zusammenhangenden Irrthümern bestreitet. Wenn er, ohne Schaden zu thun und ohne Tadel zu verdienen, über Auflagen philosophieren, und nach der besten Methode sie zu erheben forschen will, so muß er die von ihm, nach den bisher bestehenden

Finanzgesetzen; geforderten Abgaben auf das pünctlichste bezahlen. Er muß sich keine Contravention gegen ein zu Recht beständiges Herkommen erlauben, selbst, wenn er, dieses Herkommen nicht in der Vernunft und in der Natur der Dinge gegründet findet, und er muß seine Ehrerbiethung gegen den Regenten und alle Obrigkeiten verdoppeln, indem er wissenschaftlich den Ursprung ihrer Gewalt untersucht und prüft. Der unadlige Bürger, welcher nicht nur seiner Menschenwürde sich bewußt, sondern auch durch wahre Verdienste, Einsichten und Tugenden ausgezeichnet, sich mit Recht für persönlich gleich mit dem vornehmsten und verdienstvollsten Adeligen schätzen kann, wird mit desto größerer Bescheidenheit sich, im äußeren Umgange, in den Schranken seines Standes halten, und, aus Achtung für die Gesetze seines Vaterlandes, sich vor dem Manne höheren Standes, in welchem er keine natürliche und angebohrne Erhabenheit über sich erkennt, doch ehrerbiethig beugen. Wie geringhaltig und unbedeutend scheint dieser äußere Glanz dem Manne, welcher weiß, was der Werth von Weisheit und Tugend ist, weil er sie selbst besitzt! Wie könnte es ihm schwer werden, jenen Glanz an einem andern zu erblicken und sich selbst dessen beraubt zu sehen? Wenn der dadurch ausgezeichnete Mitbürger auch von wahren Verdiensten nicht entblößt ist; so wird er dem bescheidenen Weisen auf halbem Wege entgegen kommen. Und wie leicht

ist es alsdenn, die Ungleichheiten des Standes auszugleichen, wenn Gleichheit zwischen den Personen vorhanden ist.

Ich komme endlich zu den Pflichten derer, welche die heutigen Neuerungen in den politischen Grundsätzen uneingeschränkt verdammen, und dem Alten ohne Ausnahme anhängen. Denn auch sie haben Pflichten und sind der Versuchung ausgesetzt, Ungerechtigkeiten zu begehen. Ich habe zugegeben, daß, vor aller Untersuchung, die alte Einrichtung vor der neuen den Vorzug habe. Aber derjenige thut auch gewiß Unrecht, der, nachdem die Sache untersucht worden ist, den Gründen kein Gehör gibt, oder immer noch die neuen Begriffe und Sätze verdammt, die er doch weder zu verstehn, noch weniger zu prüfen sich die gehörige Mühe gegeben hat. Ich will derjenigen Pflichten, die beyden Parteyen gemein sind, nur kurz erwähnen. Auch die Vertheidiger der uneingeschränkten Regentengewalt, des leidenden Gehorsams, aller Privilegien des Adels, kurz alles alten Herkommens, sind geneigt in Hitze und Leidenschaft zu gerathen, und lassen dieser um desto mehr Raum, da sie die Gesetze und Richterstühle auf ihrer Seite haben, und so leicht ihre Gegner für ungehorsame Unterthanen ansehen, oder als solche darstellen können. Aber wie leicht ist es, die Vernünftigen unter ihnen zu überzeugen, daß sie durch diese Hitze sowohl Unrecht als Schaden thun, — Unrecht, indem sie rechtschaffenen und

wohlgesinnten Bürgern ungegründete Beschuldigungen machen; Schaden, indem sie durch ihre Hitze die Hitze der Gegner erwecken, und die ruhige und vernünftige Entscheidung des Streits immer mehr erschweren. Ich will nur zwey Vergehungen berühren, deren sich die Anhänger der alten Politik heute zu Tage nicht selten schuldig machen, und werde ihnen dadurch Gelegenheit geben, eben so viele Tugenden auszuüben.

Die erste Vergehung ist, daß sie sich durch die Neuerungen verleiten lassen, ihre eignen Grundsätze zu übertreiben, und selbst diejenigen Mißbräuche in Schutz zu nehmen, welche sie zuvor selbst gemißbilligt haben. Es gibt Leute, und es hat sogar unter uns Teutschen Schriftsteller und Philosophen gegeben, die, weil die Französischen Revolutionärs mit einer Tafel der Menschenrechte ihre neue Konstitution angefangen haben, und einige darunter auf Empörung zu führen scheinen, und vielleicht wirklich Volksunruhen in Frankreich erweckt haben, geradezu leugnen, daß es angebohrne Rechte des Menschen gäbe, und behaupten, daß alle unsere Rechte bloß von der bürgerlichen Gesellschaft herkommen. Und doch, wer kann die Bündigkeit derjenigen Beweise verkennen, mit welchen schon vor hundert Jahren Hobbes widerlegt worden ist. Auch er behauptete, daß der Mensch von Natur weder Rechte noch Pflichten habe, sondern daß beyde erst aus Verträgen entstehen. Aber, antwor-

tete man ihm, woher entsteht denn die Pflicht, die Verträge zu halten, ohne welche alle aus ihnen hergeleiteten Pflichten null sind? Diese Replik ist unbeantwortlich.

Weil die Schranken, welche die Franzosen der monarchischen Gewalt setzen wollten, zuletzt die Umstürzung der Monarchie herbeygeführt haben: so sind die treuen Anhänger der Königswürde geneigt, auch den willkürlichsten Despotismus in Schutz zu nehmen. Um die jetzt bestrittenen Vorrechte des Adels aufrecht zu erhalten, glauben viele Personen dieses Standes, daß diese Vorrechte noch mehr vergrößert werden, und der Bürger- und Bauernstand noch mehr erniedriget werden sollten.

Weil bey der Französischen Revolution auch Schriftsteller und Philosophen Einfluß gehabt haben, ist manchen Personen auch der Nahme der Aufklärung verhaßt: und, was das Edelste im Menschen ist, gebildete Vernunft und Kenntniß, scheint ihnen der Grund alles Verderbnisses der neuern Zeiten zu seyn.

Wer sieht aber nicht, daß durch solche Uibertreibungen nicht nur die Wahrheit gänzlich verloren geht, sondern auch die vertheidigte Sache selbst den Schein der Wahrheit verliert.

Der zweyte Fehler, welchen die alten Politiker so leicht begehen, ist, daß sie den Verdacht übler und aufrührischer Gesinnungen gegen die Vertheidiger, der neuen Grundsätze, ohne davon Bewei-

se zu haben, entweder selbst hägen oder bey andern erwecken.

Wie unschuldig werden nicht oft heute zu Tage diejenigen, welche von Freyheit und allgemeinem Menschenwohl mit Theilnehmung und Wärme, und von Despotismus und Unterdrückung mit Unwillen sprechen und schreiben, für Beförderer der Französischen Neuerungen gehalten? Der Philosoph, welcher die Rechte der verschiedenen Stände unparteyisch untersucht, scheint dem nur für sich und seines gleichen eingenommenen Adligen ein Feind des Adels zu seyn.

Nichts thut in der That der freundschaftlichen Verbindung und dem angenehmen Umgange der Menschen mehr Schaden, als Argwohn. Und wenn nun ganze große Classen gegen einander argwöhnisch werden, und diesen Argwohn recht geflissentlich nähren: was kann anders daraus erfolgen, als Spaldung und Erbitterung von allen Seiten, und ein stillschweigender Bürgerkrieg? Wenn diese verdachtvollen und Verdacht erweckenden Personen das Ohr der Fürsten haben: so können sie leicht schuldlose Bürger vor Gericht bringen und gute Menschen unglücklich machen.

Das

Christenthum als Lehrgebäude

und als Institut betrachtet.

Ein Fragment.

Bisher hat die Christliche Religion beynahe nur Gegner und Vertheidiger, aber wenige unpartheyische Prüfer gefunden. Die einen gingen von dem Glauben an dieselbe, als einer göttlich gebothnen Pflicht aus, und suchten nur das, was ihre Uiberzeugung wankend machen, oder ihre Verehrung mindern könnte, niederzuschlagen und zu entkräften. Die andern, die sich von dem Einflusse des Ansehns und der Erziehung losgemacht hatten, suchten ihre Abweichung von der gemeinen Meinung durch Aufsuchung aller scheinbaren Mängel in den Urkunden des Christenthums zu rechtfertigen. Jene hielten es für nothwendig, in den Schriften des N. T. keine historische noch dogmatische Unrichtigkeit zuzugeben, und alles, was unsern jetzigen Einsichten der Wahrheit widersprach, entweder durch gewaltsame Erklärungen damit zu vereinigen, oder selbst zur Bestreitung der Vernunftkenntnisse zu gebrauchen. Diese, ebenfalls leidenschaftlich gegen das Christenthum eingenommen, es sey der Gewalt wegen,

die sie nöthig gehabt hatten, ihren ersten Glauben von sich zu werfen, es sey, wegen der stärkern Ergebenheit, die wir für neue und selbsterfundne Meinungen haben, zum Theil auch zur Streitsucht durch die Heftigkeit der Gegner aufgefordert, waren eben so wenig geneigt, der Offenbarung, und ihren Lehren und ihrem Nutzen, Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, als die eifrigen Gläubigen geneigt waren, die unstreitigen Rechte der Vernunft anzuerkennen.

Es ist endlich Zeit, es ist eines philosophischen Jahrhunderts würdig; und es ist nach den durch so langen Streit erschöpften Quellen der Gründe und Gegengründe eher möglich, die Christliche Religion, es sey als ein Institut, wie sie uns die Geschichte zeigt, es sey als einen moralischen und theologischen Unterricht, wie wir sie in den Schriften des N. T. finden, ganz unbefangen zu prüfen: von dem ersten die nützlichen und schädlichen Folgen für das menschliche Geschlecht, von dem andern Wahrheit und Irrthum, so weit jetzt unsre historischen und philosophischen gewissen Kenntnisse reichen, gegen einander zu halten, und dadurch die Verehrung, die wir ihr schuldig sind, und den Nutzen, den wir von ihr ziehn müssen, zu bestimmen.

Es versteht sich, daß dieß freylich nur nach dem Maße der Begriffe und Kenntnisse geschehen kann, die der Autor einer solchen Untersuchung hat. Meine Hoffnung ist nicht, die streitenden Mei-

nungen der Menschen zu einem mehr sichern Mittelpuncte zu bringen: aber mein Vorsatz ist, den Gegenstand so zu betrachten, als wenn er sich mir jetzt in meinem Alter zum ersten Mahl zeigte, und ich seine Würde erst aus seiner Beschaffenheit schliessen wollte. Dieß ist mein Vorsatz. Aber freylich können vorgefaßte Meinungen und Begriffe den Menschen unvermerkt beschleichen, und ich kann für nichts stehen, als für die Aufmerksamkeit, mit welcher ich Liebe oder Haß gegen irgend ein System von mir entfernen will, um der Sache selbst ihren natürlichen Einfluß auf mein Gemüth zu lassen.

Hier sind also zuerst einige Resultate meiner Betrachtungen über das, was die Einführung des Christenthums, theils als Unterricht, theils als gestiftete Gesellschaft, in den Einsichten und dem Zustande der Menschen vortheilhaftes oder nachtheiliges gewirkt hat.

1.

Das erste was unstreitig die Predigt des Christenthums gewirkt hat, ist, daß sie den Begriff von einem einzigen, höchsten und ganz unsichtbaren Gotte, dessen Wesen nur durch geistige Vollkommenheiten für uns bestimmt ist, in der Welt ausgebreitet, und also unter den Völkern, unter welchen sie Eingang gefunden, die Vielgötterey und den Götzendienst nach und nach ausgerottet hat. Diese Lehre kam von der alten Jüdischen Religion her,

von welcher Christus und seine Apostel gleichsam nur die Reformatoren und die Missionarien waren. Durch die Lehrer der Christlichen Religion,, wurden die Vorzüge, welche die Jüdische, in Absicht der Lehre von Gott, unstreitig vor der Volks-Religion aller andern, auch der aufgeklärtesten Nationen besaß, zuerst diesen Nationen mitgetheilt und den Menschen aller Stämme und jedes Ursprungs gemein gemacht.

Die Veränderung, die dadurch in den Begriffen der Menschen vorging, war groß, und unstreitig eine Veränderung zum Bessern. Sinnliche Gottheiten, und die nach der Mannigfaltigkeit der Theile und der Vorfälle in der Welt vervielfältigt waren, mußten nothwendig einen eben so sinnlichen Gottesdienst, und eine abergläubische Verehrungsart hervorbringen. Die Volksreligion der Heiden hing mit der Moral gar nicht zusammen, und arbeitete ihr in vielen Rücksichten entgegen. Der Begriff eines unsichtbaren, geistigen, moralisch vollkommnen Gottes, den das Christenthum verbreitete, konnte höchstens unwirksam auf die Gemüther seyn, aber schädlich konnte er nicht werden. Er mußte die Verpflichtung gut zu seyn und verständig zu handeln, verstärken; weil Verstand und Güte die einzigen Eigenschaften des Wesens waren, welches das Christenthum als obersten Herrn der Menschen und als höchstes Muster für ihre Nachahmung vorstellte. — Die Begierde, sich diesem unsichtbaren Wesen,

welches nur die Vernunft denken soll, mehr zu nähern, konnte Enthusiasten hervorbringen. Aber der Aberglaube, welcher durch keine, abgeschmackte und niedrige Mittel sich die Gunst der höhern Wesen zu erwerben sucht, konnte nicht Statt finden, so lange jene Lehre von einem einigen Gott, der ein Geist sey, nicht von neuem verfälscht wurde.

2.

Durch die Ausbreitung dieser Lehre von Gott, welche die Juden bisher als ihr Eigenthum und als ein Vorrecht ihrer Nation angesehen hatten, wurde nun, auf der Seite der Juden selbst, eine zweyte Veränderung bewirkt, die man nicht nur als Folge des Christenthums, sondern als eine der Hauptabsichten seines Stifters und seiner ersten Lehrer ansehn kann. Die Ausschließung aller nichtjüdischen Völker von der Theilnahme an der Erkenntniß und dem Troste, den die Jüdische reinere Dogmatik gab, wofern diese Völker nicht zugleich sich allen Vorschriften ihres Nationalgesetzbuchs unterwürfen, diese Ausschließung hörte auf, ein wesentlicher Artikel der Jüdischen Religion zu seyn; die wichtigen und allen Menschen unentbehrlichen Wahrheiten, welche diese Religion enthielt, wurden dadurch von den Ceremonien des Gottesdienstes getrennt und abgesondert, und sie selbst wurde demnach reiner und geistiger.

Dieser Gegenstand nimmt in Christi Reden und in der Apostel Briefen einen weit größern Raum ein, als die meisten der andern Gegenstände, die wir jetzt zur Christlichen Dogmatik und Moral rechnen; ich meine die Lehre, daß auf der einen Seite die moralischen Gebothe von höherer Wichtigkeit auch für Juden selbst sind, als die Vorschriften von äußern Gebräuchen, und daß auf der andern, diese mosaischen Kirchen- und Policey-Gesetze, besonders so wie sie durch Tradition und Subtilität der Ausleger vermehrt worden, nimmermehr für alle Völker verbindlich seyn können, deren Pflicht und Glückseligkeit es doch ist, den einigen Gott der Juden zu kennen und durch Gehorsam gegen sein Sittengesetz zu verehren.

Da die ersten Lehrer der Christlichen Religion, wie ich schon gesagt habe, mehr wie Reformatoren der Jüdischen Religion, als wie Stifter einer neuen handelten: so war es natürlich, daß ihre vornehmste Bemühung darauf gerichtet war, die Vorurtheile, die der ersten anklebten, zu bestreiten, und ihre Mängel zu verbessern. Christus beständiger Streit mit den Pharisäern entstand aus diesem Angriffe, den er auf die übertriebne Verehrung der bloß positiven Gebothe des Mosaischen Gesetzes und der Tradition that, und aus dem Vorzuge, den er den Vorschriften der Sittenlehre, besonders den Pflichten der Menschenliebe vor jenen Gebothen gab; und die Apostel hatten in den neugepflanzten Ge-

meinden keinen Unterricht öfter einzuschärfen nöthig, als den, daß die Heiden durch das Evangelium gleichen Antheil an der Gnade Gottes, als die Juden, hätten, ohne zur Annahme und Befolgung des ganzen Jüdischen Gesetzes verpflichtet zu seyn. Für die aus dem Judenthume bekehrten Christen, blieb es noch eine Zeitlang schwankend, welchen Gehorsam sie, um ihrer Abstammung willen, den Gebräuchen und Uiberlieferungen ihrer Väter schuldig wären. Auch machten noch die Apostel selbst einige von diesen Vorschriften, die Enthaltung vom Essen des Blutes und des Erstickten, zu allgemeinen Gebothen der Neubekehrten. Aber der Geist, der in ihren und ihres Meisters Lehren herrschte, ging doch dahin, den moralischen Gesetzen über die gottesdienstlichen Gebräuche der Juden das Uibergewicht zu geben, die Anhänglichkeit an diese in der Nation selbst zu schwächen, und die Erkenntniß von jenen unter die übrigen Nationen, ohne Zusatz des daran haftenden Ceremoniels, auszubreiten.

3.

Eine dritte Folge welche hieraus entstand, daß die Christliche Religion darauf abzweckte, gewisse Lehren in der Welt auszubreiten, war diese, daß ein Lehrstand durch sie errichtet wurde, und die gottesdienstlichen Versammlungen zugleich die Absicht bekamen, das Volk in jenen Lehren zu unterrichten. Das war im Grunde ebenfalls eine Eigenheit und

ein Vorzug der Jüdischen religiösen Verfassungen, welche das Christenthum nun überall verbreitete.

Zwar hatte Moses keinen andern Gottesdienst gestiftet, als der in Feyerlichkeiten, Opferungen und sinnbildlichen Handlungen bestand. Seine Priester, waren von ihm nicht zu Lehrern bestimmt worden, und sie hatten auch in den ersten und blühendsten Zeiten der Jüdischen Religion und des Jüdischen Staats diese Functionen nicht verrichtet. Aber nach Zurückkehr der Juden aus der sogenannten Babylonischen Gefangenschaft, da sie ihr Gesetzbuch als eine alte Urkunde ansehen mußten, welche Erklärung brauchte, hatten bey ihren gottesdienstlichen Versammlungen auch die Ausleger desselben aufzutreten angefangen. Mit der Auslegung des Gesetzes, wurden bald andre religiöse und moralische Unterweisungen verbunden. So entstand in ihren Synagogen ein Lehrstuhl; und ein Theil ihrer Sabbathe und Feyertage war den Vorträgen der Schriftgelehrten, und selbst ihren Disputen gewidmet. Die Christliche Societät, die in ihren Zusammenkünften viel von der Jüdischen Synagoge annahm, die zwar anfangs nur Aelteste und Diener, nicht eigentlich Prediger und Lehrer hatte, trug doch jenen zugleich das Amt und das Recht auf, für Ermunterung, Belehrung und Tröstung der übrigen Gemeindeglieder zu sorgen. So entstand dann nach und nach der große Vorzug, den die Christliche Religion als Partey, vor allen vorhergehenden Volksreli-

gionen bekam, daß ihr Gottesdienst nicht in Gebräuchen, oder doch nicht allein in Gebräuchen, sondern, neben Gebeth und Danksagungen, auch in öffentlichen Religions-Vorträgen bestand. Dadurch allein mußte diese Religion dem menschlichen Geschlechte Gutes erweisen. Sie stiftete fast zuerst einen öffentlichen Unterricht für das Volk; und sey derselbe anfangs noch so eingeschränkt gewesen, bloß auf die eigenthümlichen Lehren, welche die Partey unterschieden, auf die Pflichten, die ihr gerade in ihrer Lage die heiligsten wären; sey derselbe auch bald darauf durch alle die Verderbnisse verunstaltet worden, welche die Einsichten der Menschen oder ihre Beredtsamkeit betroffen haben: so wurde doch dadurch ein Grund zu der allgemeinen Aufklärung der Menschen gelegt, der wir uns in der heutigen Zeit nähern. Die Christen erkannten und rühmten auch von sich frühzeitig diesen Vorzug, daß der gemeinste Mensch unter ihnen, über die Religion, die Natur Gottes und des Menschen Verpflichtung, so reine Begriffe hätte, als unter den Griechen und Römern bisher nur der Antheil der Philosophen und der von ihnen erzognen Reichen gewesen wäre.

4.

Eben hieraus aber, daß in der Christlichen Religion selbst durch die einfachen Lehren ihrer Stifter, der Grund zu einer Dogmatik gelegt wurde, hieraus, daß von ihren Anhängern sie nicht bloß

die Beobachtung gewisser Regeln, sondern die Anerkennung gewisser Wahrheiten verlangte, entstanden entferntere, nützliche sowohl als schädliche Folgen. Von der einen Seite hat dieß die Religion mit der Philosophie und den Wissenschaften mehr in Verbindung gesetzt, und zu einer langen Reihe von Untersuchungen Anlaß gegeben, die, wenn sie auch an sich fruchtlos waren, doch zu andern Kenntnissen führten, oder andre Studien als Hülfsmittel beförderten. Von der andern Seite war es nicht nur für das Praktische der Religion, welches ihr wichtigster Endzweck ist, schädlich, daß die Lehrsätze und deren Bestimmung die Aufmerksamkeit der Christen und besonders ihrer Aufseher so ganz an sich zogen: sondern es entstanden auch, (da wenige und einfache Wahrheiten, und wenige nicht ganz verständliche Schriften, worin man diese Wahrheiten als in Urkunden aufsuchte, der Gegenstand eines immer währenden Studiums so vieler Köpfe wurden,) zu dem ersten Lehrgebäude selbst so viele unnütze Zusätze, und unter den Lehrern verschiedner Denkungsart, so viel Streit, daß, über der Begierde die reine Lehre festzusetzen, die Christliche Tugend beynah verloren ging, und durch die Bemühung eine allgemeine Gleichheit der Lehrform zu erhalten, die Secten sich bis ins Unendliche vervielfältigten. Von diesem Streite der Religionsparteyen, und besonders von ihrem Hasse, war zwar die heidnische Religion nicht, wie einige Gegner der

Christlichen behaupten, frey gewesen, aber sie hatte doch weniger davon gewußt. Da jene nur in Gebräuchen bestand, und keine Lehren hatte: so konnte die Verschiedenheit der Parteyen, in die sie sich theilte, nicht bis zur Entgegensetzung gehn. Eine Ceremonie widerspricht niemahls einer andern Ceremonie: aber eine Lehre kann der andern widersprechen. Die, welche den Instituten des Numa folgten, mochten vielleicht die Gebräuche beym Gottesdienste der Isis anstößig finden. Aber die ersten leugneten nichts von dem, was die Anbether der letztern bejahten: denn keiner hatte mit allgemeinen Wahrheiten zu thun, sondern nur mit Gebräuchen, durch welche sie das Andenken alter Göttergeschichten erneuerten, oder mit Formen, unter welchen sie ihre gegenwärtige Noth den verschiedenen Göttern vortrugen. Der Haß des Aegypters konnte deßwegen doch noch gegen den Römer rege werden, wenn er ihn dem Bilde der Gottheit, das er verehrte, verächtlich begegnen, oder ihn bey Religionshandlungen leichtsinnig sah, die er mit Andacht verrichtete. So konnte auf der andern Seite der Römer die Entmannung der Phrygischen Priester der Cybele mißbilligen, und von der Verachtung ihrer ihm ungereimt scheinenden Gebräuche auf einen Widerwillen gegen ihre Person übergehen. Aber die Quelle des Hasses, (und es ist eine reiche Quelle,) der aus dem Streite über dogmatische Lehrsätze fließt, wenn der Stolz und die

Rechthaberey an die Stelle der Wahrheitsliebe treten, wenn sich die eine Partey die Autorität anmaßt zu entscheiden, und die andre die Denkfreyheit gegen diese Autorität aufrecht erhalten will; wenn endlich das Bekenntniß gewisser Lehrsätze mit Einkünften und Ehrenstellen, die die eine Partey besitzt, verbunden wird, und die andre den Besitz dieser Vortheile zugleich mit ihren Sätzen ihren Gegnern bestreitet: — diese Quelle, sage ich, war für die verschiednen National-Religionen der alten Welt verstopft, und floß reichlich für die Secten des Christenthums. Durch die Streitigkeiten der Ketzer und deren Entscheidung wurde die Dogmatik der orthodoxen Partey immer weitläuftiger und immer subtiler; und die Anlässe zu neuem Streite vermehrten sich mit der Ausdehnung und Subtilität des Systems. So hat die Welt, so haben die Staaten und die Wissenschaften, durch die entfernten Folgen des dogmatisirenden Geistes der Christlichen Religion, viel gelitten; — ein Geist, der an sich zwar viel vernünftiger, als der sinnliche oder allegorisirende der heidnischen Religion ist, welcher sich mit Schauspielen, Aufzügen und Opfern begnügt, — aber der doch, wenn er nicht durch eine reife Vernunft im Zaume gehalten wird, eben um desto mehr ausartet, weil er die Vernunft und alle Wissenschaften mit in sein Interesse ziehen kann, und an allen den Unvollkommenheiten Theil nimmt, welche diesen in jeder Zeitperiode ankleben.

5.

Das Gute und das Böse, welches daraus entstand, daß die Christliche Religion nicht bloß eine Praxis hatte, welche sie geboth, sondern auch eine Theorie, an deren Vertheidigung, Entwickelung und Reinigung ihre Anhänger und Lehrer arbeiteten, wurde in einem vorzüglichen Grade dadurch befördert, daß sie zuerst unter allen Volksreligionen, außer der Jüdischen, sich auf ein Buch gründete und ihren Anhängern schriftliche Urkunden überlieferte, in welchen ihr wesentlicher Inhalt sowohl als ihre Beglaubigung zu finden seyn sollte. So wie die Prediger des Christenthums in andern Puncten nur dasjenige unter den gesitteten Völkern der Welt gemein gemacht hatten, was der Jüdischen Religion und, um der Religion willen, dem Jüdischen Volke eigenthümlich gewesen war: so wurden auch, in diesem Puncte, die Folgen, welche sich unter den Anhängern der Mosaischen Religion daraus ergeben hatten, daß sie gewisse Bücher als göttliche Offenbarungen und Quellen der Religion verehrten, nur auf die weit größre Anzahl der Menschen und Nationen ausgebreitet, welche die auf gleiche geschriebene Dokumente sich stützende Christliche Religion annahmen. Die Apostel selbst brachten keine andre, als eben jene alten jüdischen Urkunden mit. Und ob sie gleich von den Menschen einer andern Herkunft nicht einen unbedingten Gehorsam gegen alle Gebothe forderten, welche in diesen

Urkunden den Nachkommen Abrahams gegeben werden: so machten sie doch dieselben zu einem Hülfsmittel ihres Unterrichts, und zu einem Grunde ihrer Beweise, flößten durch ihr Beyspiel und durch ihre Ermahnungen den Neubekehrten die größte Verehrung gegen die heiligen Bücher der Juden ein, und machten es ohne Zweifel zur Pflicht und Gewohnheit der Gemeinden, dieselben in den Privathäusern zu lesen und öffentlich auszulegen. Das Beyspiel dieser Jüdischen Religionsbücher, und der Gebrauch, den man davon zum Religions-Unterrichte und beym Gottesdienste machte, bereiteten die Christen vor, den Schriften ihrer ersten und verehrtesten Lehrer ein gleiches Ansehn zu geben, und sie zu einem gleichen Gebrauche zu bestimmen. Viele Gemeinden hatten eigne Dokumente dieser Art, Briefe und Aufsätze von den Aposteln, von welchen sie waren gepflanzt worden. Mehrere Gemeinden tauschten diese gegen einander aus oder vereinigten sie alle. Unter den Erzählungen von dem Leben Jesu wurden diejenigen, die ihrer Verfasser wegen in der größten Achtung standen, oder deren Aechtheit und Werth am allgemeinsten anerkannt war, jenen Briefen beygefügt. So entstand endlich eine neue Sammlung heiliger Bücher für die Christen, die den von den Jüdischen Stiftern des Christenthums überlieferten an die Seite gesetzt, auf gleiche Weise vermehrt, gebraucht und behandelt wurden.

Wenn man nun diesen der Jüdischen und Christlichen Religion eignen Umstand und dessen Folgen überlegt: so erkennt man zuerst, daß er einen wahren Vorzug von beyden ausmacht. Schrift und Buch ist das beste Mittel unter allen, die Menschen zu belehren; und nicht mündliche Uiberlieferung, nicht Hieroglyphen, nicht Ceremonien und Gebräuche, (die eine Art von Hieroglyphen sind,) können die Stelle des Schreibens zur Mittheilung und Aufbewahrung gewisser allgemein wichtigen Begriffe ersetzen. Erstlich wo ein Buch der Religion zum Grunde liegt, da liegen ihr Ideen zum Grunde; und diese Ideen bleiben. Wo die Religion ohne Buch ist, da hat sie entweder nie etwas für den Verstand belehrendes enthalten, oder dieses verliert sich unter dem sinnlichen immer mehr mit der Länge der Zeit. Wenn den symbolischen Handlungen der heydnischen, d. h. der mythologischen Religion gleich anfangs auch gewisse Vorstellungen zum Grund lagen; wenn sie auch, nach der Absicht der Stifter, gewisse erkannte Wahrheiten fortpflanzen sollten: so verloren sie doch mit der Zeit die Deutlichkeit ihrer Bedeutung; der Geist verschwand, der Körper blieb. Und was zuerst eine Art von pantomimischer Sprache gewesen war, wurde zuletzt Aberglaube und Alfanzerey.

Schriftlich verfaßte Gesetze und Lehren der Religion gaben zweytens einen Leitfaden des Unterrichts, und einen Leitfaden der Reform für al-

le künftigen Zeiten ab, den keine Religion haben konnte, welche bloß auf Herkommen und Gewohnheit gegründet war. Die Mißbräuche und Verderbnisse, die in jedem menschlichen Institute entstehen, wenn es durch die Hände vieler Generationen hindurchgeht, sind schwerlich zu heben, wenn man kein erstes Muster der Reinigkeit hat, auf welches man zurückgeht. Und so wie geschriebene Gesetze den Staaten zuerst eine gewisse Dauer und Festigkeit gegeben haben, so konnte ein geschriebenes Religionsbuch allein die durch Vernunft oder durch Offenbarung einmahl erlangten Kenntnisse über Gott und die Religion befestigen. Daher sehen wir auch, daß, unerachtet aller der Menschensatzungen, mit welchen die neuen Jüdischen Lehrer die einfachere Mosaische Religion erschwert und die Sittengebothe derselben entkräftet hatten, unerachtet aller der Auswüchse der Dogmatik und der Verderbnisse der Sittenlehre, durch welche die von Christo veranstaltete Reformation nöthig gemacht wurde, doch in der Jüdischen Religion, von ihrem Ursprunge an bis auf Christum, mehr Haltung, mehr Festigkeit und Uibereinstimmung, (das Kennzeichen der Wahrheit,) mehr Zusammenhang und Gleichförmigkeit, in Rücksicht auf Lehrbegriff und Moral, gewesen ist, als in irgend einer der Religionen des Alterthums. Bey diesen blieben zwar die Gebräuche, wenn sie durch politische Gesetze befestigt wurden: aber das, was man sich bey denjel-

ben dachte, da es nie genau bestimmt gewesen war, wurde mit der Zeit durchaus verändert. Der Geist der ältesten, rohesten Zeit wehete, obwohl dunkel, in diesen Ceremonien. Was man davon verstand, und was in den mythologischen Erzählungen, dem einzigen Dokumente, daß diesen Ceremonien zur Auslegung diente, enthalten war, widersprach durchaus den Ideen, die man durch Vernunft und Erfahrung gesammelt hatte. Die Unmöglichkeit, diesen Widerspruch zu heben, auch nur denselben gehörig, aus Mangel von Religions-Urkunden, zu beurtheilen, mußte nothwendig den Gottesdienst für die eine Partey, die ihrer Vernunft Gehör gab, ganz unnütz machen, und bey der andern, die das Alterthum über alles verehrte, dem Aberglauben und der Schwärmerey das freyeste Spiel geben. Bey den Juden hingegen erhielten sie gewisse reine wahre Begriffe mitten unter allen Abwechselungen ihres Staates und ihres Gottesdienstes. Sie verglichen von Zeit zu Zeit ihre gegenwärtige Verfassung, ihre Meinungen und ihre Uibungen mit ihrem alten Gesetzbuche: und sie arbeiteten mit mehr Leichtigkeit an Verbesserungen, da sie ein Modell der Vollkommenheit, wenigstens nach ihrer Vorstellung, hatten. Selbst die Reformation, welche Christus vornahm, und welche die Apostel unter den Juden aller Römischen Länder verbreiteten, fand nur dadurch Eingang, daß die auf gewisse Weise Wiederherstellung der reinen, von Menschen-

satzungen gereinigten, Mosaischen Lehre zu seyn schien. Wenigstens wurde ihre Annahme dadurch erleichtert, daß die Lehrer der neuen Religion auf ein allgemein verehrtes Buch zurückgehn, und in demselben die Bestätigung ihrer Behauptungen, und die Grundlinien ihrer Sittenlehre aufsuchen konnten. —

Daß also die Christliche Religion, vom Anfange an, mehr, als die Religionen der Völker, die wir Heyden nennen, den Verstand beschäftigt hat, daß sie immer als ein System von Wahrheiten und Erkenntnissen angesehen worden, daß durch sie auch gewisse Wahrheiten und Erkenntnisse sich, mitten durch die Jahrhunderte der Barbarey und Unwissenheit, erhalten, und bis auf bessere Zeiten fortgepflanzt haben, bis auf Zeiten, wo sie von der Vernunft untersucht, bestätigt und gesichert werden konnten: das haben wir dem Umstande zu danken, daß diese Religion Bücher in die Welt eingeführt hat, die, für heilig und göttlich gehalten, und angesehen als die ersten Urquellen der Wahrheit, der Gegenstand allgemeiner Betrachtung, Erforschung und Auslegung geworden sind.

Dieß sind, nach meiner Uiberzeugung, die Vortheile, die daraus entstehn, wenn eine Religion sich auf Bücher gründet. Ihnen stehn unverkennbare Unbequemlichkeiten zur Seite, die sich unter den Juden zu äußern anfingen, und die unter den Christen weit merklicher wurden, weil die

Wirkungen aller Ursachen größer werden, wenn sie auf eine größere Masse wirken.

Wenn alte Schriften die Urkunden einer National-Religion sind, und diese für heilig und göttlichen Ursprungs gehalten werden: so erhalten sich die darin überlieferten Wahrheiten sicherer, die Begriffe, die den Anhängern der Religion angehören, werden bestimmter und fester: aber eben dadurch wird die Freyheit des Nachdenkens verhindert und der Fortgang der Vernunft gehemmt. Eine Religion, wie die der Römer und Griechen, ohne Glaubenssystem und ohne heilige Bücher, so abergläubisch sie ist, kann doch mit der Philosophie bestehn und sich mit derselben vertragen. Eine Religion, wie die Jüdische und Christliche, die ein Lehrbekenntniß und eine Bibel hat, woraus das Bekenntniß hergeleitet wird, so rein und so vernünftig sie von ihrem Ursprunge seyn mag, wird doch ewig mit der Philosophie im Kampfe liegen. Jene Bücher verändern sich nicht und gehen nicht mit fort mit den Menschen, unter welchen sie für Quellen der Religion anerkannt sind. Früh oder spät kommen die Begriffe, welche aus ihnen geschöpft sind, mit denen, welche die menschliche Vernunft aus sich selbst entwickelt, in Collision. Selbst, je mehr man die ersten bearbeitet und je genauer man sie bestimmt, desto größer wird oft die Abweichung von dem Systeme der übrigen Kenntnisse; so wie zwey divergirende Fäden sich immer

weiter von einander entfernen, je länger man sie fortspinnt.

Wenn alte Schriften die Urkunden einer Religion sind: so wird Auslegung dieser Schriften die Hauptbeschäftigung der Lehrer; und alles, was diese Beschäftigung des Auslegens und Commentirens fremder Gedanken, und besonders alter Sprachen, nützliches oder schädliches für den menschlichen Verstand hat, alles, was sie zur Erkenntniß der Wahrheit beförderliches oder hinderliches enthält, das vereinigt sich zwiefach bey den Auslegern unsrer heiligen Schriften; — zwiefach sage ich: erstlich, weil hier nur ein einziges Buch ist, an dessen Erklärung ohne Aufhören alle Geschlechter arbeiten; zum andern, weil die Sprachen, in welchen es geschrieben ist, abgestorben und nicht einmahl in andern Büchern aufbewahrt sind; und endlich, weil auch die Facta, durch welche dunkle Ausdrücke der Sprache erklärt, und der Zusammenhang und die Abzweckung des Inhalts ausgefunden werden könnte, erloschen sind.

Das Auslegen alter Schriften in abgestorbenen Sprachen, welche in großer Hochachtung stehn, verhindert, wenn es herrschendes Studium eines Zeitalters wird, das Selbstdenken. Das haben die Jahrhunderte bewiesen, in welchen die Gelehrten sich ganz allein mit der Erklärung der Römer und Griechen beschäftigten. Aber diese hielt man doch noch für menschliche Schriften, und man durfte sich

also auch erlauben, das, was in ihnen gesagt wurde, zu beurtheilen. Man durfte das, was man unverständlich fand, für verdorben oder verstümmelt halten und bey Seite legen, man durfte das, was man unrichtig oder schlecht fand, widerlegen und tadeln, wenn man dazu Muth und Geistesfreyheit genug hatte. Hingegen bey einem für göttlich gehaltnen Buche wird voraus gesetzt, daß alles verständlich und daß alles wahr und vollkommnen sey. Wenn nun demungeachtet wirklich dunkle Stellen vorkommen: so muß, so lange jener Wahn herrscht, ein Sinn mit Gewalt aus den Worten erzwungen oder in dieselben hineingelegt werden. Dadurch ist den Hypothesen und der Spitzfindigkeit die Thüre aufgethan. Ja, selbst die Schwärmerey findet in den dunkeln Stellen Nahrung, weil sie da, wo nicht bekannte und allgemein verständliche Wahrheiten stehn, geheimnißvolle und höhere Entdeckungen erwartet, dergleichen sie überhaupt von einer Offenbarung zu hoffen, berechtigt zu seyn scheint.

Daraus entstehen die zwey Abwege, durch welche die Theologie beyder Völker, die ihre Religion auf ein Buch gegründet haben, der Juden und Christen, ausgeartet ist; eine Dogmatik voll Subtilitäten, und eine Moral voll willkürlicher Satzungen, oder eine zur Schwärmerey sich hinneigende Mystik.

So wie die Pflicht und die Beschäftigung, alte für göttlich gehaltene Schriften in erloschnen Sprachen auszulegen, ohne Dunkelheiten übrig zu lassen, nothwendig die metaphysischen Grillen oder die Phantasien der Ausleger mit in die Religion bringt, und die Denkungsart der Ausleger von der geraden gesunden Vernunft abwendet; so macht die Nothwendigkeit, in der sie sind, jeden Satz wahr, und jeden Vortrag vollkommen zu finden; daß sie ihren anderweitigen Uiberzeugungen und ihrem Geschmacke entsagen und beydes, wenn sonst noch so viele Gründe dafür sind, bestreiten müssen.

Von der einen Seite wird also der Forscher, der mit einer Verehrung, wie das Göttliche verlangt, zur Auslegung einer solchen Schrift hinzukömmt, verhindert, seiner eignen Vernunft und Erfahrung zu trauen und die Kette der Schlüsse aus beyden in ihrem natürlichen Gange zu verfolgen: auf der andern wird er oft veranlaßt, seine eignen Begriffe unvermerkt dem göttlichen Autor in dunkeln Stellen unterzuschieben, und dadurch seine eignen Vorurtheile und Träumereyen zu heiligen.

Der Geist der Subtilität, welcher in allen Talmudischen und Rabbinischen Schriften der Juden herrscht, der sich schon in den Satzungen, casuistischen Entscheidungen und Dispüten der Schriftgelehrten zu Christus Zeiten zeigte, und der diese Nation noch bis auf den heutigen Tag auszeichnet, entstand zum Theil gewiß daraus: daß ihre Ge-

lehrten sich mit nichts weiter, als mit dem Studiren des mosaischen Gesetzes, beschäftigten. Da der menschliche Geist nach Neuheit und Abwechselung begierig ist: so wollte jeder Nachfolger zu den Entdeckungen seiner Vorgänger etwas hinzuthun. Und da doch das Object und die Quelle der Erkenntniß immer dieselbe blieb, da der zu bearbeitende Stoff sich gar nicht vermehrte: so blieb den spätern Auslegern nichts übrig, als entweder noch einen neuen und verborgnen Sinn aus längst erklärten Worten herauszubringen, oder aus den herausgebrachten Sätzen weitere und subtilere Folgerungen zu ziehen. Auf diese Weise wurden die, ohne das schon vielfachen, Vorschriften für die Religions-Uibung und das öffentliche und Privatleben, die das Mosaische Gesetzbuch ausmachten, durch eine Menge noch feiner ausgedachter, noch mehr lästiger Einschränkungen vermehrt, die man alle nur in so fern für verbindlich ansah, als man sie für Folgerungen aus jenen Gebothen, oder für Entscheidungen nach der Analogie, oder für Vorkehrungen zu gewisserer Beobachtung der ersten ansah.

Das Uibel wuchs unter den Christlichen Völkern und ihren Gelehrten, mit der Entfernung der Zeiten, welche das Verständniß der ältesten und besonders der Jüdischen Bücher immer schwerer machte. Die Schriften des neuen Testaments, obgleich den Auslegern näher, waren doch ebenfalls in einer Sprache, der jüdisch-griechischen, geschrieben, die

bald erloſch und in der ſehr wenige andre Schriften geſchrieben worden waren. Für die Erklärung der Begebenheiten, auf welche dieſe Schriften ſich beziehn und durch welche viele Aeußerungen erſt ihre beſtimmte Abſicht, und alſo ihren wahren Sinn erhalten ſollten, blieben ſchon den nächſten Jahrhunderten eben ſo wenig ſichere und umſtändliche Nachrichten übrig, als für die Geſchichten, aus welchen Moſes und die Propheten erklärt werden ſollten.

Ein unermeßliches Feld von Nachforſchungen, Muthmaßungen, willkürlichen Entſcheidungen der einen und ſchwärmeriſchen Ahndungen der andern Partey, war nun eröffnet, da auf dieſe Weiſe die Menſchen ihre vornehmſten Kenntniſſe und die ſicherſten ſowohl, als die wichtigſten Wahrheiten aus zwey Büchern herzuhohlen angewieſen wurden, die weder durch Sprach- noch Sachkenntniſſe vollkommen verſtändlich zu machen waren.

Uiber die Dinge ſelbſt iſt ſchon Widerſpruch genug unter den Menſchen, wenn ſie aus ihren Erfahrungen durch ihr Raiſonnement Syſteme auffühen. Aber hier iſt doch ein ſolider Grund, auf den man immer wieder zurückgehen kann, nähmlich, die Erfahrungen zu erneuern und die Vernunftſchlüſſe zu prüfen. Uiberdieß, da dieſe Syſteme, wenn auch mit voller Uiberzeugung vertheidigt, ſich doch nur als menſchlich ankündigen: ſo iſt ihre Be-

streitung kein Verbrechen; und zuweilen erlauben sich ihre Urheber selbst davon abzuweichen.

Bey Auslegungen dunkler Bücher hingegen entstehen der Streitigkeiten weit mehrere, weil es beynahe ganz willkürlich ist und ganz von der eigenthümlichen Denkungsart jedes Auslegers abhängt, welchen Sinn er in Worte hineinlegen will, welche keinen bestimmten enthalten; und ist das Buch göttlich: so ist, sobald die Auslegung für richtig angesehen wird, der herausgebrachte Sinn ein Glaubenssatz von dem man nicht mehr ohne Sünde abweichen kann. Dieß verbiethet die Streitigkeit unter denen, die in ihren Erklärungen abweichen und verhindert jeden, seine ersten Aussprüche neuen Untersuchungen zu unterwerfen.

Unterdessen, weil in der Religion, wie in allen Sachen, zu denken, wenn auch über weniger fruchtbare Gegenstände, besser ist, als gedankenlos der Sinnlichkeit oder der Phantasie preis gegeben zu seyn: so ist doch die unaufhörliche Bemühung von Juden und Christen, den Sinn der Bücher ihrer Religion auszufinden und zu erläutern, ein Mittel und eine Veranlassung für sie geworden, ihren Scharfsinn sowohl zu üben, als die Wissenschaften überhaupt anzubauen. Wenn die Juden diese gelegentlichen Vortheile der Hermeneutik in geringerm Maaße einernteten, so war die Ursache vielleicht gerade diese: daß sie weniger Schwierigkeit dabey zu überwinden, daß sie nur ein heiliges

Buch, in einer einzigen Sprache, auszulegen hatten; daß ihnen diese Sprache gewisser Maßen als ihre Muttersprache schon bekannt war und die Sacherklärungen durch National-Uiberlieferungen geleitet und bestimmt wurden. Die Christen, mit zwey Sprachen, zwey Geschichten, zweyerley Lehrbüchern beschäftigt, — noch weniger durch gewisse allgemein autorisirte Traditionen über deren Sinn belehrt, waren noch mehr in der Nothwendigkeit, nachzuforschen oder nachzudenken. Mit dem ersten ging es langsam und anfangs schlecht, weil historische Forschungen Zeit, Vorbereitungen von andern Kenntnissen und selbst solche Erleichterungsmittel erfordern, die in dem ganzen politischen Zustande der Welt liegen. Die Christen waren also lange Zeit nur auf das letztere, das Nachdenken, eingeschränkt. Nachdenken aber über Dinge, die eigentlich eine historische Basis haben, (dergleichen Sprachen überhaupt sind und dergleichen ein grosser Theil des Inhalts des A. und N. T. insbesondre ist,) artet, wenn nicht historische Forschungen vorangegangen sind, leicht in Grübeleyen, leere Abstractionen oder schwärmerische Geheimnißsucht aus. So ging es auch mit dem Philosophiren der ersten Christen und Kirchen-Väter über die Bibel. Aber da dieses Buch bey allen Veränderungen der christlichen Staaten und Völker in Europa, diesen immer ehrwürdig blieb und die Aufmerksamkeit ihrer Gelehrten auf sich zog: so wurde endlich, nach-

dem Scharfsinn und Imagination sich an der Auslegung desselben erschöpft hatten, Kritik und Geschichtforschung zurückgerufen. Um der Bibel willen lernte man zuerst die alten Sprachen, um ihre Geschichte zu rechtfertigen, studirte man die Geschichte andrer Völker. So wurde das Studium des Alterthums eingeleitet, das dann zuletzt wieder eine neue und gesunde Philosophie, auch selbst in Absicht der h. Schrift, hervorbrachte. — Man kann mit Sicherheit behaupten, daß der ganze Gang, den die Cultur der Wissenschaften in dem neuern Europa genommen hat, ganz vorzüglich durch das Studium der Bibel und die Absicht, sie auszulegen, bestimmt worden sey. Den Wortsinn der heiligen Schriften zu erklären, dazu hat man angefangen, die Sprachen sorgfältiger zu erforschen; und in der Griechischen sowohl, als der Orientalischen Literatur ist die geistliche Literatur von der profanen vorangegangen. Die Geschichte der Bibel theils aufzuklären, theils zu bestätigen, das war die erste Absicht chronologischer und antiquarischer Untersuchungen, und die Philosophie selbst ist zuerst von Fragen ausgegangen, welche die Theologie aufgeworfen hatte.

Um die Begriffe über diesen Punct aber vollständig zu machen und die Vortheile richtig zu erkennen, welche die Christliche Religion den Völkern dadurch gebracht hat, daß sie ihnen anstatt eines Gottesdienstes, der ganz allein auf Tradition oder

Staatsgesetze gegründet war, ein Glaubens- und Sitten-System gab, welches sie aus einem Buche zu schöpfen oder zu erläutern hatten, muß man noch folgende zwey Umstände bedenken:

1) Wenn die Beschäftigung des Auslegens den menschlichen Verstand in einiger Rücksicht zu hindern, in andrer auf Abwege zu führen scheint, (besonders wenn das ausgelegte Buch theilweise dunkel ist und durchaus für göttlich gehalten wird:) so ist doch dafür diese Beschäftigung nach der Natur des Menschen und nach dem eigenthümlichen und nothwendigen Gange seiner Erziehung bey dem Einzelnen sowohl, als dem ganzen Geschlechte, dazu gemacht, die Grundlage unsrer Erkenntnisse und Verstandesbildung zu seyn. Das Kind wird durch die Worte und Reden der Aeltern unterrichtet, die es anfangs nur halb versteht, mit deren Auslegung es in der Stille sich selbst beschäftigt, und mit deren Erklärung und Entwickelung seine Lehrer ihre Lectionen anfangen. Ehe der Mensch an die Objecte selbst geht, sie zu untersuchen, gibt er sich erst ab mit den Aussprüchen seiner Vorfahren und der Erwachsenen, über die Objecte, um sie erst nachzusprechen, dann zu begreifen, endlich zu prüfen. Nur wenige Sachen ziehen ihre Aufmerksamkeit zuerst durch sich selbst auf sich, die meisten erwecken unsre Neubegierde erst, weil wir das, was wir andre darüber sagen hören oder von ihnen wörtlich lernen, verstehen wollen. Der Geist eines Kin-

des

des würde weit länger in stumpfer Unthätigkeit ruhen, und der Geist vieler Kinder nie zum Denken erwachen, wenn er nicht durch die ihnen zeitig in Worten und Redensarten mitgetheilten Gedanken der erwachsenen Menschen auf die Objecte gebracht würde, welche Aufmerksamkeit verdienen, und einsehen lernte, was sich über dieselben denken läßt. Wenn auch in diesen Worten und Redensarten vieles anfangs unverstanden bleibt: so ist es doch für ihn ein Merkzeichen, daß noch etwas darin liegt, welches andre verstanden haben und also auch für ihn zu erforschen und aufzuklären möglich ist. Und ist in der Seele selbst einige eigenthümliche Kraft, so wird früh oder spät die Wißbegierde des Menschen, selbst durch die Mangelhaftigkeit seiner ersten Erkenntnisse, von welcher er durch die unverstandnen Zeichen, die er ins Gedächtniß gefaßt hat, die Anzeige erhält, gereizt, sie zu ergänzen und zu verbessern.

Sehr viel trägt also auch unter ganzen Nationen, zur Aufklärung und zur Bildung, ein Buch bey, welches genug verehrt wird, um mit allgemeiner Aufmerksamkeit studirt zu werden. Wenn es auch weder von sehr reichhaltigem noch gemeinnützigem Inhalt wäre: so würde doch die Bemühung, jedes Wort davon zu verstehen, und von jedem Satze den Sinn, die Beziehung, den Beweis, oder die Anwendung zu finden, eine Uibung des Verstandes abgeben, dergleichen keine andre gleich nützliche

für das erste Kindesalter des menschlichen Geschlechts gefunden werden kann. So nutzten die Griechen ihren Homer. — Eine Geschichte von lauter Zweykämpfen und den Streitigkeiten einiger Heerführer schien nicht dazu gemacht, die Nation über einen großen Umfang von Materien zu belehren. Und in der That sind die Facta und einzelne Dinge, welche vom Homer beschrieben werden, großentheils geringfügig, und die allgemeinen Ideen in seinem Werke oft kindisch. Aber das unablässige Studium Homers brachte mehr Weisheit aus demselben heraus, als er je hineingelegt hatte. Die Griechen klärten sich über viele politischen, moralischen und militärischen Gegenstände auf, indem sie die Gesänge ihres verehrten Barden ins Licht setzen wollten.

Mit der Hochachtung der Bücher steigt der Ernst der Beschäftigung: und mit dem Ernste der Beschäftigung und dem Grade der darauf gewendeten Aufmerksamkeit, der Nutzen, den man für die Verstandesbildung aus ihrer Erklärung zieht. In dieser Rücksicht also müssen Bücher, denen man wirklich göttlichen Ursprung zuschrieb, in denen man jedes Wort für wichtig, und jeden Satz für eine geoffenbarte Wahrheit hielt, den Christlichen Nationen den Dienst, ihren Geist zu üben, in einem weit höhern Grade geleistet haben, als den Griechen die Homerischen Heldengedichte.

2) Dazu kömmt aber der zweyte Umstand, daß in diesen beyden Religionsbüchern der Juden und

Christen in der That so viele klare und deutliche Stellen, und in diesen Stellen so viele wichtige und nützliche Wahrheiten, so viele den Geist wirklich aufklärende Belehrungen stehen, als in keinem der alten Bücher, für welche andre Nationen, eine ähnliche Hochachtung, als wir für die Bibel hägen, gehabt haben.

Immer sind es die ältesten Urkunden, Geschichten uud Lehren, welche den ersten Platz unter allen Schriften in der Verehrung der Nationen einnehmen. Entweder sind es die ersten Strahlen des aufgehenden Genies, welche eben deßwegen in der Dunkelheit, aus der sie hervorbrechen, heller leuchten: oder es sind Schriften, die mit dem Ursprunge ihrer Sittlichkeit, ihrer Staatsverfassung und ihres Gottesdienstes zusammenhängen, und wichtig bleiben, durch die Wichtigkeit des Zeitpuncts, in welchem sie erschienen. Daher kommt es aber auch, daß gerade diese verehrtesten schriftlichen Urkunden des menschlichen Geistes nur die Uranfänge seiner Bildung darstellen, nur wenig Licht und noch viel Finsterniß enthalten, und das Gepräge des Kindesalters in Einfachheit und ungeschmückter Wahrheit, aber auch in der Unwissenheit und in thörichten Erdichtungen und Meinungen an sich tragen. — Wenn nun die Hochachtung für diese Schriften länger dauert, als derjenige Zustand des menschlichen Geistes, aus welchem die Vorstellungen derselben geschöpft waren: so entstehet freylich in den Gemü-

thern ihrer Verehrer eine Verwirrung; es entste-
hen Widersprüche, die ihrem Fortgange hinderlich
sind. Bald müssen sie durch Künsteleyen dem alten
Autor Verbesserungen neuerer Zeiten leihen, bald
sind sie in Versuchung, ihrer eignen bessern Er-
kenntniß zu entsagen, um nur ihrem Autor nicht zu
widersprechen.

Kein unparteyischer Leser der Bibel, keiner,
der die Wirkung derselben auf die Christliche Welt
bloß mit den Augen der Vernunft beleuchtet, kann
leugnen, daß diese Bemerkung in einigem Grade
auch auf sie anwendbar ist. Auch sie, obgleich zu-
sammengetragen aus Schriften verschiedner Zeital-
ter, trägt doch unleugbare Spuren der Unvoll-
kommenheit in den Ideen und in der Darstellung
derselben, diejenigen Mängel nähmlich, welche dem
Zeitalter oder dem Volke und dem Autor eigen wa-
ren, von welchem jeder ihrer Theile herstammt.
Und die Meinung, daß diese Schriften durch gött-
liche unmittelbare Eingebung verfaßt worden, in-
dem sie jene Unvollkommenheiten selbst heiligte, setzte
den menschlichen Fortschritten zu reinerer Erkennt-
niß oder zu einer lichtvollern Darstellung allerdings
Hindernisse entgegen. Aber alles dieses zugegeben,
bleibt es doch ewig wahr, daß, wenn alle Stellen,
deren Inhalt oder deren Vortrag jetzt von der prü-
fenden Vernunft nicht gebilligt wird, abgerechnet
werden, noch so viel reine und brauchbare Wahr-
heit, so viele gesunde und durch die Erfahrung er-

probte Moral, soviel Belehrung und soviel Trost auch für den vernünftigen Mann in unserm A. und N. Testament übrig bleibt: daß diejenigen Völker, welche von der Lesung und Auslegung dieser Bücher, den Cursus ihrer religiösen und moralischen Kenntnisse anfingen, natürlicher Weise weiter kommen mußten, als alle die Nationen, welche entweder gar keine Religionsurkunden, oder nur solche hatten, wie wir sie bey den übrigen Völkern, außer Christen und Juden finden. Freylich zieht das Wunderbare und das Geheimnißvolle Menschen von noch unvollkommner Geistesbildung am meisten an sich: und daher haben auch gerade diejenigen Theile der Bibel, welche sich durch die eine oder die andere dieser Eigenschaften auszeichnen, Jahrhunderte hindurch in dem Lehrgebäude und der Sittenlehre der Christen die Oberhand gehabt, über das ganz verständliche und natürliche Wahre und Gute, das jenen Wundern und Geheimnissen in der Schrift zur Seite steht. Aber unmöglich hat doch letzteres von den Auslegern und Predigern der göttlichen Schriften ganz übersehen werden können. Ein guter Same nützlicher und wahrer Ideen ist in tausend Gemüther dadurch ausgestreuet worden, der früher oder später sich entwickeln mußte, und gewiß die eignen Bestrebungen des menschlichen Geistes, Wahrheit zu finden, oder zur Klarheit seiner Begriffe zu gelangen, beschleuniget hat.

Ich will meine Gedanken über diesen Punct noch einmahl kurz zusammenfassen.

Uiber die Gedanken eines andern nachzudenken, wird dem Menschen von nicht ganz reifer oder von nicht sehr starker Vernunft leichter, als selbst über die Gegenstände nachzudenken.

Ein für göttlich gehaltnes Religionsbuch biethet zu solchen abgeleiteten Gedanken einen desto brauchbarern Gegenstand an, je mehr es wegen der Verehrung die ihm erwiesen wird, die Aufmerksamkeit an sich zieht, und den Fleiß der Menschen zur Forschung aufbiethet.

Unter allen für heilig gehaltnen Büchern, welche die Menschen auf diese Art beschäftigt haben, ist keines, welches ihre Aufmerksamkeit und ihren Fleiß durch einen so großen Schatz wirklicher Wahrheiten und nützlicher Lebensregeln belohnen könnte, als die Bibel.

Durch die Beschäftigung die Bibel auszulegen, welche den Christen durch ihre Religion zur Pflicht gemacht wurde, erhielten sie Stoff, worüber sie nachdenken, und über welchen sie sich auch ihre Gedanken mittheilen konnten, einige einleuchtenden Grundsätze, auf die sie bauten, Aufforderung zum Untersuchen, und viel Veranlassung zu wissenschaftlichen Nachforschungen.

Philosophie und Gelehrsamkeit ging bey den Christen von der Bibel, ihrer Auslegung, ihrer Rechtfertigung und ihrer Bestreitung aus. Und bey-

de, ihre Philosophie und Gelehrsamkeit, gewannen einen Vorzug über die Philosophie und Gelehrsamkeit andrer Völker, weil die Bibel ein Buch von mehreren innern Werth und Gehalt war, als die ähnlichen Religionsurkunden der letztern.

6.

Ich kehre zu den besondern theoretischen und moralischen Begriffen zurück, welche nach meiner Meinung durch diese Grund-Bücher der Christlichen Religion, und durch die Ausleger derselben unter den Menschen verbreitet worden sind.

Ich rechne zu den ersten vorzüglich den Begriff von der Schöpfung der Welt aus nichts. Die ersten Christen fanden diesen Begriff schon in der Jüdischen Synagoge, aber sie nahmen ihn zu einem der Grundsteine ihrer ganzen Theologie an, und machten ihn zum herrschenden Glaubenssatz des gesitteten Europa. Woher er, dieser dem menschlichen Verstande so schwer zu findende, und, auch nachdem er gefunden ist, so schwer zu fassende Begriff, unter die Juden kam, und warum er bey ihnen allein Wurzel gefaßt hatte, das ist, selbst nach allen darüber angestellten Untersuchungen, noch nicht völlig erklärt. Die Schriften Mosis und des ganzen A. Testaments enthalten denselben nicht so bestimmt und deutlich, daß er aus ihnen allein geschöpft zu seyn scheint. Darüber sind sie zwar ganz

entschieden, und davon fängt selbst der älteste Gesetzgeber der Juden an, daß die Welt, d. h. die Einrichtung, Ordnung und Form der Dinge, die wir sehen, in welcher und durch welche wir selbst da sind und leben, von Gott herrühre. Aber ob das Machen, das Schaffen, durch welches die Abhängigkeit des Ursprungs der Welt von dem Willen und der Handlung eines denkenden Wesens ausgedrückt wird, sich eben sowohl auf die Materie als auf ihre Form erstrecke, ob diese Wörter bloß eine Bildung des schon vorhandnen Stoffs zu bestimmten und regelmäßigen Gestalten, oder eine Hervorbringung des Stoffs selbst bezeichnen: das kann aus den Wörtern selbst, die, wie alle methaphysischen einer uralten Sprache, unbestimmter Bedeutung sind, nicht herausgebracht, und eben so wenig aus dem Zusammenhange der Schöpfungsgeschichte, oder den damit verbundnen allgemeinen Betrachtungen hergeleitet werden. Es ist auch höchst unwahrscheinlich, daß Moses selbst und seine Zeitgenossen die Frage hierüber würden haben beantworten können, weil so leicht und einleuchtend der Begriff des Entstehens auch Menschen von geringerer Cultur ist, weil sie täglich Dinge entstehen sehen, es ihnen doch ungemein schwer wird, die doppelte Art des Ursprungs, den des Seyns, und den der Bildung, von einander zu unterscheiden, weil dazu die schwer zu machende Beobachtung von der Fortdauer der Grundstoffe, nach dem Unter-

gange der sichtbaren Dinge, Thiere und Pflanzen, und die schon sehr feine Abstraction der Form von der Materie gehört. Die spätern Schriftsteller des A. Testamentes beziehen sich, wenn sie von dem Ursprunge der Welt, und ihrem Verhältnisse zu Gott reden, immer auf die Schöpfungsgeschichte Mosis, und scheinen aus ihr allein ihre Begriffe zu schöpfen. Sie bestimmen also keinen derselben, welcher jener ersten Erzählung unbestimmt war, und können allein diesen Punct der Jüdischen Dogmatik nicht aufs Reine gebracht haben, wenn er nicht schon vorher in jenen noch ältern Uiberlieferungen und Ausdrücken eingewickelt lag, und sich aus denselben, in der Folge der Zeit, von selbst herausspann.

Auf welchem Wege aber auch die Religion der Juden diesen Begriff, „daß Gott auch den Urstoff der Dinge, oder, mit andern Worten, die Dinge selbst ohne vorher daseyenden Urstoff, durch seinen Willen hervorgebracht habe" — bekommen haben mag: so ist doch so viel gewiß, daß er ihr eigenthümlich war. Die Philosophie der Griechen hat sich nach und nach, durch Nachdenken über die Natur, den Jüdischen Religionsbegriffen in allen andern Puncten sehr genähert. Sie hat einen Einigen Gott, den Ursprung der Welt, durch absichtliches Wirken desselben, die Regierung desselben über die Schicksale, und die Oberherrschaft desselben über die Handlungen des Menschen, mit den

Weisen unter den Juden fast auf gleiche Weise gelehrt. Aber die Erschaffung des Stoffs aus nichts, durch den bloßen Willen des einzigen, ewig vorhandnen Wesens, das Gott heißt, hat sie nie unter ihre Lehrsätze aufgenommen, und zum Theil fest und bestimmt verworfen. Die einen haben Begriffe von Schöpfung und Bildung immerfort in dem Dunkel gelassen, in welchem sie in den ältesten Urkunden der Juden sind; dahingegen sie sich, bey diesem Volke, zu einer bestimmten Behauptung des erstern Begriffs geläutert haben. Die andere Partey der griechischen Weltweisen, welche den Unterschied jener beyden Vorstellungen deutlich erkeunt, nimmt die der Christlichen und Jüdischen Lehre entgegengesetzte Behauptung an, indem sie eine ewige Materie dem geistigen auch ewigen Wesen, welches daraus die Welt hervorbringt, an die Seite setzt.

Ob die Juden selbst schon die Wichtigkeit dieses ihnen eigenen Begriffs einsahen; und bey ihren Proselyten die Annahme desselben zu einer Bedingung des Uibertritts zur mosaischen Religion machten, ist mir nicht völlig deutlich. Aber gewiß machten die Christlichen Lehrer daraus einen Grundpfeiler ihrer Religion und Theologie; sie erkannten deutlich den Abstand, welchen dieses Dogma zwischen der Philosophie der Griechen über Gott und dem Glauben der Christen an denselben verursachte; sie setzten einen großen Vorzug ihrer Lehre darein, auf diese Weise den Gott, welchen

sie anbetheten, über alle Wesen, welchen die Menschen bisher einen gleichen Nahmen beygelegt hatten, erhöht, und dadurch die Verehrung desselben, die Pflicht des Gehorsams gegen ihn, und das Vertrauen auf seine Fürsorge fester gegründet zu haben. Bis in unsre Tage hat sich die natürliche Theologie Christlicher Philosophen hauptsächlich in diesem Puncte, von der Vernunft-Religion der alten Weisen unterschieden.

Lange Zeit ist dieser aus der Schrift und dem Christenthume in die Philosophie übergegangne Begriff unbestritten geblieben, da schon viele andre, sonst fest geglaubte Sätze des erstern bestritten worden waren. Erst in den letzten Jahrhunderten haben sich bey fortgehenden Untersuchungen dieselben Schwierigkeiten hervorgethan, welche die Denker in den frühern Perioden der Cultur, abgehalten hatten, jenen Lehrsatz aufzunehmen. Er ist jetzt einer von den Steinen des Anstoßes, wo die Vernunft selbst eben so sehr in Verlegenheit geräth, wenn sie ihn, um der Schwierigkeiten willen, die ihn umgeben, verwerfen will, als wenn sie ihn durch Gründe zu vertheidigen sucht.

Unterdessen, wenn man den festen Glauben an denselben, so wie er viele Jahrhunderte hindurch unter den Christlichen Völkern und ihren Weltweisen bestanden hat, voraussetzt, und nun nur nach den Folgen fragt, welche dieser Glaube auf das übrige System der Kenntnisse oder der Sitten na-

türlicher Weise geäußert habe: so dünkt mich, ergeben sich folgende Bemerkungen.

Je unvollkommner und eingeschränkter die Götter sind, welche die Menschen verehren: desto unnützer ist die Religion, oder desto verderblicher; — unnütz, wenn vermöge solcher Begriffe der Einfluß dieser Wesen auf die Welt, auf die Schicksale der Menschen, und besonders auf ihre moralische Glückseligkeit vernichtet wird; verderblich, wenn dadurch entweder Muster der Unsittlichkeit, oder Gegenstände eines abergläubischen und kleinlichen Dienstes der Menschen aufgestellt werden. Eingeschränkte und kleine Geister kann man auch durch kleine und geringfüge Handlungen verehren und bewegen; leidenschaftliche und böse kann man nicht, durch Handlungen, die ihrem Charakter ähnlich sind, erzürnen.

Um dieser Ursache willen war die Lehre von einem einzigen Gotte, dem Urheber und Regierer der ganzen Welt, auch für die Moralität der Menschen so wichtig. Sie bekamen dadurch zum ersten Mahle einen Gegenstand der Verehrung, welcher der Verehrung würdig war, weil er Werkmeister des größten und vortrefflichsten Werks war; einen Gesetzgeber, der in der Ordnung der Natur, welche er festgesetzt, moralische Gebothe den Menschen gegeben, und Macht hatte, seine Gebothe aufrecht zu erhalten; einen Oberherrn, der keiner menschlichen Gaben und Opfer bedurfte, und des-

sen Gunst also nicht anders, als durch Gehorsam und durch Nachahmung seiner Vollkommenheiten, zu erhalten seyn konnte.

Diese Eigenschaften der Macht, der Unabhängigkeit, und der Größe, durch welche das unsichtbare Wesen, Gott, in den Augen seiner Anbether erhoben werden mußte, wenn der Glaube an ihn, und der ihm zu leistende Dienst diese Anbether hinwiederum veredeln oder in Schranken halten sollte, wurden durch die Lehre von der Schöpfung aus Nichts noch um einen merklichen Grad erhöht, wurden in ihrem ganzen Umfange befestiget, und gegen alle Zweifel gesichert. Auf diese Weise wurde erstlich Gott eine Kraft zugeschrieben, die er mit keinem andern Wesen theilte. Wir finden mehrere Kräfte in der Natur, geistige und mechanische, welche neue Körper, auch von regelmäßigen Gestalten, aus vorhandnem Urstoffe bilden können: aber keine, die ein neues Element hervorbringen könnte. Zweytens wurde auf diese Weise die Welt von Gott durchaus und vollkommen abhängig: da hingegen in dem Systeme einer von Gott bloß geschehenen Bildung der präexistirenden Materie, die Eigenschaften dieser letztern einen nothwendigen Einfluß über die Beschaffenheit des hervorgebrachten Werkes behalten. Dadurch wurde die Herrschaft Gottes auch über den Menschen und seine Schicksale unumschränkter. Das, was aus den Dingen und Menschen zuletzt werden soll, kann von nichts

abhängen als von dem Wesen, das durch seinen Willen die einzige Ursache ist, daß irgend etwas existirt. Seinen Absichten kann kein Hinderniß sich widersetzen, da außer ihm keine Kraft vorhanden ist, welche nicht bloß eine Folge seiner absichtlichen Schöpfung wäre.

Wenn es nach diesem Systeme schwerer wurde, das Uibel in der Welt zu erklären; so wurde es, wenn jenes System völlig fest stand, desto gewisser, daß diese Uibel nur scheinbar seyn müssen, und daß ein andrer Zustand vorhanden sey, in welchem sich das Räthsel eines unvollkommen scheinenden Products eines vollkommnen und uneingeschränkten Urhebers, auflöse. —

In allen Systemen des Deismus muß man die Welt, welche da ist, für die beste halten. Aber nach dem Systeme derjenigen, die Gott und die Materie zu zwey unabhängigen Principien machen, ist es nur die möglich beste Welt nach Beschaffenheit des Urstoffs, aus welchem die höchste Weisheit und Güte den Bau derselben aufführte. Nach dem Systeme derjenigen, welche Gott für das einzige Principium erkennen, ist es die absolut beste, weil sie durch keine andre Ursache, in ihrer ersten Form und in aller ihren Veränderungen, bestimmt wird, als durch das Ideal der Vollkommenheit, welches in dem göttlichen Verstande vorhanden war, und durch die höchste Güte, welche seinen Willen belebte.

Dadurch wird also der Trost, welchen der Glaube an einen Gott dem Unglücklichen gibt, viel größer und das Vertrauen fester, welches der gute Mensch auf seine Regierung haben kann. Denn wie weiß derjenige, welcher, außer der Macht Gottes, die sich durch Handlungen des besten Willens, nach der größten Einsicht, wirksam erweiset, noch materielle Kräfte annimmt, die blind und absichtlos wirken: — woher weiß er, wie weit der Einfluß der letztern jene Macht einschränken und jene Absichten stören könne? Woher weiß er, wenn er unglücklich ist, daß sein Unglück vielleicht nicht für die Kraft des höchsten Wesens selbst zu schwer und zu tief eingewurzelt, — daß es nicht dergestalt in der Beschaffenheit seines eigenen Urstoffs oder der Elemente aller Dinge gegründet sey, daß Gott selbst seine wohlthätigen Absichten, zu helfen, nicht durchsetzen könne? Wie läßt sich das, was von Gott und was von den Mängeln der Materie herkömmt, in den Einrichtungen der Welt unterscheiden? Und mit welcher Sicherheit läßt sich also von der Zukunft vermuthen, daß sie besser, als das Gegenwärtige seyn werde?

Ohne mich hier in eine Untersuchung über die Lehre von der Schöpfung aus Nichts und über ihre Gründe und die Schwierigkeiten, welche ihr ankleben, einzulassen, kann ich doch mit Sicherheit annehmen, daß der moralische Einfluß der Ideen von Gott auf die Gemüther der Menschen, zur

Verpflichtung derselben und zu ihrem Troste, durch die Christliche Religion, eben vermöge dieses ihr eigenthümlichen und von ihr zuerst ausgebreiteten Lehrsatzes von der Erschafung der Welt aus Nichts, ausnehmend vermehrt und in mehr als einer Absicht nützlicher gemacht worden sey. Das ganze System bekam allerdings dadurch einen bessern Zusammenhang, und alle Zweifel wurden niedergeschlagen. Das Materielle, welches, bey Voraussetzung zweyer Urwesen, in einem beständigen Streite von ungewisser Entscheidung mit dem Geistigen ist, wurde in der Theologie der Christen diesem gänzlich und durchaus untergeordnet. Die Allmacht Gottes wurde ganz unumschränkt. Die moralischen Gesetze also, welche von ihr aufrecht erhalten werden, bekamen eine noch ehrenvollere Sanction; die Hoffnungen des Tugendhaften, die auf sie gebaut werden, eine sichrere Gewährleistung. Der Gottesdienst selbst wurde vom Aberglauben mehr gereinigt, je mehr Gott über alle Geschöpfe erhöht und von aller Aehnlichkeit mit menschlichen Oberherrn entfernt wurde.

In der That finden wir auch, daß nie die Religion auf das menschliche Gemüth so stark gewirkt und so viele Menschen in ihrem ganzen Leben regiert und belebt hat, als seit der Zeit der Erscheinung des Christenthums. Religiöse Tugend, oder Tugend auf Religion gegründet ist das Eigenthum der Christen gewesen. Wenn daraus nicht immer

wahre

wahre Tugend entstand; wenn in Absicht des Gottesdienstes und der Moral der Kirche, aus der Idee des Weltschöpfers jene Verbesserung, deren ich gedacht habe, nicht entstand, oder bald wieder gestört wurde: so geschah es, weil mehr Ursachen zugleich auf die Ausbildung der Theorie und der Praxis bey den Christen wirkten; — so geschah es, weil man neben jenem höchsten Gotte, dem Schöpfer aller Dinge, bald wieder andere geringere Wesen zur Verehrung aufstellte, die also auch wieder einen geringfügigern und aus mehr kleinen Uibungen zusammengesetzten Dienst erforderten. Aber auf alle diejenigen unter den Christen, welche jene Grund-Idee lebhaft gefaßt und ihr Fest angehangen haben, hat sie auch den Einfluß über ihr Gemüth geäußert, welchen ich angezeiget habe. Und sie hat sich, obgleich vermischt mit neuen weit unedlern und schädlichern Zusätzen, doch in dem Lehrbegriffe der Christen erhalten, bis auf die Zeiten, wo sie eine mehr gebildete Vernunft vorfand und alsdann eine Veranlassung zu einer neuen Reinigung der Religion und zur Anerkennung und Unterscheidung der Mißbräuche, von dem ursprünglichen Christenthume wurde.

7.

Es ist eine gemeine Meinung, daß die Christliche Religion zuerst den Begriff von Gott, als einem Vater der Menschen, ausgebreitet habe, da

er zuvor nur als ein furchtbares Wesen angesehen worden sey. Dieser Meinung kann ich nicht ohne Einschränkung beytreten. Ich finde, daß selbst in den Volks-Religionen der Heyden die Gesänge der Dankbarkeit, die Lobpreisungen für empfangene Wohlthaten, und also die Erinnerungen an die Güte der Götter, einen großen Theil der gottesdienstlichen Uibungen ausmachten. Zwar kamen bey so vielen menschlichen Göttern, unter welchen die Aufsicht über die menschlichen Angelegenheiten einzeln vertheilt war, nicht nur einige Gottheiten vor, deren Wesen durch übelartige Leidenschaften bestimmt war, welche sie den Menschen furchtbar machten, sondern auch unter den Handlungen aller Güter kamen solche vor, wo sie nur eine zerstörende Herrschsucht gezeigt hatten. Aber die höchsten Götter, die Gegenstände der allgemeinen Verehrung, wurden doch vornehmlich als die Geber des Guten und die Freunde der Menschen angesehen. Die Direction der wohlthätigsten Naturerscheinungen oder die Anleitung der Menschen zu den ihnen nützlichsten Künsten und Kenntnissen wurde ihnen zugeschrieben. Betrachten wir ferner die Religion, wie sie sich durch die Vernunft einiger Weisen des heidnischen Alterthums ausgebildet hatte: so finden wir noch weniger von Furcht und noch mehr von Liebe und Vertrauen in der Empfindung, welche diese Religion einflößte. Die Natur der Sache und der Vernunft erlaubt es nicht anders, als daß der Begriff

des Guten und des Urhebers alles Guten bey der philosophischen Vorstellung von Gott zum Grunde liege. Selbst der Nahme Vater, der diese erfreulichen Verhältnisse der Menschen zu einem geistigen Urheber der Welt, unter einem der Phantasie bekannten und angenehmen Bilde zusammenfaßt, ist sowohl von den Anbethern der Götter in den Tempeln, als von den speculativen Verehrern einer höchsten Gottheit, auf den Gegenstand ihrer Verehrung angewandt worden.

Was die Vorstellungen der Juden betrifft, so waren sie in Absicht der Natur Gottes denen, welche die Christlichen Lehrer ausbreiteten, vollkommen gleichförmig. Sie schlossen zwar die Heyden von derjenigen Gnade Gottes aus, welche sie nur für sie bestimmt glaubten: aber ihre eigne Religion war ganz auf Gnade und Wohlthaten, die sie von Gott empfangen hatten, und auf solche, die sie von ihm erwarteten, gegründet. Ihnen konnte der Gedanke von Gott unmöglich mehr furchtbar als erfreulich seyn, da sie sich für sein eigenthümliches Volk ansahen, mit dessen Erhaltung und Wohlergehn er von Anbeginn an beschäftigt gewesen wäre.

Die Religionsfeyerlichkeiten der Griechen und Römer hatten größtentheils den Charakter des Fröhlichen und waren mit gesellschaftlichen Vergnügungen, mit Gastmählern, Tanz und Musik verbunden. Ein ähnlicher Geist herrschte in vielen Anordnungen des Mosaischen Ceremonial-Gesetzes. Dieß

alles beweiset, daß die Menschen auch vor der Einführung der Christlichen Religion den Gedanken an Gott oder Götter mit den Empfindungen von Freude und guter Hoffnung verknüpft, und also im Ganzen wenigstens, diesen höhern Wesen mehr Liebe zu den Menschen und Wohlthätigkeit, als Zorn und rächenden Eifer, zugeschrieben haben.

Diesen Thatsachen, welche die von den Theologen der vorchristlichen Welt zugeschriebene Furcht vor der Gottheit, (eine Furcht, die nach ihrer Meinung durch das Evangelium zuerst in Zutrauen verwandelt worden sey,) zu widerlegen scheinen, stehen einige andre Thatsachen aus der Religions-Geschichte des heydnischen Alterthums und einige Begriffe aus der Dogmatik desselben entgegen.

Erstlich gab es gewisse Arten des Gottesdienstes, deren Gebräuche dazu gemacht waren, Furcht auszudrücken oder Furcht einzuflößen. Die meisten derer, welche den unterirdischen Göttern gewidmet waren, gehörten zu dieser Gattung. Es gab ferner Götter, deren Priester sich an ihren Festen zerfleischen und martern, oder sich ihnen zu Ehren verstümmeln mußten. *) Endlich, was waren die

*) Es gibt eine merkwürdige Stelle des Dionys. Halic. II. 19., wo er die Römer lobt, daß sie in keinem ihrer gottesdienstlichen Feste Trauerkleider anlegten und ein Klaggeschrey erhoben, wie die Griechen bey den der Proserpina geweihten Festen. ἑορτὴ δὲ πας' αυτοις ἐδεμία μελανείμων "η

Opferungen der Thiere überhaupt anders, als Bekenntniſſe, daß die Menſchen Urſache haben, Tod und Untergang von den Göttern zu befürchten, wenn ſie nicht ihrem eignen ſchuldvollen Haupte ein unſchuldiges unterſchieben, an welchem die Gerechtigkeit derſelben ſich genugthun oder ihre Rache ſättigen könne.

Der Gottesdienſt der Alten war in zwey Hauptzweige getheilt; in Dank und Verſöhnung. Bitten waren gemeiniglich mit dem letztern verbunden, weil man nicht eher glaubte, von den Göttern etwas erhalten zu können, bis ihr Zorn geſtillt wäre. So wie alle Feſte des Dankes Freudenfeſte waren, ſo waren die Verſöhnungsfeſte Feſte des Trauerns und alle ihre Gebräuche Ausdrücke der Bangigkeit. Das, was nähmlich Gott dem Menſchen zu allen Zeiten furchtbar gemacht, iſt der Gedanke an ſeine Ver-

πένθιμος ἄγεται, κοπετὸς ἔχουσα καὶ θρῆνος γυναικῶν ἐπὶ θεοῖς ἀφανιζομένοις, ὥσπερ Ἕλλησιν ἐπιτελεῖται, περί τε Περσεφόνης ἁρπαγὴν καὶ τὰ Διονύσου πάθη. ὃ δ' ἂν ἴδοι τις παρ' αὐτοῖς, ὁ θεοφορήσεις, ὁ κορυβαντιασμὸς, ὁ κ ἀγερμὸς, ὁ βακχείας καὶ τελετὰς ἀποῤῥήτους, ὁ διαπαννυχιασμὸς ἐν ἱεροῖς ἀνδρῶν σὺν γυναιξὶν &c. Daß aber Furcht und Bangigkeit vor dem Unſichtbaren ſchon dem Dionyſius ein natürliches Uibel des Menſchen zu ſeyn ſchien, ergibt ſich aus der gleich folgenden Stelle, wo er die Griechiſchen Mythen dadurch entſchuldigt, als: ταραχὰς ἐξαιρέμενοι ψυχῆς καὶ δείματα.

gehungen, wenn er dieselben als Beleidigungen der Gottheit angesehen hat, und wenn er sowohl über die Größe des Zorns, als über die Art der ihm bevorstehenden Strafe und über die Möglichkeit oder die Mittel, beyde abzuwenden, zweifelhaft gewesen ist.

Je mehr man glaubte, unmittelbar auf die Götter wirken und sie beleidigen zu können; je mehr es solcher Beleidigungen gab, die man unwissend und unbemerkt begehen konnte, weil das Mißfallen der Götter an kleinen Handlungen hing oder selbst an solchen, die man nicht genau kannte; und je mehr menschliche Leidenschaft man den Göttern zuschrieb: desto größer mußte die Furcht ihrer Anbether seyn.

Diesen Ursachen der Furcht vor Gott wirkte die Christliche Religion auf mehr als eine Art entgegen. In ihrer ersten Reinigkeit schaffte sie nur Gebräuche ab und führte keine neuen ein. Sie gab wenigstens keinen Gebräuchen eine solche Wichtigkeit, daß sie unmittelbar auf Gott wirkten, — durch sich selbst die Gnade Gottes gewännen oder seinen Zorn erregten. Die moralischen Versündigungen wurden von ihr als der eigentliche und einzige Grund des Zorns Gottes über die Menschen und seiner strafenden Strenge vorgestellt. — Dadurch wurde also die Aengstlichkeit aufgehoben, die mit einem ceremonienvollen, von Gott unmittelbar gebothnen, von ihm strenge geforderten Cul-

tus verbunden war, mit einem Gottesdienste, in dessen Gesetzen man so leicht etwas versehen konnte und bey welchem jede kleine Unachtsamkeit von so schrecklichen Folgen war.

8.

Die Idee vom Zorn Gottes und von der Nothwendigkeit, ihn zu versöhnen, wurde durch das Christenthum nicht völlig aufgehoben. Aber an die Stelle der Opferungen und Gebräuche, welche die Versöhnung unter Juden und Heyden zur Absicht hatten, trat im Christenthum ein einziges, einmahl für allemahl vollendetes Opfer, dessen Kraft und Wirksamkeit nur der Sünder durch gewisse Bedingungen von seiner Seite auf sich leiten mußte. Von diesen Bedingungen werden wir bald insbesondere reden.

Ich will jetzt nicht dessen gedenken, daß, wenn die Vernunft die Idee einmahl vertragen kann, daß Gott versöhnt werden müsse, (und sie vertrug sich bey den Menschen nicht nur bis auf diese letzten Jahrhunderte mit dieser Idee, sondern sie entwickelte sie auch aus dem Vorrath ihrer Principien so natürlich und nothwendig, daß keine im menschlichen Geschlechte allgemeiner herrschte und länger dauerte,) es doch ihr und den reinen Begriffen von Gott mehr gemäß sey, das freywillige Leiden und Sterben eines vollkommnen Menschen für ein solches Gott versöhnendes Opfer anzusehen, als die

Marter oder den Tod der Thiere. Ich will hier nur des Umstandes erwähnen, daß der Versöhnungs-Actus nun nicht mehr vom Menschen selbst geschah, sondern durch einen andern schon vollgiltig geschehen war. — In der Darbringung der Versöhnopfer, in allen Handlungen, welche die Jüdische und Heydnische Religion zur Entsündigung vorschrieb, konnten Fehler vorgehn und Mängel vorhanden seyn, welche die Absicht des Ganzen vereitelten. — Diese Furcht war im Christenthume gehoben. Gott selbst hatte das Versöhnungsopfer Christi veranstaltet; dieses war vollendet und von ihm genehmigt worden.

Es ist überdieß wahr, daß die Vorstellung: Gott mache selbst die Anstalt, durch welche er versöhnt werde, zwar eine neue Seite den Widersprüchen und Zweifeln darbiethet; aber da, wo sie mit Glauben und Uiberzeugung angenommen wird, gewiß einen neuen und starken Grund der Beruhigung gibt.

Es ist wahr, wenn versöhnen so viel heißt, als den Unwillen eines Andern gegen uns aufheben und ihm wieder ein Wohlwollen gegen uns beybringen derjenige eigentlich schon versöhnt sey, der selbst Anstalten macht, daß er versöhnt werde. Und in diesem Falle scheinen solche Anstalten unnöthig. Die Christliche Lehre, so wie sie sich wenigstens bald, auch unter den ersten Christen, ausbildete, geräth dadurch in einen Widerspruch mit sich selbst, indem sie den reinen Begriff von der höchsten Güte mit

dem durch Tradition aus der Jüdischen in sie übergegangenen Glauben an die Nothwendigkeit eines Versöhnopfers vereinigen wollte. Um jene Güte zu erhöhn, ließ sie Gott selbst für das Opfer sorgen, welches ihm für die Sünden des menschlichen Geschlechts dargebracht werden sollte. Dieses Opfer wird vorgestellt, als die Gott theuerste, von ihm geliebteste Person, (welchen Begriff man auch mit dem Worte Sohn Gottes verbinden mag,) — und an sich als eines der vollkommensten und liebenswürdigsten Wesen. — Aber so hatte ja Gott schon alle die Gesinnungen des höchsten Wohlwollens gegen die sündigen Menschen, welche ihm durch das Sühnopfer beygebracht werden sollten. Indem er beschloß, seinen Sohn dahin zu geben zur Vergebung der Sünden: so war ja schon alles bewirkt, um deßwillen er seinen Sohn hingab, d. h. seine Liebe gegen die Menschen war in ihrer vollen Wirksamkeit, sein Rathschluß war schon gefaßt, die Menschen nicht unglücklich zu machen. Also die Aenderung in seinen Gesinnungen, die allein durch das Wort Versöhnung ausgedrückt werden kann, war schon vorgegangen. Mit einem Worte, Niemand scheint im eigentlichen Verstande andre mit sich selbst versöhnen oder Anstalten zu seiner eignen Aussöhnung machen zu können. Ein König, ein Herr, ein Vater kann Ursache haben, seinen guten Willen, sein völlig besänftigtes und liebreiches Gemüth vor seinen Unterthanen, Knechten und Kindern zu ver-

bergen. In diesem Falle kann jeder von diesen, auf eine verstellte Weise, selbst die Veranlassung zu solchen Handlungen von Seiten der Strafbaren geben, auf welcher er erst die Erklärung seiner Aussöhnung, die Versicherung seiner Huld folgen lassen will. Aber nimmermehr kann er wirklich durch diese von ihm selbst veranlaßten Handlungen oder Vorgänge das versöhnte Gemüth erhalten.

Doch, die Erfahrung hat durch Jahrtausende gelehrt, daß Menschen sich diesen anscheinenden Widerspruch verbergen können, und daß sie diesen Glauben an ein nothwendiges Versöhnopfer mit dem Glauben, daß Gott selbst dieses Opfer veranstaltet habe, zusammenzureimen wußten. Und in dieser Uiberzeugung kann in der That die Versöhnungslehre dem Gemüthe einen ausnehmend starken Eindruck von der göttlichen Gnade geben und also das Zutrauen und die Freudigkeit vermehren, welches von diesem Eindrucke abhängt. Daß Gott seinen eingebohrnen Sohn dahin gab für die Menschen, ist die geläufigste Vorstellung des Christenthums, durch welches es seinen Schülern den Reichthum und die Größe der göttlichen Güte begreiflich machte. Keine ältere Religion, bey welcher von Versöhnung die Rede war, hatte so viel Großes, Edles und Geistiges mit diesen Mitteln der Versöhnung zu verknüpfen gewußt. In dieser Lehre war der Sitz des Aberglaubens gewesen, theils, weil man dabey körperlichen Handlungen und sinnlichen Veränderungen

einen unmittelbaren Einfluß auf Götter und Geister zuschrieb, — es war in der That eine Art von Magie, wenn vom Schlachten eines Thiers, von gewissen genau bestimmten Gebräuchen die Denkungs- und Gesinnungs-Art einer Gottheit abhängen sollte; — theils, weil hierbey dem Betruge und der Schwärmerey freyer Spielraum gegeben war, denn die Bestimmung der Handlungen, durch welche Gott überhaupt und jede Gottheit insbesondre versöhnt werden soll, kann, da sie von der Vernunft nicht an die Hand gegeben wird, bloß von der Imagination, dem Zufalle oder absichtlicher Faction ihren Ursprung nehmen. — Diesem Uibel war gesteuert, wo die Menschen nur an ein Opfer glaubten, nicht mehr selbst ein Opfrr darbrachten. Und da dieses Opfer der ersten Christen eine unschüldige vollkommen gute Person war, deren freywillige Uibernahme des Opfertodes Großmuth, und deren übriges Leben Gehorsam gegen alle Gebothe der Tugend war: so war doch der Einfluß dieses Opfers auf die Gesinnungen Gottes moralisch, nicht magisch. Der vernünftige und tugendhafte Christ sah wenigstens, daß Gott an Tugend, an Standhaftigkeit im Leiden, an Wohlthun, und an großmüthiger Aufopferung für Andre Wohlgefallen habe, weil er um eines einzelnen ausnehmenden Tugend-Beyspiels willen, dem ganzen menschlichen Geschlechte seine Vergehungen vergab.

Uiberhaupt sind die Wirkungen gewisser Lehren und Meinungen auf die menschlichen Gemüther nicht zu beurtheilen, nach dem Urtheile, welches die denkende Vernunft des Philosophen über diese Lehren fällt, oder nach den Folgerungen, welche diese daraus herleitet. Es gibt deren, die zur Besserung vieler tausend Menschen in gewissen Perioden beygetragen haben, ob sie gleich bey einer genauen Zergliederung, (welche aber diese Menschen niemahls angestellt haben,) der Moralität sehr gefährlich scheinen können. Andre haben Menschen im Leben und Sterben Trost gegeben, die bey gründlicherer Untersuchung ihr Tröstliches einem ganz andern Princip zu danken haben, welches aber von eben diesen Menschen wenig geachtet wurde. Solche Lehren haben in dem Erziehungsplane des menschlichen Geschlechts ihre bestimmten Perioden, wo sie Gutes stiften: und die Vorsehung hat dafür gesorgt, daß der Glaube an sie nicht länger dauert, als die Umstände dauern, unter welchen sie nutzen können.

Unter diese Lehren aber, deren wirklicher historisch bewiesener Einfluß auf die menschlichen Gemüther in großen Zeitperioden, von den Voraussetzungen, die wir jetzt bey allgemeiner Betrachtung derselben, nach unsern Begriffen, in Absicht ihrer wahrscheinlichen Folgen, zu machen geneigt sind, ganz verschieden gewesen ist, gehört auch unstreitig die Lehre von dem Versöhnungs-Tode Jesu, eine Lehre, die nach meinem Urtheile in den Schriften des N. T. unverkennbar enthalten ist, und gewiß wenigstens einen Theil des Christlichen Systems von den ältesten Zeiten an ausgemacht hat.

Uiber einen Satz

aus der

Ethik des Spinoza.

Ein Fragment.

Der Nahme des Spinoza ist in vieler Menschen Munde. Wenige kennen ihn und seine Schriften. Und so wie seltsame Meinungen immer mehr Aufsehn machen, als nützliche Lehren: so gründet sich auch unter denen, welche ihn kennen, sein Ruf, bis auf den heutigen Tag, mehr auf seine Metaphisik, die gewiß niemand, den Urheber selbst nicht ausgenommen, völlig verstanden hat, als auf seine Moral, in welcher tiefgedachte, verständliche und praktisch-brauchbare Wahrheiten vorkommen. Ungeachtet er auch diese letztere aus seiner Metaphysik herzuleiten glaubt, so hat er sie doch gewiß durch Beobachtung gefunden. Sein Geist war der Geist eines wahren Philosophen: seine Methode war zuweilen die Methode eines Sophisten. Er dringt daher in die Natur der Dinge und des Menschen wirklich tief ein. Aber er will diese Erfindungen niemahls seinen Scharfblicke, sondern immer seinem Systeme zu danken haben. Auch dazu hat er Witz und Erfindungskraft genug, um irgend eine Verbindung zwischen den wahren Sätzen, die ihn seine Erfahrung gelehrt hat, und zwischen den Hirngespinsten seiner Speculation herauszukünsteln. Aber

dieser glückliche Erfolg verführt ihn. Er wendet eben die Methode, die, wie er glaubt, ihn auf so evident richtige Sätze in der Seelenlehre und Moral gebracht hat, auf Gegenstände an, wo keine Erfahrung ihm mehr vorleuchtet: und er verliert sich alsdann in dunkle und in mancher Rücksicht schädliche und trostlose Hirngespinste.

Einige dieser seiner moralischen Lehrsätze habe ich durch meine eigne Erfahrung so bestätigt gefunden, und sie haben mir in gewissen Fällen zu einem so guten Leitfaden meiner eignen Aufführung gedient, daß ich sowohl glaube, zur Aufklärung derselben hinlänglich vorbereitet zu seyn, als auch durch dieselbe etwas Gutes stiften zu können.

Einer dieser Sätze lautet bey ihm*) so: „Wenn wir von einem Affecte die Idee der äußern Ursache trennen, und ihn mit andern Gedanken verknüpfen können: so wird dadurch Liebe oder Haß gegen die äußre Ursache, und dadurch ein Theil des Affects selbst aufgehoben.

Fol-

*) *Ethices Spinozae pars V. de Libertate humana Prop. II.* Si animi commotionem s. affectum a caussae externae cogitatione amoveamus, et aliis jungamus cogitationibus; tum amor seu odium erga caussam externam, ut et animi fluctuationes, quae ex his affectibus oriuntur, destruentur.

Folgende Betrachtungen sind dazu bestimmt, den Sinn und die praktische Anwendbarkeit dieses Ausspruchs ins Licht zu setzen.

Wenn wir wissen wollen, was die Geduld befördert, so müssen wir Achtung geben, wie sich der Ungeduldige beträgt. — Wir sehn ihn immer zugleich unwillig: er läßt nicht bloß die Ausdrücke des Schmerzes sondern auch des Zorns von sich hören. Der ungeduldige Kranke wird auf seine Wärter und Freunde leicht böse. Wen lange Weile, ausbleibende Erwartungen, oder zu lang anhaltende Beschwerden in hohem Grade ungeduldig machen, der kann sich nur mit Mühe des Scheltens und der Schimpfworte enthalten, selbst, wenn er nicht einmahl recht weiß, auf wem er schimpfen und wen er schelten soll. Die Bemerkung ist alt, daß Kranke ungeduldig werden, wenn sie zu genesen anfangen. Aber eine von den Ursachen dieser Erscheinung ist vielleicht weniger bemerkt worden; — daß der genesende Kranke den Arzt und die ihm umgebenden Freunde mehr, als der gefährlich Kranke, anklagt. So lange er viel litt, war er mit jedermann zufrieden, weil er überzeugt war, daß kein Mensch Urheber seines Uibels sey. Da er besser zu werden anfängt, so fängt er auch an zu glauben, daß ihm von seinem Arzte noch schneller geholfen werden, und daß er von seinen Freunden noch mehr geschont werden könne, und die Vorwür-

se, die er ihnen insgemein macht, vermehren die unangenehmen Empfindungen der Krankheit.

Also nicht immer das größte Uibel erregt die größte Leidenschaft: und wer, von dem wirklichen Schmerze den Unwillen darüber, und, von dem Unangenehmen in der Empfindung das Zornartige trennen kann, hat schon viel zur gelassenern Ertragung des Uibels gethan.

Doch was in Glücks- oder Unglücks-Fällen, die, wie Gesundheit und Krankheit, ganz vom Schicksale, von der Beschaffenheit des Körpers, oder den äußern Umständen abhängen, für moralische Ursachen des Vergnügens und Mißvergnügens zu den bloß physischen hinzukommen, ist schwer mit Gewißheit auszumachen. Aber diese Erfahrung ist deutlich, daß, wenn angenehme Ereignisse von dem Betragen andrer Menschen gegen uns herrühren, oder wenn sie aus dem entstehn, was wir selbst gethan, oder unterlassen haben, die erstern uns ein weit süßeres Vergnügen gewähren, die andern uns mit einem viel schärfern Stachel verwunden, als wenn wir die Urheber derselben nicht kennten, oder wenn deren Ursachen in dem allgemeinen Laufe der Natur verborgen wären.

Ich rede nicht bloß von Beleidigungen oder Wohlthaten, die uns von einzelnen Personen widerfahren, sondern auch von dem angenehmen oder unangenehmen Zustande, in den uns die Meinungen,

Gesinnungen und das Betragen der ganzen Gesellschaft, in der wir leben, versetzen.

Woher kömmt es, daß weit weniger Menschen sich, wegen einer schmerzhaften und unheilbaren Krankheit, die doch zu den größten Uibeln des menschlichen Lebens gehört, selbst entleibt haben, als wegen einer fehlgeschlagnen Liebe, einer ihnen von einem Fürsten, oder einer über sie erhabnen Person angethanen Kränkung? Warum kann ein Zustand, der ganz erträglich ist, worin aber sich der Mensch unterdrückt und verachtet glaubt, so große Stürme, in der bürgerlichen Gesellschaft sowohl, als bey einzelnen Personen, erregen, und bey beyden so großen Anstrengungen hervorbringen, um sich aus einem solchen Zustande zu reißen? Sind die Menschen in den vereinigten Colonien jetzt viel glücklicher, als sie es ehedem unter dem Scepter von England waren? Es ist wenigstens zweifelhaft. Aber sie sind ruhig, weil sie die Uibel, die sie jetzt leiden, oder die Hindernisse, die sich der Ausbreitung ihres Wohlstandes widersetzen, der Nothwendigkeit zuschreiben; und sie waren wüthend, zur Zeit als sie sie den Menschen zuschrieben.

Ruhe und Einsamkeit ist für manchen Menschen vielleicht nach seiner Leibesbeschaffenheit und nach den Anlagen seiner Seele der wünschenswürdigste Zustand. Er ist vielleicht, entfernt vom Geräusche, am heitersten und am meisten aufgelegt, seiner selbst zu genießen. Er wird daher auf dem

Lande, oder in einer einsamen Stadt, wohin er sich aus Wahl begeben hat, oder durch den Zufall versetzt worden ist, diese Entfernung von der Welt lieben, und sie als einen Zustand der Freyheit und eines ungestörten Selbstgenusses betrachten können. Und eben dieser Mensch wird durch eine ähnliche Einsamkeit und Ruhe, an einem Orte, wo viel Geselligkeit herrscht, unglücklich, wenn er denkt, daß es die Geringschätzung, die Gleichgiltigkeit, und die Vergessenheit andrer Menschen ist, welche ihm diese Ruhe zuzieht. — Es ist also nicht gleichgiltig bey den Uibeln, die wir leiden, von welchem Urheber sie kommen: — nicht einerley in Absicht des Eindrucks, den sie auf uns machen sollen, ob wir bloß an sie selbst, oder an die Quellen derselben gedenken.

Die entfernten Ursachen dieser Erscheinung sind nicht schwer zu erkennen. Erstlich sind alle zusammengesetzte Leidenschaften heftiger als einfache. Vereinigte Kräfte wirken stärker: und wenn das Gemüth von zwey Seiten zugleich angegriffen wird, durch Mißvergnügen über die Sache, und durch Unwillen über die Person; so ist kein Wunder, daß es eher unterliegt. Dazu kömmt, daß vermischte Empfindungen dunklere Empfindungen sind, und sich weniger bestreiten lassen. Ein simpler Schmerz eines einzigen Gliedes beunruhiget das Gemüth lange nicht so sehr, als ein Uibelbefinden des ganzen Körpers. Dort kann man sei-

ne Aufmerksamkeit auf den leidenden Punct richten, und seine Geduld und Entschlossenheit dagegen gleichsam vereinigen: hier ist man, indem man Unlust empfindet, zugleich mit seinen Gedanken zerstreut; und dieß macht die Hülfe, die man sonst von der Vernunft erhalten könnte, unmöglich. Aus gleicher Ursache läßt sich auch ein mit Zorn vermischter Schmerz schwerer, als ein Leiden, das keinen Unwillen erregt, bekämpfen. Das Gemüth denkt im erstern Falle immer an sein Uibel und die Urheber desselben zugleich, und verhindert durch dieses Hin- und Herschwanken den Eindruck der Beruhigungsgründe, welchen es gleichsam auszuweichen scheint. Aber es ist ein zweyter Grund, der noch tiefer in der Natur des Menschen liegt, warum uns Uibel, für deren Ursachen wir andre Menschen und deren Gesinnungen und Handlungen halten, schwerer drücken, und uns in größere Leidenschaften versetzen, als Leiden, deren Ursachen wir nicht wissen, oder in der Körperwelt finden. Wir sind moralische Wesen, und vornehmlich bestimmt, unter moralischen Wesen zu leben, auf sie zu wirken, und durch sie Eindrücke zu bekommen. Und alle Empfindungen, die sich auf dieselben beziehn, ob sie gleich in Absicht der Stärke, hinter den Empfindungen der Sinne zu stehen scheinen, haben doch den eignen Charakter, daß sie das Gemüth weit länger beschäftigen, tiefer durchdringen, und also die Stimmung desselben weit mehr umändern,

als jene. Ein Mensch, der in Steinschmerzen das heftigste Geschrey von sich hören läßt, kann, wenn sie vorbey sind, bald wieder munter und heiter werden. Aber der Verlust eines Freundes, eine erlittene Beschimpfung, der Kummer über einen ungerathenen Sohn, kann den Menschen auf lange Zeit zu allen Freuden unmöglich machen, kann ihn sogar in eine beständige Schwermuth versenken.

Ein andrer Fall, welcher beweist, wie viel der Unwille über den Urheber des Uibels beyträgt, die Last des Uibels selbst zu vergrößern, ist die Reue. Sie mischt ihren Wermuth fast in jeden Kelch der Leiden, — und dieser Wermuth ist von der bittersten Art. Man gebe auf sich selbst und Andre Acht, welcher Gedanke, bey dem Anfalle einer Krankheit, bey einem Verluste, den man leidet, oder bey einem Unglücksfalle, den man erfährt, sich am ersten dem Gemüthe darbiethet und es am längsten beschäftigt: und man wird finden, daß es die Untersuchung der Frage ist, ob man wohl selbst an seinem Unglücke Schuld sey. Man pflegt dann sein vergangnes Leben durchzugehn, und sich über Handlungen zur Rechenschaft zu ziehn, die man zuvor unbemerkt gelassen, oder selbst gebilligt hatte: und wenn man irgend eine Wahrscheinlichkeit findet, daß, bey veränderten Maßregeln, die jetzige Lage weniger unangenehm seyn würde: so heftet man auf solche Umstände seine Aufmerksamkeit, als wenn

man wirklich die gegenwärtigen dadurch verbessern könnte.

In sich und in seinen Handlungen die Ursachen seines Unglücks aufzusuchen, ist, bey jeder Art unangenehmer Vorfälle, das allergewöhnlichste: und sich als den Urheber derselben zu finden, oder zu vermuthen, das allerschmerzlichste.

Ich weiß es aus meiner eignen Erfahrung, wie es in Fällen geht, wo man nur ungewiß darüber ist. Eine Schwäche des Körpers, die uns Vergnügungen raubt, oder uns in unsern Geschäften stört, ist ein großes Uibel. Aber sie macht das Gemüth viel unmuthsvoller, den ganzen Menschen weit unglücklicher: so lange er selbst nicht genau weiß, ob sie in seinen Nerven oder in seiner Seele liegt, ob er wirklich unvermögend, oder ob er vielleicht nicht entschlossen, nicht thätig, nicht aufmerksam genug ist. Und es kann ihm selbst eine Verschlimmerung seines körperlichen Zustandes willkommen seyn, wenn sie ihn nunmehr völlig überzeugt, daß er sich nicht selbst durch Fehler des Vergnügens beraubt, oder in dem Erfolge seiner Arbeit gestört, sondern daß er einem unwillkürlichen Drucke seines Körpers untergelegen hat. — Ein schwereres physisches Leiden, an welchem wir selbst auf keine Weise Schuld sind, heilt und besänftigt oft die Unruhe des Gemüths über ein leichteres, welches wir uns selbst zugezogen haben. — Die Verzweiflung, der äußerste Grad unangenehmer Lei-

denschaften, ist von je her in dem Gefolge der Reue gefunden worden. Und in der That läßt sich kein größrer Aufruhr im Gemüthe denken, als wenn Zorn und Schmerz mit einander vereinigt sind, und beyde den Menschen selbst zur Quelle und zum Gegenstande haben.

Bey den unangenehmen Leidenschaften ist es also sehr sichtbar, daß sie unsre Aufmerksamkeit nicht bloß auf die Sache, sondern auch auf ihre Ursachen richten, und durch die Vorstellung der letztern den Eindruck der erstern verstärken. Bey den Affecten, die aus der Freude entstehen, ist dieser Umstand zwar nicht so in die Augen fallend, aber doch zu erkennen. Von allem Guten, das uns von einer unsichtbaren Hand wiederfährt, wünschen wir den Urheber zu wissen; und diese Neugierde beschäftigt uns dann oft mehr, als der Genuß. Warum? Weil Liebe und Dankbarkeit neue angenehme Empfindungen sind, die wir suchen, und ohne welche das Vergnügen über das Geschenk selbst unvollständig ist. Kein Mensch wird sich an den Schönheiten der Natur lange weiden, oder sehr innig dadurch gerührt werden, der sie nur als angenehm für Augen, Ohren, und Gefühl betrachtet. Aber die Aufsuchung ihrer Ursachen kann ihnen einen lang dauernden Reitz geben; und die Verehrung gegen ihren Urheber, wenn wir glauben, endlich die erste Quelle derselben in einem moralischen Wesen gefunden zu haben, kann unser Innerstes mit

angenehmen Gefühlen durchdringen. — Auch hier bewährt es sich, daß, so leicht wir auch der Sinnlichkeit unterliegen, wir doch mehr Geist als Körper, mehr moralischer als materieller Natur sind: die Liebe ist eine weit ergiebigere, länger dauernde Quelle von Freude, als alle Reitze der Sinne; und wenn irgend ein Vergnügen lange aushalten und recht schmackhaft werden soll, so muß sie sich mit demselben vereinigen, — welches anders nicht geschehn kann, als wenn wir die freyen und verständigen Urheber des Guten, das uns wiederfährt, aufsuchen und gefunden haben.

Also ist es durch Erfahrung bewährt, daß Leidenschaften, — fröhliche und traurige, — verstärkt werden, wenn sich mit der Vorstellung der Sache selbst, welche Lust oder Unlust erregt, der Gedanke an den Urheber, und also Liebe oder Haß gegen ihn, verbindet. Und es ist also auch des Spinoza Ausspruch bewiesen, daß wir die Leidenschaften schwächen können, wenn es uns gelingt, jene beyden Vorstellungen von einander zu trennen.

Aber ist dann dieß, — in dem Sinne welchen ich Spinozas Satze gegeben habe, möglich? Ist es dem Menschen zuträglich? Würde dadurch eben nicht das Moralische unsrer Empfindungen aufgehoben werden, welches ihnen doch ihren einzigen Werth gibt?

Erstlich, alle Leidenschaften, ohne Rücksicht auf ihre Beschaffenheit, können der Seele schädlich werden, durch ihre Stärke. — Wenn sie dem Menschen seine Freyheit rauben; wenn sie ihn unfähig machen, sich von ihrem Gegenstande wegzuwenden, und seine Aufmerksamkeit auf einen andern zu richten; wenn sie das Vergleichen des Vergangnen mit dem Gegenwärtigen, der Mittel mit dem Zwecke, einer Empfindung mit der andern nicht mehr erlauben: so sind sie immer Feinde seiner Glückseligkeit und seiner Tugend, mögen sie aus einer sonst noch so reinen Quelle entstehen, mögen sie, in einer gemäßigten Stärke, dem Menschen noch soviel Gutes thun. Befindet man sich in dem beschriebnen Falle, so muß die erste Sorge seyn, ihrer Heftigkeit entgegen zu arbeiten, und wäre es auch, indem man die gemischten moralisch-physischen Eindrücke auf die bloß physischen zurückbrächte.

Ich will die oben schon angeführte Reue zum Beyspiele nehmen, diese Leidenschaft, die selbst für ein Mittel zur Besserung, und von vielen sogar für eine nothwendige Bedingung derselben gehalten wird. Aber außer den Fällen, wo sie in trostlose Melancholie ausartet und sogar zur Verzweiflung führt, macht sie, bey vielen Uibeln des Lebens, den Grund der Ungeduld aus, durch die wir andern beschwerlich werden, und uns selbst zu Vorkehrungen gegen die Uibel untüchtig machen. Sogar die Besserung

unsrer Fehler, die wir bereuen, wird uns unmöglich, wenn die Unzufriedenheit über uns selbst, uns ganz beherrscht. In den Augenblicken, wo wir gegen uns selbst als gegen unsre ärgsten Feinde aufgebracht, oder über unsre unheilbare Thorheit niedergeschlagen sind, haben wir weit mehr Versuchung, uns an uns selbst oder andern zu rächen, (denn sehr oft geht die Unzufriedenheit über uns selbst in Zorn gegen andre über,) als Antrieb, unsre Kräfte zu der noch möglichen Verbesserung unsrer selbst aufzubiethen.

Wenn also Geduld eine Pflicht und ein Gut ist: so ist es, bey Unglücksfällen aller Art, sehr oft eine Regel, nicht nach den uns unbekannten Handlungen, durch welche wir sie vielleicht möchten veranlaßt haben, mit einer für uns selbst grausamen Neugierde zu forschen, nicht unsre Zeit damit zu verlieren, daß wir alles, was von unsrer Seite als Vernachläßigung oder als Schuld ausgelegt werden mag, aus der vergangnen Zeit sammeln: sondern unmittelbar und allein auf das Uibel selbst loszugehn, es sey um es mit Anstand zu tragen, oder um ihm abzuhelfen. Sogar alsdann, wenn wir uns ganz offenbar als die Werkmeister unsers Unglücks anklagen müssen: muß der Unwille über uns selbst auf alle Weise gemäßigt werden, damit der Muth uns wieder herauszuhelfen nicht darunter leide. Ohne Zweifel ist die Selbstbesserung ohne die Selbstkenntniß nicht mög-

lich. Aber zur Erlangung einer heilsamen Selbstkenntniß gehören Betrachtungen über die Ursachen unsrer Fehler, über die Irrthümer, die dabey zum Grunde liegen, und über die allmähligen Fortschritte, durch welche die böse Gewohnheit sich festgesetzt hat. Und ruhige Betrachtungen sind, bey einem unruhigen, sich selbst mit Bitterkeit anklagenden Gemüthe, unmöglich. Die Regel des Spinoza ist also hier allerdings anwendbar: „den Gedanken an die äußre Ursache von der Empfindung zu trennen, damit letztre gemäßigt werde."

Aber noch weit mehr ist die Regel des Spinoza anwendbar, wenn andre Menschen die Urheber derjenigen Umstände sind, über welche wir in Leidenschaft gerathen. Hier ist vornehmlich, zu Mäßigung der letztern, nöthig, die erstern zu vergessen; — oder wir werden gewiß sowohl unsrer Pflicht als unserm Vortheile entgegen handeln, — das Uibel vergrößern, und uns andrer Haß von neuem zuziehn.

Chesterfield gibt, in seinen bekannten Briefen, die viel Weltkenntniß, wenn auch nicht immer die reinste Moral enthalten, seinem Sohne die Lehre: daß einem Manne von Stande bey Beleidigungen, besonders solchen, die seiner Ehre wiederfahren, nur einer von zwey Wegen offen stehe, entweder den Beleidiger zu Boden zu schlagen, oder gar keine Empfindlichkeit gegen ihn merken zu lassen. Die

mittlere Partey, da man seinen Unwillen merken läßt, ohne desselben Folgen empfinden zu lassen, macht verächtlich und unangenehm zugleich. Die Ohnmacht, die darin verborgen liegt, reitzt andre zu neuen Kränkungen, und gibt dem, welcher uns den Vortheil abgewonnen hat, zugleich das Vergnügen des Triumphs. Und die üble Laune, die damit verbunden zu seyn pflegt, macht uns auch den Gleichgiltigen unangenehm, und verdunkelt alle unsre guten Eigenschaften.

Und gerade diese mittlere Partey ist es doch, welche die meisten Menschen nehmen, wenn einzelne Personen oder die ganze Gesellschaft, in der sie leben, ihrem Interesse zuwider handeln, ihre Wünsche nicht erfüllen, oder ihre Anschläge vereiteln. Oft würde der Verlust selbst, den sie leiden, ihnen erträglich seyn: aber daß sie von dem oder jenem übervortheilt werden sollen, ist ihnen unausstehlich. Sie würden sich auf der Stufe, worauf sie stehen, ganz wohl befinden: aber daß ihnen ein Andrer den Rang abgelaufen, daß ihnen ein Grosser nicht Wort gehalten, daß sie ein vermeintlicher Beschützer nicht besser empfohlen hat, das macht sie unglücklich. Was ist kleiner und unbedeutender, als einmahl einer guten Mittags- oder Abend-Mahlzeit zu entbehren: und doch kann es ernsthaftes Mißvergnügen verursachen, nicht zu einem Gastmahle gebethen worden zu seyn, wenn man es dem Kaltsinn oder der Verachtung des Wirths Schuld

gibt. Man gebe auf die Vorfälle seines Lebens Achtung, und man wird finden, daß unter hundert Unannehmlichkeiten, welche dasselbe verbittern, vielleicht neun und neunzig an sich nur Kleinigkeiten wären, wenn wir nicht dabey in gewisse widrige Leidenschaften gegen die Menschen geriethen, von welchen es abhing, uns jene Unannehmlichkeiten zu ersparen.

Aber die meisten dieser, unsern Unwillen erregenden, Handlungen andrer sind nicht immer eigentliche Beleidigungen, weil wir keine Rechte hatten, die Unterlassung derselben zu fordern. Noch weniger sind es so schwere Beleidigungen, daß wir sie auf die Art, wie Chesterfield verlangt, rächen dürften, gesetzt auch, daß uns unsre Ohnmacht oder unser Gewissen nicht abhielte, unsern Zorn auszulassen. Was bleibt uns also übrig, wenn wir demungeachtet diesen Unwillen über die Menschen von dem Verdrusse über die Sache nicht absondern, als daß wir mürrisch werden, anklagen, Vorwürfe machen, selbst das unangenehme Gefühl in uns vergrößern und verlängern, denen, die uns nicht wohlwollen, Gelegenheit zum Spott geben, Gleichgiltigen mißfallen, und selbst unsre Freunde von uns abwendig machen.

In den Augenblicken also, wenn der Verdruß noch kocht, wenn man die Entbehrung der Sache, welche uns andre verweigert haben, noch lebhaft fühlt, noch durch die Verlegenheit, in die sie uns

gestürzt haben, leidet, ist es ein guter Rath, seine Aufmerksamkeit, wo möglich, nur auf die Sache selbst zu richten, die uns unangenehm ist, und die Personen, welchen wir sie Schuld geben, zu vergessen, — nur abzuwägen, wie groß der Verlust, den wir leiden, oder das Uibel, welches wir dulden, an und für sich selbst sey, nicht zugleich zu denken, welche Gesinnungen dadurch bey den Menschen gegen uns vorausgesetzt werden; kurz den Affect, welchen die Wirkung erregt, von dem Affect, welcher auf den Urheber geht, abzusondern. In der Folge, wenn der unangenehme Umstand vorüber ist, oder das Gemüth weniger beunruhiget, dann mag es nützlich seyn, betrachtend, aber nicht zürnend, an das Betragen andrer Menschen und an die Motive dieses Betragens zu denken. Während der Leidenschaft konnte dieses Andenken nur unsre Quaal oder unsern Ungestüm vermehren. Bey ruhigem Gemüthe kann es uns Trostgründe an die Hand geben, oder uns Behuthsamkeits-Regeln für die Zukunft lehren.

Bey den angenehmen und fröhlichen Leidenschaften, wo die Vorstellung der äußern Ursache Liebe in uns erregt, ist es weniger nothwendig, diese Vorstellung zu entfernen. Die Eindrücke des Vergnügens sind ohne das sanfter, als die der Unlust, und sie zu verstärken ist also nicht mit einer gleichen Gefahr für die Freyheit und Selbstbeherrschung des Geistes verbunden. Uiberdieß füh-

ren Freude und Liebe, auch wenn sie etwas über das gehörige Maß ausschweifen, nicht so leicht zu unrechten Schritten oder zu Beleidigungen andrer, als Mißvergnügen und Haß. Ja es gibt Fälle, von denen ich oben schon einen angeführt habe, wo es sehr rathsam ist, das Herz durch das Andenken an den verborgnen Wohlthäter zu beschäftigen, indem die Sinne oder der Verstand der Wohlthat sonst nur unvollkommen genießen.

Indessen ist doch auch in den aus dem Vergnügen entstehenden Affecten ein Uibermaß möglich. Auch die Freude muß zuweilen gemäßigt werden, damit sie weise bleibe und nicht zu Thorheiten verleite, oder Schmerzen nach sich ziehe. In diesem Falle ist Einschränkung der Aufmerksamkeit auf den bloßen Werth des Gutes selbst, mit Vergessung der Ursachen, ein nicht zu verwerfendes Hülfsmittel.

Sie ist besonders bey allen den Vergnügungen nothwendig, woran die Eitelkeit Antheil nimmt. Und in welche unsrer Freuden mischt sich die Eitelkeit nicht? Die Zufriedenheit über uns selbst, und besonders über die Achtung und Liebe, in der wir bey Andern stehn, oder die Wir erworben zu haben glauben, macht vielleicht die Hälfte von der Freude aus, die wir über irgend einen glücklichen Erfolg empfinden. Wer überhebt sich wohl seines Glücks am meisten; wer wird dadurch aufgebläht und andern beschwerlich? Nicht derjenige, der es bloß zu genießen gedenkt, sondern zuerst und vor allen Dingen

gen der, welcher dabey immer an sich selbst, als an den Urheber seines Glücks, — und an seine Klugheit, an seine Verdienste, als die Ursachen desselben, gedenkt. Dadurch wird erst jenes Vergnügen zu einer Leidenschaft, welche das Gemüth beherrscht und auf die Aufführung gegen Andre Einfluß hat. Nicht die Freude überhaupt, sondern die stolze Freude ist der Seele schädlich und verführt zu Ausschweifungen: eben so wie es der niederschlagende oder sich anklagende Schmerz thut. Und so wie es ein Bewußtseyn unserer Fehler gibt, welches auch bey dem heitersten Gemüthe Staat findet und welches bessert, und eine leidenschaftliche Reue, die nur bey Unglücksfällen sich einzufinden pflegt und das Gemüth aufbringt: so gibt es auch eine zwiefache Erinnerung an unsre Verdienste, eine nachdenkende, die, unabhängig von unserm äußern Glücksstande, uns zu einer bescheidnen Zufriedenheit mit uns selbst führt, und eine, die durch gewonnene Vortheile und durch glänzende Erfolge bey unsern Unternehmungen erweckt, mehr die Einbildungskraft und Sinnlichkeit, als den Verstand beschäftigt, — und unsre Freude in Uibermuth verwandelt. Daher es eine vernünftige Regel ist, im Unglück nicht viel an unsre Fehler, im Glücke nicht viel an unsre Verdienste zu denken: in beyden Fällen also den Affect zu mäßigen, indem wir die Ursachen desselben, so weit sie in uns selbst liegen, vergessen.

Aber die Eitelkeit im Glücke wird nicht bloß dadurch erweckt, wenn wir uns über uns selbst, als Urheber desselben, freuen. Auch wenn wir es von Andern herleiten, aber diese Andern an Rang, an Macht, an Anzahl, an Ruhm und Talenten einen Vorzug haben: so vergrößert der Urheber den Werth der Sache in unsern Augen oft weit über den Grad des Nutzens oder des Vergnügens, welches sie uns gewährt. Wie viele Glückliche alter und neuer Zeit beschäftigten sich nicht und ermüdeten andre damit, daß es ein König, ein großer Mann, eine ganze Volksversammlung sey, von welchen sie ihre Schätze oder ihre Würden erhalten hätten!

Doch zweytens, die Absicht der Regel, so wie ich sie wenigstens verstehe und für brauchbar halte, ist nicht diese allein, die Wirkungen von ihren moralischen Ursachen, die Freude über das Glück von der Liebe, den Schmerz im Unglück von dem Unwillen gegen die Urheber zu trennen, damit in keinem Falle die Leidenschaft zu stark und unsre Geistesfreyheit eingeschränkt werde. Sie soll und kann, dünkt mich, uns noch einen andern Dienst leisten. Indem sie uns abhält, bey den nächsten moralischen Ursachen der verschiedenen Zustände, in welchen wir uns befinden, zu lange stehen zu bleiben; gibt sie uns Anlaß und Muße, zu der höhern

und entferntern hinaufzusteigen, die alles gewisser Maßen ins Gleichgewicht bringt, und das Gemüth immer beruhiget.

Wenn wir das Unangenehme, welches uns wiederfährt, bloß von unsern Fehlern herleiten, so werden wir schwermüthig; schreiben wir es dem bösen Willen Anderer zu, so werden wir unwillig und mürrisch. Aber wenn wir darin die Natur und eine weise Anordnung sehen, dann, nur dann können wir geduldig und mit Guthmüthigkeit leiden. — Auf gleiche Weise, wenn uns unser Wohlstand, — zurückgeführt auf unsre eignen Verdienste, durch die wir ihn uns erworben, und auf die Gunst Andrer, welche uns damit beschenkt oder belohnt haben, — eitel und thöricht machen kann: so macht uns hingegen die Herleitung desselben von den wohlthätigen Gesetzen der Natur und den wohlthätigen Gesinnungen ihres Urhebers nur dankbar und ruhig vergnügt.

Das ist zwar nicht völlig im Systeme des Spinoza. Aber eine andre seiner Regeln leidet diese Auslegung, und sie ist nur, so ausgelegt; wahr und nützlich. Spinoza will nähmlich haben, die bloße Nothwendigkeit soll uns beruhigen, aber, — versteht sich, — die Nothwendigkeit, die in den Naturgesetzen liegt, und an welche also auch unser

Daseyn und alles Gute, dessen wir geniessen, geknüpft ist. Warum, sagt er, beklagen wir ein neugebohrnes Kind nicht, welches nicht reden kann und den Gebrauch seiner Vernunft nicht hat, indeß wir Stummheit und Blödsinn für zwey der größten Uibel für den erwachsenen Mann halten? Darum, weil jenes nach dem Laufe der Natur erfolgt, dieses, wie wir glauben, wider die Ordnung derselben ist. Wie glücklich wären wir also, wenn wir alle unsre Schicksale für eben so natürlich ansehen, als die Unfähigkeit des Kindes zu reden und zu denken; wenn wir uns überzeugten, daß das Ungewohnte, wozu unsre Unglücksfälle gehören, aus eben so nothwendigen Naturgesetzen entspringe, als der gewohnte Lauf der Dinge, in welchem doch Beraubungen und Schmerzen auf jeder Stufe des Lebens vorkommen.

Das Beyspiel ist auffallend und macht Eindruck. Aber es ist doch nicht durchaus passend. Wir beklagen das stumme und unvernünftige Kind nicht bloß deßwegen nicht, weil es nach der Ordnung der Natur stumm und unfähig seyn muß, sondern, weil es nach eben dieser Ordnung zur Sprache und zur Vernunft g e l a n g e n w i r d; weil diese Unfähigkeit mit seinem ganzen übrigen Zustande in Harmonie steht und also eben deßwegen ihm kein Leiden verursacht, weil endlich auf der Leiter

des Lebens die Kindheit eine Stufe ist, die zu ihrer Zeit und zu ihrem Orte eben sowohl ihre eigne Glückseligkeit hat, als jedes andere Alter. Bey dem Erwachsenen, den Krankheit und Zufälle um Sprache und Vernunft bringen, ist alles dieses verschieden. Es ist zwischen dieser Unfähigkeit und seinem übrigen Zustande Mißhelligkeit und Widerspruch; daher er sie auch, wenn er sich seiner bewußt ist, mit Schmerzen empfindet. Er ist nicht, wie das Kind, aus einem noch unvollkommneren Zustande in diesen gekommen, woraus also der Beobachter sicher schließen kann, daß ein weiterer Fortgang zum Bessern zu erwarten sey: sondern er ist von einer höhern Stufe des Daseyns auf eine niedrigere herabgesunken. Endlich, jenes stumme Kind kann der kindischen Freuden, — dieser stumme Mann kann nicht der männlichen Freuden genießen.

Uiberdieß, wenn gleich das Unordentliche, welches das Leben und die Gesundheit der Menschen zerstört, eben sowohl nach Naturgesetzen geschieht, als das Ordentliche, wodurch das Leben entsteht und erhalten wird: so ist doch der Unterschied von beyden für die Empfindung und selbst für die Vernunft nicht aufgehoben. Was wir Ordnung der Natur nennen, ist nicht bloß die Folge von Ursachen und Wirkungen überhaupt, sondern die Reihe solcher auf einander folgenden Wirkungen, die

sich zusammen auf Daseyn und Erhaltung eines gewissen Dinges beziehen und dessen Entwickelung und Reife stufenweise zu Stande bringen. Diese Ordnung ist freylich zugleich Gesetzmäßigkeit und schließt eine Nothwendigkeit in sich. Eben um deßwillen haben wir auch für die Gesetze der Natur überhaupt, oder für den nothwendigen Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen eine gewisse Ehrfurcht, weil dieser, so nachtheilig er uns in einzelnen Fällen wird, doch mit derjenigen besondern Kette der Veränderungen von gleicher Art ist, an welche unsere Geburt, unser Wachsthum, Leben und Wohlseyn geknüpft sind. Aber beydes, Nothwendigkeit und Ordnung, bleibt doch ewig von einander getrennt, wenn nicht ein drittes hinzukömmt, welches beyde vereiniget. Wir geben die erste in allen Naturbegebenheiten zu, wir erkennen die andre nur in denjenigen, die für uns oder andre lebendige Geschöpfe wohlthätig sind.

Aber wer, — was Spinoza nicht that, — unter Natur-Ordnung einen ordnenden Verstand versteht und Gesetzmäßigkeit mit dem Begriffe eines Gesetzgebers verbindet, der findet allerdings eine Beruhigung über unangenehme Schicksale in dem Zusammenhange der Kräfte und Wirkungen, durch welche dieselben herbeygeführt wurden. Eben

die Vernunft und eben der Wille, welche die Ursachen sich vereinigen ließen, durch welche ich als Mensch Daseyn, Leben, Empfindung und verständige Thätigkeit, alles, worauf ich stolz und wodurch ich glückselig bin, erhielt, beherrschen und leiten auch die, diesen Plan durchkreuzenden, oft ihn störenden Kräfte und Ursachen. Bey dieser Voraussetzung ist eine Einheit in der Natur, wonach alles in ihr als zusammengehörig, und alles, was natürlich ist, für gut angesehen werden muß. Dann ist es auch möglich, die Stummheit eines Erwachsenen in einem einzelnen Falle mit der Sprachlosigkeit neugebohrner Kinder in allen Fällen in Parallel zu setzen, in sofern beydes Theile desselben weisen und wohlthätigen Plans seyn können.

Dieß also, um auf meinen vorigen Gegenstand zurückzukomuen, dient unstreitig, die Herrschaft der Vernunft über die Leidenschaften zu erleichtern, wenn wir von den fröhlichen und traurigen Ereignissen, wodurch diese Leidenschaften erregt werden, nicht bloß die nächsten Ursachen aufsuchen, sondern sie bis zu dem entferntesten Ursprunge verfolgen: wo sie dann dem Gottesverehrer als die letzten Glieder einer Kette vorkommen, deren oberster Ring von der Hand der höchsten Vernunft gehalten wird. Nicht unsre Fehltritte und Thorheiten allein, nicht

die Irrthümer oder die gehässigen Neigungen andrer Menschen bringen allein die unangenehmen Auftritte und Lagen hervor, welche unser Leben verbittern. Die Ursachen derselben liegen tiefer; sie sind in die allgemeine Einrichtung der Dinge verwebt, welcher mir zugleich Alles, was wir sind und von Gütern besitzen, zu danken haben.

Uiber

die Grenzen des bürgerlichen Gehorsams,

und

den Unterschied von

Theorie und Praxis,

in Beziehung auf zwey Aufsätze in der Berliner Monathsschrift.

I.

Uiber die Grenzen des bürgerlichen Gehorsams, in Beziehung auf den Aufsatz von Kant über den Gemeinspruch: das mag in der Theorie richtig seyn, taugt aber nicht für die Praxis.

Es ist Ihnen, meine Herren *), ohne Zweifel eben so stark, wie mir, die Aeußerung Kants in einem Aufsatze der Berliner Monathsschrift aufgefallen, daß der thätige Widerstand, auch eines ganzen vereinigten Volks, auch gegen einen wirklich tyrannischen Regenten, d. h. gegen einen, der den Grundvertrag mit seinem Volke gebrochen hat, und seine Gewalt zum Verderben desselben mißbraucht, unerlaubt sey. Dieser Satz kann nicht durch seine Neuheit und Paradoxie in Verwunderung setzen:

*) Der gegenwärtige Aufsatz ist, so wie der folgende, über den Unterschied von Theorie und Praxis, eine vor einer Gesellschaft von Freunden gehaltenen Vorlesung.

denn es ist der alte orthodoxe Satz von dem göttlichen Rechte der Obrigkeit und von der obedientia passiva, die so lange auch in dem freyen England von der herrschenden Kirche ist gepredigt worden, der, mit andern Ausdrücken, von allen damahligen Rechtslehrern behauptet wurde, und den, in England, nicht der Fall Carls des Ersten, und die kurzdaurende republikanische Verfassung, sondern erst die Vertreibung der Stuarte, und noch mehr die Philosophie unsers Jahrhunderts, die, in Absicht politischer Gegenstände, von England und von der Revolution ausgegangen ist, aus den Köpfen der Menschen und aus den Schriften der Staatsrechtslehrer verbannt hat. Aber das setzt in Verwunderung, das eben jetzt, da diese Sätze endlich, nach vielem Streite, unter den denkenden Menschen Europens ausgemacht zu seyn scheinen: daß ein König ein Mensch sey, daß er Rechte habe, wie alle andern Menschen, gegründet auf seine Natur, insofern diese Rechte ihm mit andern Menschen gemein sind, oder gegründet auf Verträge, insofern sie ihm eigenthümlich sind, — daß, wenn er diese Verträge bricht, der andre contrahirende Theil eben so gut von der Erfüllung seines Versprechens losgesprochen, oder zu Erzwingung des Vertrags berechtigt sey, als dieß bey allen andern Verträgen Statt findet; ich sage, das ist auffallend, daß diese endlich allgemein geltend gewordnen Sätze gerade von dem ersten unsrer Philosophen bestritten werden,

und daß wir die tiefste Speculation der am freyesten denkenden Vernunft zu den Behauptungen zurückkehren sehen, die wir für die Auswüchse der Barbarey und der Geistes-Sklaverey voriger Zeiten hielten.

Um desto mehr aber ist es billig, daß wir dasjenige noch einmahl prüfen, worüber wir zwey so große Autoritäten mit einander streitend finden. — Fast alle aufgeklärten Männer unsers Jahrhunderts, wenigstens bis auf die Zeit der französischen Revolution, haben uns gesagt, daß das unbegrenzte Recht der Fürsten oder des jedesmahligen Staats-Oberhaupts, und die Pflicht des unbedingten Gehorsams bey dem Volke eine Schimäre sey, die aus unrichtigen Begriffen von dem Ursprunge der bürgerlichen Gesellschaft, und aus unrichtigen Religionsbegriffen entstehe; daß dieses falsche Princip bürgerlichen Unruhen nicht vorbeuge, die immer aus Leidenschaften, nie aus Principien entstehen, daß es aber die Berichtigung und Vervollkommnung der Staats-Theorie und die Verbesserung der Prinzen-Erziehung verhindere, von welchen beyden Stücken allein, in ruhigen Zeiten, ein Fortgang der Staaten an Glückseligkeit zu erwarten ist. Kant tritt dagegen auf und sagt, dieses Recht der Könige oder Staats-Oberhäupter, diese Pflicht der Völker, sey wirklich und wesentlich in den ersten Begriffen des Rechts und in der moralischen Natur des Menschen gegründet. Widerstand gegen den, der

einmahl das Ruder der bürgerlichen Gesellschaft in Händen hat, sey unter allen Umständen unerlaubt: und es sey die gesetzgebende Vernunft, die Freyheit selbst, welche dieses strenge Geboth gibt, das der Sklaverey so ähnlich sieht.

Ich fordere Sie auf, meine l. F. mir in der kleinen Untersuchung, die ich über Kants Aeußerung anstellen will, beyzustehn. Um ihren Beytrag dazu vorzubereiten, will ich zuerst die Vertheidigung derselben ganz in dem Geiste und Systeme Kants, so weit ich beyde gefaßt habe, versuchen: und dann will ich mir meinen eignen freyen Gesichtspunct wählen, aus welchem ich die ganze Sache so gut beurtheilen will, als ich sie verstehe, so unparteyisch, als es möglich ist, wenn man alte eingewurzelte Ideen mit neuen zusammenhält.

Wenn ich also zuerst als Kants Sachwalter und Stellvertreter auftreten sollte, so würde ich so sagen:

So wie der letzte Zweck des Menschen nicht seine Glückseligkeit, sondern die Erfüllung seiner Pflicht ist: so ist der letzte Zweck der bürgerlichen Gesellschaft nicht das Wohl der Einzelnen oder des Ganzen, sondern der moralische Zustand derselben. Die Natur des Menschen hat den Samen der Moralität und der Vernunft in sich: dieser Same aber kann durchaus nur in der bürgerlichen Gesellschaft aufgehn, die allein den wilden Trieben des thierischen Instincts entweder solche Schranken entgegen-

setzt, oder zu ihrer leichtern Befriedigung solche Hülfsmittel gibt, daß der satt und ruhig gewordne Mensch anfangen kann, auf die leisern Aussprüche seiner Vernunft zu hören, und die ersten Keime moralischer Ideen zu cultiviren. Der bürgerliche Verein bringt nicht erst Pflichten und Rechte hervor, die so alt sind, als die Menschen, und ihren Grund in der Natur der Vernunft haben, aber er ist es, der es allein dem Menschen möglich macht, sich seiner vernünftigen Natur bewußt zu werden, und sich der thierischen Gierigkeit und Wuth zu entsagen, womit er im Stande der Einsamkeit seine Bedürfnisse sucht, oder diejenigen bekämpft, welche sie ihm streitig machen; einer Gierigkeit und einer Wuth, die alle Kräfte der Seele verzehren, und niemahls die zum Nachdenken und zum moralischen Gefühle nöthige Stille in derselben bestehn lassen. — Die bürgerliche Gesellschaft also zu erhalten, ununterbrochen in ihr zu verharren, alles zu unterlassen, was auch nur auf eine Zeit lang das Band der bürgerlichen Vereinigung auflöset, ist die erste Pflicht des moralischen Menschen, welcher weiß, daß außer dieser Vereinigung auch die Möglichkeit verloren geht, Pflichten auszuüben. — Nun wird aber die bürgerliche Gesellschaft aufgelöset, die Staatsverbindung hört auf, der Bürger tritt in den Naturstand zurück, sobald dem eben jetzt bestehenden Oberhaupte auf eine thätliche Weise widerstanden wird. Augenscheinlich ist in diesem Augen-

blicke noch keine Form einer neuen Staatsverfassung gebildet; keine neue anerkannte Obrigkeit, keine Pflicht des Gehorsams ist vorhanden: denn alles dieß soll erst durch den Widerstand erschaffen oder anders gebildet werden: erst am Ende des Streits zwischen Volk und Regent soll eine neue verbesserte Ordnung der Dinge und der bürgerlichen Gesellschaft hervorgehn. Also in der Zwischenzeit, während dieses Streites selbst, ist gar keine bürgerliche Ordnung, ist gar kein pflichtmäßig Befehlender und Gehorchender; der Staat ist auf eine Zeit lang vernichtet, damit aus dem Nichts eine neue Schöpfung hervorgehe. Aber eben diese Vermessenheit des Unternehmens ist es, welche dasselbe unerlaubt macht. Da außer der bürgerlichen Gesellschaft gar keine Pflichten anerkannt noch ausgeübt werden können, und der Widerstand des Volks gegen das Oberhaupt des Staats die bürgerliche Gesellschaft aufhebt: so hören in der That während eines solchen Streits die Menschen auf, als moralische Wesen zu handeln; die Ideen von Pflicht und Recht, die zwar in der Natur des Menschen liegen, aber, bey ihrer Schwäche, und bey der Stärke der ihnen widerstrebenden Sinnlichkeit, die Pflege und den Schutz einer gesetzmäßigen den Menschen umgebenden Ordnung erfordern, werden dunkel und schwankend: und das höchste Interesse des Menschen, seine Vernunft und Sittlichkeit, wird aufgegeben, um ein viel geringeres, das vermeynte Staatsbe-

ste, zu vertheidigen, welches man von der Obrigkeit gekränkt zu seyn glaubte.

Diese Gründe sind nicht unwichtig: und die Erfahrung, auf die sich Kant so ungern bezieht, scheint ihnen das Wort zu reden. Die Französische Revolution kann uns allerdings auf die Gedanken bringen, daß auch die aufgeklärtesten und gesittetesten Menschen, wenn sie aus der Zucht der bürgerlichen Subordination herauskommen, wieder zu wilden Thieren werden.

Noch ein andrer etwas subtilerer Grund, der sich aber leicht deutlich machen läßt, scheint mir bey der Kantischen Behauptung vorausgesetzt zu werden. Da seine Gesetzgeberinn Vernunft alles aus sich selbst schöpfen, und auf Erfahrung keine Rücksicht nehmen soll: so muß sie in ihren Vorschriften absolut seyn, und diejenigen Modificationen vermeiden, oder verwerfen, die schlechterdings nur von den Umständen und von der wandelbaren Erfahrung hergenommen werden müssen. Gerade aber gehört die Erlaubniß, Widerstand gegen die Machthabenden Obrigkeiten zu leisten, unter diejenigen moralischen Bestimmungen, welche der meisten Modificationen und Rücksichten, besonders Rücksichten auf Gradationen nöthig haben, bey denen ein genauer Maßstab nicht Statt findet. Bey jeder Unzufriedenheit, auch nur eines Theils der Unterthanen, Widersetzlichkeit zu erlauben, heißt in der That die bürgerliche Gesellschaft vernichten. Zu

dem Widerstande gegen die Tyranney, den Zeitpunct abwarten, wo das ganze Volk in Corpore, ungetheilt aufsteht, ein allen Individuen gleich unerträglich gewordnes Joch abzuschütteln, heißt diesen Widerstand durchaus aufgeben, weil es nie geschehn kann und geschehn wird, daß eine große Menge Menschen, von selbst, in einem Augenblick, in gleichen Gefühlen und gleichen Entschließungen übereinstimmte. Also ist, selbst nach der Theorie derer, welche Widerstand für erlaubt erklären, doch nur ein gewisser Grad des Drucks und der Tyranney, nur eine gewisse Anzahl der leidenden und unzufriednen Bürger, bey welcher der Fall des rechtmäßigen Widerstandes eintritt. Aber welches ist dieser Grad und diese Anzahl? Welcher Mißbrauch der obersten Gewalt muß vernünftiger Weise ertragen, und welcher darf mit Gewalt hintertrieben werden? Welches Verhältniß muß der unterdrückte Theil des Volks zu dem begünstigten, oder zu dem unangetasteten haben, (denn auch bey der tyrannischsten Regierung gibt es immer Günstlinge, und andre völlig vergessene und deßwegen ungestört bleibende Unterthanen;) wenn es sich anmaßen darf, im Nahmen des ganzen Volks zu handeln. Alle diese Fragen sind durch Vernunftgesetze a priori nicht zu beantworten. Ja wenn sich Kant auf die Erörterung derselben einließ, wenn er sogar nur die Rechtmäßigkeit der Frage zuließ: so mußte er zugleich zugeben, daß in der Beurtheilung der Mo-

ralität der Handlungen uns in der That nichts leiten könne, als die Betrachtung unsers oder des allgemeinen Wohls; und daß eine Handlung rechtmäßig oder unrechtmäßig werde, nach den guten oder übeln Folgen, die sich nach vernünftiger Voraussetzung von ihr erwarten lassen.

Um also sich in diese schlüpfrige Untersuchung, bey welcher die Strenge seiner Grundsätze nachgeben mußte, nicht einzulassen, scheint er mir den Knoten zerhauen zu haben, den er sich nicht zu lösen getraute. Er untersagte den Widerstand gegen die höchste Obrigkeit durchaus, weil er die Fälle, wo er Widerstand erlauben, und wo er ihn verbiethen sollte, nicht nach Vernunftprincipien zu bestimmen wußte. Und Scharfsinn besaß er genug, eine Behauptung, die nur Bedürfniß zu Aufrechterhaltung seiner Theorie war, in einen aus dieser Theorie selbst hergeleiteten Satz zu verwandeln.

Wenn ich nun, abgesehn von diesen Gründen und von der Beziehung, die der Kantische Satz auf sein ganzes Moralsystem hat, ihn mit meiner eignen Vernunft und nach meinen eignen Principien erwäge, so finde ich ihn zuerst in der Allgemeinheit, in welcher er vorgetragen ist, durchaus unhaltbar.

Einmahl, die Obrigkeit, wie sie wirklich im Staate gefunden wird, das Staats-Oberhaupt, das nicht in einer moralischen Fiction, sondern in der Reihe der Dinge existirt, ist ein Mensch und be-

steht aus Menschen, und kann also unmöglich übermenschliche Rechte haben. Man kann ihn als einen Gott verehren, um seinen Vorschriften mehr Heiligkeit und seiner Regierung mehr Kraft bey dem großen Haufen zu geben: aber man kann ihn nicht in der That zu einem Gott erheben; man kann die ewigen Verhältnisse der Natur bey ihm nicht abändern, auf welchen am Ende auch die ewigen und unveräußerlichen Rechte beruhen. Ihn aber von aller Verantwortlichkeit ohne Ausnahme frey zu sprechen, ihm lauter Rechte und der mit ihm verbundnen Nation lauter Pflichten zu geben: das heißt, ihn aus der gemeinen Sphäre der Menschlichkeit herausheben. Was wird aber daraus entstehen, als entweder, wenn diese Idern in den Gemüthern der Regenten und des Volks wirklich wurzeln, daß sie beyde ihrer wahren moralischen Natur ungetreu werden, daß sie beyde der Wahrheit zuwider denken und handeln, und daß also der Charakter des Fürsten sowohl, als der Nation, verschlimmert wird. Oder bleibt die Theorie von der Praxis getrennt; widerlegen die Thatsachen zu laut die angenommenen Principien und widerstehen ihnen die natürlichen Gefühle zu stark: so wird dadurch Widersetzlichkeit und Empörung nicht nur nicht verhüthet, sondern die Explosion des lange verschlossenen Unwillens ist desto heftiger, je unbilligere Meinungen er zuvor zu durchbrechen hatte.

Und nun kömmt die andere große Frage hinzu: wer ist als das wahre Staatsoberhaupt anzusehen, und wie weit kann er seine Gewalt seinen Agenten mittheilen?

Ist der, der in der wirklichen Ausübung der Souverainetäts-Rechte ist, er mag dazu gelangt seyn, wie er will, berechtigt, diesen leidenden Gehorsam zu fordern? — So ist ja alsdann die Usurpation eben so gesichert, als die königliche Würde: so hat ja die Empörung, wenn sie einmahl durchgedrungen und einen Anführer bekommen hat, eben die Consistenz und eben die Unverletzlichkeit, wie die Majestät, gegen welche sie sich auflehnte.

Oder muß erst der Titel des Regenten, die Rechtmäßigkeit seiner Ansprüche auf Oberherrschaft geprüft und richtig erfunden seyn, wenn die Pflicht des widerstandlosen Gehorsams eintreten soll? So hat also die Nation doch ein Recht des Widerstandes, das Recht, ihren Gehorsam so lange zu suspendiren, bis sie die Giltigkeit der Ansprüche dessen, der sie beherrschen will, untersucht und anerkannt hat. Aber wie viel ist der Nation nicht eingeräumt, wenn ihr zugestanden wird, an ihren Oberhäuptern das Recht zu regieren von der Ausübung der Gewalt in facto zu unterscheiden; wenn es ihr zugegeben wird, ihre Pflicht des Gehorsams von der Rechtmäßigkeit ihres Oberherrn abhängig zu machen! Wenn die Erlaubniß, Widerstand zu leisten, der Nation deßwegen ver-

sagt wurde, weil der Mißbrauch davon so leicht und so groß ist: ist nicht der Mißbrauch, der von der Erlaubniß, die Rechtmäßigkeit der Oberherrschaft zu prüfen, gemacht werden kann, eben so groß? Und ist nicht der Mißbrauch noch größer, der davon gemacht werden kann, wenn auch diese Prüfung untersagt und jedem als Pflicht aufgelegt wird, demjenigen unbedingt zu gehorchen, welcher sich in dem Besitze der Gewalt befindet? oder ist es vielleicht nur das Alterthum der Regierung und die Verjährung, welche ihre Rechte unbestreitbar und allen Widerstand zum Verbrechen macht? Die Verfassung, welche in der Epoche ihres Ursprungs noch gleichsam ein weicher Thon war, welcher sich umformen und ändern ließ, wird mit der Länge der Zeit hart und unbiegsam, und erlaubt nicht, daß man irgend eine Gewalt dagegen anwende, ohne daß die ganze Maschine zu Grunde gehe.

Aber gerade von diesen Perioden, wo neue Staatsverfassungen errichtet werden, ist die Rede, wenn von dem Widerstande einer Nation gegen ihr bisheriges Staats-Oberhaupt geredet wird. Unmöglich kann der Staatsrechtslehrer, der von den bestehenden Verfassungen redet, vergessen, daß sie einmahl entstanden seyn mußten, — daß, nach der Natur der Dinge, auf demselben Wege, auf welchem die alten Verfassungen entstanden sind, auch noch neue entstehen werden, und daß für diese Perioden in der Geschichte der Menschheit auch noch

Pflichten und Rechte seyn müssen, welche abzuleugnen nichts beyträgt, um diese gefährlichen Crisen zu verhüthen, aber viel beyträgt, sie noch gewaltthätiger zu machen.

Und wenn nur noch diese absolute Unterwerfung der Nationen unter ihre Oberhäupter auf die gemäßigte Monarchie eingeschränkt wäre, wie wir sie jetzt in dem größern Theile Europens bestehen sehn. Aber in seiner Allgemeinheit befestigt der Kantische Satz eben so auf ewig die zügelloseste Demokratie und die grausamste Factionen-Herrschaft, als die in Verhältniß mit diesen immer gelinde und sanfte Monarchie. Also auch einem ganzen Volke, von welchem ein andres, nachdem es unterdrückt worden ist, beherrscht wird, darf dieses andre nicht widerstehen. Wenn das Centrum der Macht, fixirt in einer einzigen Person, dieselbe über alle Verantwortlichkeit erhebt, warum soll eine Volksversammlung oder eine herrschende Stadt, wenn sie der Souverain von Ländern und Völkern geworden ist, nicht eben so unbedingten Gehorsam fordern können? Aber welcher plannäßigen Unterdrückung wird das menschliche Geschlecht dadurch nicht preis gegeben?

Ferner, wenn der Mißbrauch der Gewalt von Seiten des Souverains selbst ertragen und nie anders, als durch Vorstellungen, gehindert werden muß: ist dieß bey dem Mißbrauche, den seine Minister und deren Unterbediente von der ihrigen ma-

chen, gleichfalls der Fall? Ist jeder, der einen Theil der öffentlichen Gewalt überkommen hat, eben dadurch unverletzlich? So wird in der That jede Nation in zwey groſse Haufen getheilt, in solche, denen alles zu thun erlaubt ist, ohne von denen, die sie beleidigen, irgend etwas befürchten zu dürfen, und in solche, die alles leiden müssen, ohne irgend einen Schutz, als die Hülfe der Zeit und die freywillige Besserung ihrer Unterdrücker, zu haben.

In der Allgemeinheit der Theorie also, wenn nicht von dieser oder jener Nation, von dieser oder jener Epoche in den Annalen der Menschheit, sondern von Staaten, Oberhäuptern der Staaten und Nationen in abstracto die Rede ist, kann unmöglich, nach meinem Bedünken, der Nation das Recht, der Tyranney zu widerstehen, und ihrem Untergange, wenn er ihr von Seiten ihrer Beherrscher droht, auch durch Anwendung der Gewalt zuvorzukommen, abgesprochen werden. Was würde aus den Menschen und Nationen geworden seyn, wenn gar kein Tyrann je wäre verjagt, wenn keiner despotischen Gewalt je wäre Widerstand geleistet, keine unvernünftig zusammengesetzte Verfassung je wäre zerstört worden, wenn die Vernunft und die Weisheit nie die Gewalt der Waffen gebraucht hätten, um eine übelthätige Ordnung der Dinge und der Gesellschaft umzuändern?

Aber ganz anders wird die Beantwortung der Frage ausfallen, wenigstens ganz andre Modificationen leiden, wenn von unsrer Zeit und von dem

gesitteten Europa die Rede ist. Ist] zu der Zeit, wenn die Saaten zu einer gewissen leidlichen Ordnung und die Menschen zu einem gewissen Grade der Aufklärung und Sittlichkeit gekommen sind; wenn Anstand, Gebräuche und Religion die unbändigsten Leidenschaften im Zaume halten, und Wissenschaften und Künste die Gemüther der Regenten und Unterthanen mildern und beleben: ist in einem solchen Zeitpuncte thätliche Widersetzung einer Nation gegen ein seine Gewalt mißbrauchendes Oberhaupt ein nothwendiges Mittel ihrer Errettung, oder ein heilsames Mittel zu Erlangung eines bessern Zustandes? Und ist nicht, unter obigen Voraussetzungen, wenn der Druck der Obern, schon vermöge der verfeinerten National-Sitten, nie bis zum Unerträglichen geht, und die Einsichten der Untern, — vermöge der erleichterten Mittel des Unterrichts, in Reden und Büchern, gewiß bis zu den Höchsten durchdringen: ist nicht, sage ich, ein geduldiges Ertragen der noch übrigen Uibel, verbunden mit einer bündigen und eindringenden Vorstellung der Irrthümer, welche bey jedem Mißbrauche zum Grunde liegen, zugleich hinlänglich zu dem vorgesteckten Endzwecke der Staatenverbesserung, und rathsam wegen der Gefahren, die auf dem Wege der Gewalt dem Reformator aufstoßen?

Ich gestehe es, ich bin geneigt, dieses zu glauben. Ich bin geneigt, anzunehmen, daß in unsrer Zeit und in Ländern, wie jetzt die Europäischen re-

giert werden, die Macht der Wahrheit und vernünftiger Gründe stark genug ist, die Hindernisse, die uns noch auf dem Fortgange zur Vollkommenheit von Seiten politischer Einrichtungen im Wege stehen, fortzuschaffen. Die Französische Revolution selbst hat mich gelehrt, daß die Gefahren zu groß sind, die mit einer offenbaren Widersetzlichkeit einer ganzen Nation gegen ihren Regenten und ihre Regierung verbunden sind, — Gefahren, die nicht bloß aus dem Verluste des Handels und der Industrie, sondern aus der Verwilderung und der Zügellosigkeit der Gemüther entstehen.

Zuerst, wenn wir die ganze Weltgeschichte durchgehn, so finden wir nur wenige mit Gewalt durchgesetzte Revolutionen, die eine Nation dauerhaft glücklicher gemacht hätten. Von dem Uibergange der ersten Griechischen Monarchien zur republikanischen Form wissen wir zu wenig, um sagen zu können, wie viel die Gewalt, wie viel der bloße Geist der Nation gewirkt habe. Aber von den Römern wissen wir genau, wie sie ihre Könige verjagten und die Königswürde abschafften. Und wenn wir gleich keinen Maßstab der Glückseligkeit haben, um gewiß zu seyn, daß die Römer unter den Consuln besser daran waren, als unter den Königen: so wissen wir doch gewiß, daß sie nicht ärmer und ohnmächtiger, nicht geistloser und ungesitteter wurden. Mit einem Worte, wenn man nicht Spitzfindigkeiten in die Geschichte bringen will, wo sie am we-

nigsten hingehören, so muß man gestehen: „den Römern sey ihre Revolution gelungen.“ Aber von da an finden wir in der That an der unabsehlichen Reihe von Empörungen und Regierungsveränderungen, die bis auf unsre Zeiten vorgefallen sind, keine von dem Volke veranstaltete, die irgend einen leuchtenden Erfolg gehabt hätte, als die, wodurch Holland ein Freystaat geworden und England unter das Haus Oranien und endlich an Hannover gekommen ist. Ich unterscheide die Rebellion unter Carl dem Ersten von der Revolution unter Jacob dem Zweyten. Jene war nichts weniger als glücklich. Sie brachte auf eine kurze Zeit eine Schein-Republik unter einem despotischen Oberhaupte hervor und endigte sich mit der Wiedereinsetzung der alten unbeschränkten oder unbestimmten königlichen Macht. Aber die Revolution unter Jakob dem Zweyten war glücklich. Nicht nur bestand ihr Erfolg: sondern dieser Erfolg war auch eine wahre Verbesserung. Genauere Bestimmung der Rechte, eine richtigere Vertheilung der verschiednen Gewalten, eine solche Verbindung zwischen Autorität und Freyheit wurde dadurch in England eingeführt, daß noch bis jetzt die eifrigsten Anhänger der Monarchie die Vertreibung der Stuarte segnen müssen. —

Aber wenn die Anzahl glücklich ausgeführter Revolutionen, die mit der Verbesserung des Zustandes der Nation sich geendigt hätten, so gar gerin-

ge ist: muß dieß nicht allein jede Nation abschrecken, eine ähnliche zu versuchen?

Und ich sehe auch deutlich in der Natur der Sache, die mir jetzt in einem so großen und so fürchterlichen Sauspiele deutlicher und näher vor Augen liegt, warum die Gefahren einer noch so billig scheinenden Revolution so groß und warum ihr Erfolg so mißlich ist.

Zwey Umstände sind es, welche schon die Rechtmäßigkeit derselben im Allgemeinen zweifelhaft machen: erstlich, daß nie die ganze Nation die Revolution anfangen kann; — zweytens, daß sie nie, wenn sie angefangen worden, in bestimmten Schranken gehalten und nach einem Plane geleitet werden kann.

Den Anfang jeder Widersetzlichkeit, die eine Nation gegen ihre Regierung ausübt, muß immer ein Theil der Nation machen, der entweder, den Mißbräuchen näher, sie besser einsieht, oder von ihnen mehr gedrückt, sie lebhafter verabscheut. Aber dieser Theil ist immer nur eine Faction, so lange er die Einstimmung der Nation nicht erhalten hat: und handelt auch im Geiste einer Faction. Ja, da diese Einstimmung nie vollständig erhalten wird: so bleibt auch bey dem Fortgange der Revolution ein Streit von Factionen gegen einander. Nie hat sich eine Nation in corpore ihrem Regenten widersetzt. Immer hat ein Theil der Nation gegen den andern, mit dem Regenten verbündeten, Theil gestrit-

ten. Dodurch aber verändert sich die ganze Natur der Sache: Aus der Begierde nach Verbesserung des Staats wird nun, da einmahl Krieg entstanden ist, Begierde nach Sieg und Unterdrückung der Gegner. Und da, nach aller Erfahrung, die bürgerlichen Kriege grausamer, als die Nationalkriege, geführt werden: so sind auch die Leidenschaften, die in dem Laufe der Revolutionen bloß im Gefolge des Parteyenkampfes entstehen, von einer so wüthenden Art, daß sie alles Gute des zuvor aufgeregten Patriotismus zerstören können. — Kann also einer ihre Gewalt mißbrauchenden Obrigkeit nie Gewalt entgegengesetzt werden, ohne daß diese Gewalt zugleich gegen diese Mitbürger gerichtet sey, und sind, wenn einmahl Krieg im Innern des Staats entsprungen ist, dessen Ausgang und Folgen nicht zu berechnen: so ist es gewiß höchst mißlich, das Uibel einer fehlerhaften Ordnung durch die Uibel einer absoluten Unordnung zu bekämpfen.

Dazu kommt, daß, wie im Kriege, so bey dem Gebrauche der Gewalt überhaupt, auf Glück und Umstände alles ankömmt, und also das Wohl der Nation, welches durch die Vernunft und die Gesetzgebung erhöht werden sollte, dem Spiele des Zufalls Preis gegeben wird. Man sieht es als eine der größten Ungereimtheiten des Mittelalters an, daß es seine Rechtsstreitigkeiten durch Duelle entscheiden ließ. Aber thut die Nation, welche

eine Revolution anfängt, etwas anders? Tritt sie nicht ebenfalls ganz, oder in ihren Champions und Armeen, auf den Kampfplatz, um ihre Rechte und die Rechte ihrer Regenten durch die Stärke der Sehnen, die Geschicklichkeit zu morden und alle die Künste des Krieges entscheiden zu lassen, welche wohl zeigen, welche Partey die glücklichere oder die kühnere sey, aber nicht, welche Recht habe oder die weisere sey.

Dazu kommt nun noch, was ich auch schon im Anfange gesagt habe, da ich Kants Satz zu rechtfertigen suchte: die menschliche Vernunft und die menschliche Tugend, so wie sie für jetzt sind, brauchen noch den Zügel der bürgerlichen Ordnung und die Verehrung nicht nur für die Gesetze, sondern auch für die Obrigkeit. Die Meinungen und Sitten der Menschen, losgebunden von allen Fesseln sichtbarer Autorität, scheinen ins Wilde und Ungeheure hineinzugehen. — Und was noch schlimmer ist, in den Zeiten bürgerlicher Unruhen, wo Gemüther alle aufs äußerste gespannt sind, machen nur diejenigen Eindruck, die die Extreme vertheidigen: und diejenigen, welche die Mäßigung in Schutz nehmen und die Schranken der Wahrheit und Ordnung suchen, werden als Schwache verachtet, oder als laue Patrioten verabscheuet. So bekommt endlich in der Nation der schlechteste Theil, welches der in Meinungen und Denkungsart ausschweifende oder wüthende ist die Oberhand. Der

erste Zweck, das anfängliche Interesse, welches zur Revolution führte, wird gänzlich vergessen, und die Gegenstände der Begierden, welche die Revolution selbst erzeugt hat, werden rastlos verfolgt. Im ganzen werden die Menschen unsittlicher und unverständiger, wenn sie lange Zeit des Friedens und der Ordnung in ihrem äußern Zustande entbehren.

Sicher wird in einem Lande und in einem Clima, bey solchen Sitten, bey einem solchen Grade der Aufklärung, wie glücklicher Weise die unsrigen sind, der vernünftige Mann, der die Mißbräuche der Regierung am besten erkennt, sie am geduldigsten ertragen, weil er ihre Abstellung von der Kraft der Gründe, von der Zeit, und den immer wachsenden Einsichten der höhern und niedern Stände erwarten kann.

II.

Uiber den Unterſchied von Theorie und Praxis, in Beziehung auf die Abhandlung eines andern Schriftſtellers über denſelben Gegenſtand in der Berliniſchen Monathsſchrift.

Gewiſſe Dinge ſind in Gefahr, immer mehr verdunkelt zu werden, je mehr man darüber redet und ſchreibt. So iſt es mit dem Worte Aufklärung gegangen. Einfach in ſeinem Urſprunge, unzweydeutig in ſeiner Bedeutung, völlig entſchieden, in Abſicht des Werths ſeines Gegenſtandes, hat man es durch gehäufte Unterſuchungen geheimnißvoll, vieldeutig und verdächtig gemacht. Der eben ſo einfache Satz, daß die Theorie zu der Praxis nicht genug ſey und oft in derſelben Ausnahmen leide, ſcheint durch ſubtilere Unterſuchungen nicht weniger von ſeiner erſten Verſtändlichkeit und unbeſtrittnen Giltigkeit zu verlieren. — Nach der neueſten Abs-

hand-

handlung eines talentvollen jungen Schriftstellers in der Berliner Monathsschrift soll in allen Fällen, wo es auf Pflicht und Recht ankommt, die Theorie unumschränkt und ohne Ausnahme über die Praxis herrschen. In allen den Fällen aber, wo es auf Nutzen und Glückseligkeit oder auf Kunst und Geschicklichkeit ankommt, soll die Theorie sich Einschränkungen und Ausnahmen von der Erfahrung gefallen lassen müssen. — Weil aber der Begriff von Pflicht und Recht auch in den Verhältnissen zwischen Regent und Volk und bey der Einrichtung einer Staatsverfassung vorkommt, der scharfsinnige Verfasser aber sich nicht getrauet, hier eine Theorie zu finden, die von den Umständen der Nation, auf welche sie angewandt wird, nicht Veränderungen leiden müßte: so sucht er Gründe auf, warum dieses moralische Verhältniß von dem allgemeinen Gesetz ausgenommen seyn müsse.

Ohne mich auf die Verschiedenheit der Gegenstände, wobey Theorie und Praxis vorkommen, einzulassen, will ich Ihnen, m. H., nur kurz die Meinung vorlegen, die ich von dem Unterschiede beyder im allgemeinen habe, und von den Ursachen, warum sie nicht vollkommen zusammen passen, obgleich die eine nur der Abdruck der andern seyn sollte. Hieraus werden Sie auch zugleich meine Gründe sehen, warum ich glaube, daß diese Disharmonie zwischen Theorie und Praxis, so weit sie vorhanden ist, sich über den ganzen Umfang menschli-

cher Kenntnisse und menschlicher Handlungen erstreckt, daß, solange Menschen Menschen sind, solange sie wenigstens die unvollkommne Kenntniß der Dinge behalten, die sie jetzt besitzen, — in moralischen Wissenschaften sowohl, als in mechanischen, in Sachen der Klugheit sowohl, als in Sachen des Rechts, bey Beförderung ihrer Glückseligkeit sowohl, als bey Uibung der Tugend, die Theorie Einschränkungen und Ausnahmen leiden wird.

Die Summe aller der Kenntnisse, die man zum voraus im Allgemeinen über die Gattung gewisser Gegenstände eingesammelt hat, ehe man anfängt, mit einem einzelnen derselben zu operiren: diese nennt man Theorie. — In der Theorie wird nie von einzelnen Dingen, sondern von Gattungen und Arten geredet. Es sind also die Gegenstände derselben nur die herausgehobnen gemeinschaftlichen Merkmahle der Individuen, mit Weglassung der Besonderheiten eines jeden. — Das, was hierüber die Theorie lehrt, ist selbst wieder von zweyerley Art und entspringt aus zweyerley Quellen. Der eine Theil besteht in gesammelten Erfahrungen, die, weil sie gleichförmig in allen bisher vorgekommnen Fällen gemacht worden sind, nun im Allgemeinen, wenigstens provisorisch, für Grundsätze gelten. Ein andrer Theil der Theorie besteht in zergliederten und an einander geketteten Begriffen. Die Begriffe selbst sind ein Werk der Erfahrung und der Abstraction. Aber wenn dieselben, abgesondert von dem

individuellen Beywerke, einen eignen Gegenstand des Nachdenkens ausmachen: so findet oft der menschliche Geist, daß, indem er sich den einen Begriff A denkt, er sich zugleich drey, vier andre Begriffe denken muß; — oder, daß wenn er den Begriff A mit dem von B oder C willkürlich verbindet, dadurch ein denkbarer neuer Begriff von bestimmten Merkmahlen entsteht.

So wie das Auge erst nach der Entwickelung der Rose gewahr wird, wie viele über einander gefaltete Blätter es sah, wenn es die einfach scheinende Knospe sah: so unterscheidet das Auge der Seele oft, durch die Meditation in einem Begriffe, der ihr anfangs einfach schien, viele nothwendig dazu gehörigen Theile; wird gewahr, daß mit dem einem Satze zugleich zehn, zwanzig andere behauptet werden. So haben die Menschen entdeckt, daß, wenn sie sich einen Raum von drey Linien umschlossen vorstellen, sie sich selbst dadurch, ohne es zu wissen, die Winkel, welche diese Linien machen, bestimmen. Sie haben eingesehen, daß, indem sie behaupten, die Umfangslinie des Kreises sey von einem Mittelpuncte gleich weit entfernt, sie mit diesem Satze eine Menge andrer Eigenschaften des Kreises stillschweigend bejahen, die sie aber, erst durch fortgesetztes Nachdenken, aus dieser Grundeigenschaft folgern.

Zu andern Sätzen gelangen sie durch die Combination der Begriffe. Sie vereinigen die Begriffe

von den Winkeln mit dem des Zirkels, oder verbinden die geradlinigen und krummlinigen Figuren, theilen die Figuren durch Linien oder setzen mehrere Figuren zusammen: und nun modificiren sich die einzelnen Begriffe in der Zusammensetzung so, daß daraus neue Sätze entstehen.

Dieser Theil der Theorie ist der einzige demonstrative. Die reine Mathematik gibt uns davon das einzige Muster von einem gewissen Umfange. Denn nirgend, als in ihr, können diese Entwickelungen und Combinationen abstracter Begriffe so weit getrieben werden, und geben zu einer so langen Reihe von Schlußfolgen Anlaß. Bey allen andern Wissenschaften macht die Bildung eines Begriffs, seine Herleitung aus der Erfahrung, seine Absonderung von dem besondern Individuellen den größten und schwersten Theil des Untersuchungsgeschäftes aus. Den Begriff zu entwickeln ist gemeiniglich leicht und die daraus entspringenden Folgerungen sind oft mehr veränderte Darstellungen und Ausdrücke des ursprünglichen Begriffs, als neue Sätze.

Also, noch ehe wir die Theorieen in Rücksicht auf die Praxis betrachten, sehen wir sie aus zwey ungleichartigen Theilen zusammengesetzt, die auch von ungleicher Gewißheit sind. — Die gesammelten und in Ordnung gebrachten Erfahrungen machen den einen, und die aus Zergliederung und Combination der Begriffe entspringenden demonstrativen Sätze den andern Theil aus.

Man könnte also vermuthen, daß in dieser Verschiedenheit der Bestandtheile eigentlich die Schwäche einer Theorie läge; — daß, je mehr sie demonstrirte Sätze enthielte, je strenger und vollkommner müsse sie sich auf die Praxis anwenden lassen; — und nur da, wo sie gleichsam anticipirte Erfahrungen aufstelle, könne sie durch neue veränderte oder besser gemachte Erfahrungen eingeschränkt werden.

Aber so ist es in der That nicht. Die Schwäche der Theorieen liegt wenigstens nicht allein auf dieser Seite. Es gibt viele, bloß durch Erfahrung erkannte, allgemeine Sätze, die doch so wenige Ausnahmen leiden und in der Anwendung so sicher sind, als die demonstrativisch erkannten. — Und es gibt hingegen viele auf mathematischen Sätzen beruhende Regeln der Mathematik und Baukunst, die doch, wenn man sie, ohne die Erfahrungs- oder practischen Kenntnisse hinzuzufügen, anwendet, täuschen oder des Ziels verfehlen.

Die wahre Schwäche unsrer Theorieen scheint mir in ihrer Unvollständigkeit zu liegen: und diese Unvollständigkeit scheint sich mir über den einen Zweig unsrer Kenntnisse sowohl, als über den andern zu erstrecken.

Nicht nur haben wir, wie ich schon gesagt habe, von dem Individuellen abstrahirt, da wir in der Theorie bloß die Gattungen und Arten behandelten, sondern von diesen Gattungen und Arten ha-

ben wir nur einige der vorzüglichsten oder die sich am besten im Allgemeinen behandeln lassen, heraus gehoben. Wir haben in der Mechanik z. B., die Theorie des Hebels und des Schwerpunets zuerst bearbeitet und am vollständigsten ausgeführt. Die Theorie der Reibungen ist weit später hinzu gekommen und bey weitem noch nicht so aufs reine gebracht. — Bey der Erbauung wirklicher Maschienen aber hat das Eine so viel Einfluß wie das Andre, und noch haben viele chymische Eigenschaften der Körper Einfluß, die in gar keine Theorie gebracht worden sind. Wenn unsre Theorie des Wasserbaues alles das enthielte, was bey der wirklichen Regulierung eines bestimmten Stroms vorkommt: so würde die Anwendung derselben ausgemacht sicher und ohne Ausnahme seyn. Aber ein großer Theil dieser Gegenstände kann gar nicht scientifisch behandelt, — er kann nicht zum voraus erkannt werden. — Es bleibt also vieles von dem, was die Theorie von Rechtswegen enthalten sollte, der unvollkommnern, auf der Stelle erlangten Kenntniß oder Beurtheilung des Baumeisters überlassen. —

So ists nun in der That auch in Absicht des Moralischen.

Wenn man freylich zur Theorie der Moral nicht mehr rechnet, als die Regel, thue Recht, handle nach der Vernunft, oder, welches mit andern Worten dasselbe sagt, handle so, daß deine

Maxime ein allgemeines Gesetz werden könne, so ist an keine Ausnahme von einer solchen Theorie zu gedenken: aber es ist auch an keine wahre Anwendung derselben zu gedenken. Es ist nicht viel besser, als dem Baumeister zu sagen, daß er ein festes, bequemes und schönes Haus aufführen solle. — Die wahre Theorie der Moral ist die Beantwortung der Frage: wie handle ich recht, und was muß ich thun, wenn ich mich als ein tugendhafter Mensch betragen soll? — Aber wenn man dieses versucht, wenn man wirklich mit dem warmen Eifer eines guten Herzens darnach fragt, dann wird man die Unvollständigkeit der moralischen Theorie so gut wie jeder andern gewahr.

Man mag nun die Pflicht aus seiner eignen Natur selbst und den Verhältnissen erkennen, in welchen der Mensch steht, oder sie auf den Zweck des allgemeinen oder des besondern Wohlseyns beziehn: so bleiben im voraus und bis man zum Handeln kommt, so viele von diesen Dingen unbestimmt und unbestimmbar, daß außer den zuvor ausgemachten Regeln, die die Theorie enthält, noch viele Beurtheilungen auf der Stelle nöthig sind, um jene zu ergänzen.

Man sieht aber zugleich, wo die Theorie die meisten Ausnahmen zu erwarten hat, nähmlich da, wo der Individuelle Zustand der Dinge am wenigsten vorauszusehen ist, da, wo die allgemeinen Sätze

am wenigsten vollständig das Gemälde von der Wirklichkeit enthalten.

Die Theorie ist eine Landcharte und gibt, so wie diese, eine Vorstellung von der Lage der Dinge in der Welt, ehe man noch unter sie gekommen ist. Aber sie kann dieß nur, indem sie sehr vieles, und selbst das meiste von dem, was auf der Erde vorhanden ist, weglässt, und nur einige Hauptsachen andeutet. Eine solche Charte kann sehr richtig und dem Reisenden, der gerade nur die Lage und die Entfernungen der Oerter zu wissen verlangt, sehr nützlich seyn. Aber wer ökonomische Operationen auf ihre Anzeigen gründen wollte, würde sich oft getäuscht und verlassen finden.

Zwischen der Theorie und der Erfahrungskenntniß, welche einige neuere Philosophen als einander entgegengesetzt vorgestellt haben, scheint mir bloß ein Unterschied zu seyn, wie er sich zwischen zwey Arten derselben Gattung findet. Die Theorie enthält Kenntnisse, die man zum voraus, ehe man noch die Gegenstände selbst unter Augen gehabt hat, erwerben kann, Kenntnisse, die von vielen Dingen ähnlicher Art zugleich gelten und nur das ihnen Gemeinschaftliche betreffen; — Kenntnisse endlich, die aus den Erfahrungen aller Zeiten oder aus der Entwickelung längst abstrahirter Begriffe geschöpft worden sind. Die eigentlichen Erfahrungs- oder praktischen Kenntnisse hingegen sind solche, welche der Mensch durch eignes Anschauen der wirk-

lichen Dinge erhält, es sind nicht die gesammelten und schon erprobten Erfahrungen seiner Vorgänger, sondern die Entdeckungen seiner eignen augenblicklichen Beobachtung; — Kenntnisse, die weniger entwickelt sind, — denn sie sind neuer, — die weniger sich mit Worten ausdrücken lassen, — denn sie sind concreter, und die Sprache biethet nur Zeichen für abstracte Ideen dar; — Kenntnisse endlich, deren Richtigkeit nur durch ein gewisses Wahrheitsgefühl beurtheilt werden kann, weil Zeit und Reflexion sie noch nicht auf dem Prohierstein des Zusammenhangs mit den übrigen Wahrheiten haben bringen können. Auch in diesen so genannten Erfahrungskenntnissen ist ein Theil Erfahrung und ein andrer Räsonnement aus Begriffen. Nähmlich auch über diejenigen Dinge und über diejenigen Merkmahle der Dinge, welche die Theorie nicht angegeben hat, und nicht angeben konnte, auch über diese findet eine Operation des Verstandes und der Vernunft Statt, durch welche Begriffe abgesondert, entwickelt und combinirt werden. Aber weder kann dieß mit soviel Ausführlichkeit geschehen, noch kann das Resultat davon andern so leicht mitgetheilt werden, als es bey der Entwickelung und Combination längst abstrahirter Begriffe möglich ist.

Ohne Zweifel gibt es Operationen, bey welchen die Vorkenntnisse, welche die Theorie darbiethet, mehr zureichen, als bey andern; solche, wo

das Besondre des individuellen Falls weniger Einfluß hat, als das Allgemeine der Gattung. Bey diesen wird also auch die Theorie durch die Praxis weniger Zusätze und Einschränkungen bekommen. Ohne Zweifel sind die Pflichten des Bürgers im Privatleben leichter zum voraus zu bestimmen, als die Pflichten der Staaten gegen einander, oder die der Nationen gegen ihre Oberhäupter; ohne Zweifel sind die Regeln des Rechts für Zeiten der Ruhe und einer feststehenden Verfassung leichter in eine allgemeine Theorie zu bringen, als die für Zeiten bürgerlicher Streitigkeiten, der Errichtung oder Umänderung einer Staatsverfassung. — Und schon deßwegen ist der Zustand der Ruhe und der Ordnung einem revolutionären Zustande vorzuziehn, schon deßwegen sind der Erhaltung dieser Ruhe und Ordnung die meisten der Vortheile für Staaten, welche von großen Veränderungen erwartet werden, billig aufzuopfern: weil der Maßstab von Pflicht und Recht in dem ersten Zustande allgemein und zum voraus zu bestimmen ist, in dem zweyten nur vom Menschen selbst, der sich darin befindet, und nach Empfindungen mehr, als nach Uiberlegungen, bestimmt werden kann.

Ein

ernsthafter Commentar

über einen Scherz.

In der Zeit, da Swift als Schriftsteller noch wenig bekannt, und als Geistlicher und Dorfpfarrer in einer entlegenen Gegend von Irland war, brachte er, nach der Gewohnheit der englischen Geistlichen, — welche eine Pfründe als ein Grundstück ansehen, das sie, nach Gefallen, entweder selbst anbauen, oder durch andre verwalten lassen können, — einen Theil jedes Jahres in London zu. Um aber doch die Pflichten seines geistlichen Standes nicht ganz zu vergessen, verrichtete er, während dieses Aufenthaltes, in dem Hause des Lord Berkeley, zu welchem er einen vertrauten Zutritt hatte, das Geschäft eines Capellans, wohnte den Andachtsübungen der frommen Lady bey, und las ihr gewöhnlich nachher eine moralische, oder geistliche Abhandlung vor. Sie fand eben damahls viel Geschmack an Boyles Betrachtungen, die aus allerley Gegenständen der Natur und Kunst moralische Nutzanwendungen ziehen, und war willens, sie sich alle nach der Reihe von Swift vorlesen zu lassen. Swift, den diese Lectüre nicht eben so gut,

als die Gräfinn, unterhielt, suchte sich von diesem Auftrage durch einen Scherz loszumachen. Nachdem er eines Tages abermahls ihr eine Vorlesung aus ihrem Lieblingsautor gehalten hatte, nahm er das Buch heimlich mit sich nach Hause und nähete behuthsam einige Blätter hinein, auf die er den folgenden Aufsatz (Betrachtungen über einen Besenstiel) geschrieben hatte. Darauf ließ er das Buch wieder unbemerkt an seinen Ort legen. Und als er beym nächsten Besuche von der Dame gebethen wurde, in den Betrachtungen Boyles fortzufahren, öffnete Swift das Buch da, wo die eingeschobnen Blätter waren, und fing sehr ernsthaft an zu lesen: Betrachtungen über einen Besenstiel. Die Gräfinn befremdete zwar Anfangs der sonderbare Titel. Indeß verlangte sie, daß Swift fortfahren sollte, weil, wie sie sagte, dieser bewundernswürdige Schriftsteller ihr schon so manchmahl wichtige Belehrungen, bey Betrachtungen unwichtiger Gegenstände, gegeben hätte, daß sie auch hier mehr erwarten könnte, als der undankbare Stoff verspräche. Swift fing nun an, mit pathetischer Stimme, so wie er sonst die Boylischen Betrachtungen zu lesen gewohnt war, seinen eignen Aufsatz abzulesen. Milady Berkeley ahndete noch immer den Betrug nicht: und ob ihr gleich zuweilen der Ton etwas fremd vorkam, so äußerte sie doch noch öfter über den großen Mann ihre Be-

wunderung, der so vortreffliche Sachen selbst über einen Besenstiel zu sagen wußte.

Nach geendigter Vorlesung, trat Gesellschaft zur Gräfinn herein, und Swift eilte davon, um bey dem folgenden Auftritte, den er vorhersah, nicht gegenwärtig zu seyn. Die Gräfinn, voll von ihrem Autor, fragte jeden aus der Gesellschaft, ob er Boyles Betrachtung über einen Besenstiel gelesen hätte. Kein Mensch wußte etwas von dieser Betrachtung. Sie versicherte, daß sie in ihrem Exemplare stände, und daß Swift sie eben daraus vorgelesen hätte. Das Buch wurde herbeygehohlt: und man fand in der That die Betrachtung, aber von Swifts Hand geschrieben. Jedermann lachte, die Gräfinn nannte Swift einen Schalk, und niemand wurde dadurch geärgert. Aber beym Publikum fand das kleine Stück, als es in der Folge abgedruckt wurde, strengere Richter: weil man es, wider Swifts ursprüngliche Absicht, für eine Satyre auf Robert Boyle, einen wirklich verdienstvollen, und allgemein geschätzten Mann, ansah. Für uns ist es nichts mehr, als eine nicht geistlose Posse: die dadurch einiges Interesse mehr erhält, daß die Betrachtung, womit sie schließt, durch die Geschichte unserer Tage so sehr bestätiget wird, daß sie beynahe für diese geschrieben zu seyn scheint. Wie ich dieß verstehe, darüber will ich mich umständlicher erklären, wenn ich zuvor den Swiftischen Aufsatz

selbst, in einer freyen Uiberſetzung, den Leſern wer-
de vorgelegt haben.

Swifts Meditation über einen Beſenſtiel.

„Dieſen jetzt, in einem ſtaubigen Winkel, ein-
„zeln und vernachläſſigt liegenden Stecken *) kannte
„ich einſt als einen jungen Baumſtamm, im Walde
„in einem blühenden Zuſtande. Er war voll Saft,
„mit grünenden Zweigen und Blättern bekrönt. —
„Aber jetzt mag die geſchäftige Kunſt des Menſchen
„immerhin mit der Natur wetteifern, und an den
„vertrockneten Stamm ein Bündel eben ſo ſaftloſer
„und dürrer Zweige anbinden: er iſt doch, wenn
„es hoch kommt, nichts mehr, als das Entgegenge-
„ſetzte von dem, was er zuvor war, ein umgekehr-
„ter Baum, der ſeine Wurzeln in die Höhe ſtreckt,
„und mit ſeinen Zweigen den Boden kehrt. Jetzt
„iſt er das Handwerkszeug jeder ſchmutzigen Stu-
„benmagd, verdammt ihre Arbeit für ſie zu thun,
„und dazu auserſehen, andre Dinge rein zu ma-
„chen, indem er ſelbſt ſchmutzig wird. Endlich,
„wenn er in dem Dienſte der Mägde, bis auf den
„letzten Stumpf, abgebraucht iſt: wird er vor die
„Thür hinausgeworfen, oder zu einem Gebrauche
„beſtimmt, der ſeinem Daſeyn zugleich ein Ende
„macht, Feuer damit anzuzünden.“

„Ach,

*) Der Swiftiſche Beſen war ein einzelner Stecken, mit daran gebundnen Birkenruthen.

„Ach, sagte ich, indem ich dieß betrachtete, „bey mir selbst, mit einem tiefen Seufzer, wahr„lich, der Mensch ist nichts besser, als ein Besen„stiel. Die Natur schickt ihn in die Welt, munter „und rüstig, mit Lebenskraft zum Wachsen und Ge„deihen angefüllt. Sein Haupt ist dann mit sei„nen eignen Haaren geziert, die gleichsam die Zwei„ge der mit Vernunft begabten Pflanze ausmachen. „Dieß währt so lange, bis das Beil der Zeit und „der Unmäßigkeit seine grünen Aeste abgeköpft hat, „und ihn dann, als einen vertrockneten Stamm, „mit kahlem Haupte zurückläßt. Dann nimmt er „seine Zuflucht zur Kunst, bedeckt sein Haupt mit „einem unnatürlichen Bündel von Haaren, die nie„mahls auf demselben gewachsen sind, füllt sie mit „Puder an; und ist noch stolz auf diesen geborgten „Schmuck, den er eine Perücke nennt. — Und „doch sollte dieser unser Besenstiel auftreten, und „auf die geplünderten Birkenruthen, die er an sich „trägt, da sie doch nicht auf ihm gewachsen sind, „stolz thun; indeß er über und über mit Staub und „Schmutz bedeckt ist, (mag er ihn auch aus dem „Zimmer der schönsten Dame ausgefegt haben:) ge„wiß, wir würden seine Eitelkeit verachten und lä„cherlich finden. — Welche parteyische Richter sind „doch wir Menschen, wenn wir über unsre eigne „Vortrefflichkeit und andrer Fehler urtheilen wollen!

„Doch, der Besen, sagte ich, stellt einen um„gekehrten Baum vor. Und ich bitte euch, was ist

„der Mensch anders, als ein Ding, bey dem das „Oberste zum Untersten gekehrt, und der Kopf da „ist, wo die Fersen seyn sollten. Die zur Regie„rung bestimmte Vernunft liegt auf dem Boden und „kriecht im Staube, indeß die Sinnlichkeit, wel„cher es zukäme, zu gehorchen, die höchste Stelle „einnimmt und den ganzen Menschen beherrscht.

„Und mit allen diesen Fehlern wirft er sich „doch zu einem allgemeinen Reformator auf, will „alle Beschwerden in der Welt abthun und die Miß„bräuche verbessern. Er guckt und stöbert „in jedem Schmutzwinkel der Natur „und der Gesellschaft umher, bringt „allen darin versteckten Unrath ans „Licht, macht einen gewaltigen Staub, „wo zuvor keiner war; und bedeckt sich, „während der Zeit, über und über mit „eben dem Kothe, den er wegkehren „zu wollen vorgibt. Seine letzten Tage bringt „er, wie sein Bruder, der Besen, in der Dienst„barkeit der Weiber zu: bis er endlich, so wie die„ser, bis auf den Stumpf abgenutzt, zur Thür „hinausgeworfen, oder dazu gebraucht wird, ein „Feuer anzuzünden, wobey andre sich wärmen „können.

Scheint diese letzte Betrachtung nicht recht dazu gemacht, die Helden der Französischen Revolution, diese kühnsten aller Reformatoren, zu schildern? Wer hat mehr, als sie, in allen Winkeln

des Staats und der Regierung, herumgesucht, um dem verborgensten Schmutz, von gemißbrauchter Gewalt oder von verschwendeten Finanzen, von Ungerechtigkeit oder Vernachlässigung, ausfindig zu machen? und wer hat mehr, mit eben dem Unrathe, welcher ausgefegt werden sollte, sich selbst besudelt, — die willkürliche Gewalt höher getrieben, die öffentlichen Gelder unsinniger verschwendet, bey seinen Ungerechtigkeiten alle Gefühle der Menschlichkeit mehr unterdrückt, und sorgloser die Verwaltung wichtiger Staatsgeschäfte dem Zufalle überlassen, als eben die, welche in Frankreich sich seit mehreren Jahren, nach ihrem Vorgeben, mit der Ausrottung aller dieser, in der alten Verfassung eingewurzelten Mißbräuche, beschäftigten? Wer hat mehr des fürchterlichsten Staubes gemacht, und das Land, welches er von erträglichen Uibeln befreyen wollte, mehr mit Blut und Verbrechen bedeckt?

Und dieser üble Erfolg von den Arbeiten derjenigen Menschen, welche Swift mit seinem Besenstiele vergleicht, wenn sie eine zu große Fläche von einem durch zu lange Zeit angehäuften Staube zu schnell reinigen wollen, hat sich nicht bloß bey den Französischen Staats-Reformatoren, in unsern Tagen, gezeigt. Swift hatte einen ähnlichen verunglückten Reformations-Versuch in seinem Vaterlande, zwar nicht selbst erlebt, aber doch von seinen Vätern beschreiben hören, und in manchen noch zu seiner Zeit vorhandnen Spuren beobachten kön-

nen. Auch die Urheber der großen Staatsverän-
derungen zur Zeit Carls I., obgleich weit frömmer
und in ihren ersten Schritten weit gemäßigter, als
die heutigen Französischen, wurden doch zuletzt eben
so gewaltthätig, eben so verschwenderisch, und für
ihr Vaterland eben so Unheil stiftend, als diese.
Einige zu willkürlichen Anmaßungen der Krone,
einige despotischen Handlungen der Klerisey sollten
weggeschafft, und für die Zukunft verhütet werden:
und an deren Stelle trat die willkürlichste Gewalt
eines einzigen Mannes, welcher König, Parlament,
Kirche und Volk zugleich unterdrückte.

Fast allenthalben, wo in der Welt große Reformen öffentlicher Mißbräuche plötzlich haben ausgeführt werden sollen, sind noch größre Mißbräuche erfolgt. Die Gracchen im alten, Arnold von Brescia und Rienzi *) im neuern Rom, Marcell, so wie Robertspierre in Paris, alle haben damit angefangen, den Staat säubern, und zu seinem alten Glanze, zu den Tugenden und dem Glücke voriger Zeiten, wieder erheben zu wollen; und haben damit geendiget, ihn in noch größerm Verfall und mit verdorbnern Sitten zurückzulassen.

Selbst diejenigen Reformatoren, welche mit weniger Ungestüm zu Werke gegangen, und weise oder glücklich genug gewesen sind, etwas von den entworfenen Verbesserungen wirklich zu Stande zu

*) Siehe die Anmerkung am Schlusse.

bringen, haben doch nicht ganz den Vorwurf von sich ablehnen können, daß sie gerade eben die Fehler, welche sie an ihren Obern rügten und um derentwillen sie ihnen den Gehorsam aufsagten, im hohen Grade selbst begingen. Um die Völker von einer tyrannischen Herrschaft zu befreyen, haben sich Privatbürger, wenigstens eine Zeitlang, einer despotischen Gewalt anmaßen müssen: und selten sind große Ungerechtigkeiten, welche Mächtige begingen, von den Schwächern auf eine andre Weise, als mit Begehung ähnlicher Ungerechtigkeiten, bestraft und weggeschafft worden. Selbst unsre protestantischen Glaubensverbesserer, ob sie gleich gegen die Mißbräuche der Römischen Kirche mit keinen andern Waffen, als mit den Waffen der Gründe und der Uiberzeugung, zu Felde zogen, konnten sich doch nicht davor hüthen, etwas von dem Gewissenszwange, von der Unduldsamkeit und von der geistlichen Herrschaft, gegen welche sie stritten, bey sich einzuführen.

Woher kommt wohl diese sonderbare Erscheinung? Warum werden die, welche das Unrecht aus der Welt wegzuschaffen suchen, so leicht selbst ungerecht; und warum begehen diejenigen, welche große Verbrecher strafen wollen, so leicht ähnliche Verbrechen? — Die Geschichte unsrer Tage gibt uns hierüber zwar nicht neue, aber für uns deutlichere Aufschlüsse, weil die Begebenheiten, woraus wir sie schöpfen, uns näher sind.

Die erste Ursache von den Verbrechen und Unglücksfällen, von welchen große Reformen im Staate und in der Kirche begleitet werden, ist eben die, welche auch viele der Mißbräuche hervorbringt, die zu solchen Reformen die Veranlassung geben.

Es sollten nähmlich die Regierer in der menschlichen Gesellschaft und die Verwalter ihrer Angelegenheiten von Rechtswegen nur eine einzige Sorge haben: das ist, die, ihr Geschäft gut zu verrichten, und den Zweck ihres großen Auftrags, das Wohl der Völker, zu befördern. Es ist ihnen aber gemeiniglich, vermöge ihrer Lage, noch eine andre Sorge unentbehrlich: das ist die, sich auf ihrem Posten zu behaupten und diese ihnen verliehene Macht Gutes zu thun, die ihnen, bloß in so fern es Macht ist, so viele gerne aus den Händen winden und sich zueignen möchten, ungeschwächt zu erhalten. So müssen zum Beyspiele die Könige selbst, wenn auch auf ihrem Throne noch so gesichert, doch immer darauf denken, bey ihrem Volke ihr Ansehen, und bey den Auswärtigen ihre Macht zu befestigen. Noch weit mehr sind ihre Minister, die nur eine geliehene Macht haben, genöthiget, einen großen Theil ihrer Aufmerksamkeit und ihrer Zeit auf die Mittel zu richten, wie sie sich in ihrem Posten behaupten, ihre Nebenbuhler entfernen, ihre Feinde überwinden oder gewinnen, ihrem Fürsten und dessen Günstlingen, von denen die Fortdauer ihres Ansehns abhängt, gefallen wollen. Diese Sorge der Männer,

welche hohe Posten im Staate begleiten, für die bloße Erhaltung ihres Ansehns, hindert ausnehmend den guten Gebrauch desselben; zuerst schon deßwegen, weil sie zu einer großen und weitläuftigen Beschäftigung wird, die nichts zum Wohl des Staats beyträgt. Sie erschöpft die Kräfte des Mannes in ganz eigennützigen Anschlägen und Unternehmungen, welche, wenn sie auch ungetheilt, seinen großen, gemeinnützigen Geschäften gewidmet wären, kaum zu denselben hinreichen würden.

Dazu kommt aber noch der wichtige Umstand: daß, bey den Mächtigen und Angesehenen im Staate, diese Sorge für ihre Selbsterhaltung auf nichts anders hinausläuft, als einen offenbaren oder geheimen Krieg mit ihren Gegnern zu führen, und sich zu dem Ende eine Partey zu verschaffen, welche diesen Gegnern gewachsen seyn könne. Die, welche ihnen übel wollen, müssen gewonnen oder gestürzt, — die, welche ihnen wohl wollen, müssen empor gehoben und durch Dienstleistungen immer stärker gefesselt werden. Da diesen ihren Maßregeln von vielen entgegen gearbeitet wird, deren Widerstand sie überwinden, oder deren heimlich gelegten Schlingen sie durch List zu entgehen suchen müssen: so kommen sie gar leicht hierbey in Versuchung, von dem geraden Wege der Wahrheit und Gerechtigkeit abzugehen, und sich auch den Gebrauch unredlicher Kunstgriffe zu erlauben. Diese Art zu handeln aber, wenn sie ihnen einmahl bey dem-

jenigen Theile ihrer Geschäfte eigen geworden ist, der auf die Behauptung ihres Postens abzielt, wird auch leicht bey dem andern Theile ihrer Geschäfte herrschend, dem nähmlich, wodurch sie die Pflichten ihres Postens erfüllen, und ihr Ansehn dem gemeinen Wesen wohlthätig machen sollen.

Ein Fürst, welcher des zweydeutigen und oft unredlichen Spiels der Politik gegen auswärtige Staaten gewohnt geworden ist, — der, welcher seine Vorrechte gegen die Ansprüche und Freyheitsbegriffe seiner Unterthanen zu bewachen nöthig gehabt hat, wird leicht in seiner Staatsverwaltung selbst von denjenigen edlen und menschenfreundlichen Grundsätzen abweichen, die sonst einem obersten und unabhängigen Regenten so natürlich sind. Noch mehr wird ein untergeordneter Staatsverwalter, ein Minister, welcher eine von dem Fürsten ihm nur geliehene Macht besitzt, wenn er immer damit beschäftigt ist, sich Freunde zu erwecken und Feinden zu widerstehn, leicht dabey das sittliche Gefühl und den patriotischen Geist schwächen, die ihn in der Führung seines Amtes leiten sollen.

Vergleichen wir nun mit den Gewalthabern der Staaten die Reformatoren derselben: so finden wir, daß sie in eben diesem unglücklichen Falle sind, zu ihrer Unternehmung Macht zu bedürfen, und diese Macht sich doch erst selbst schaffen, und gegen immerwährende Angriffe vertheidigen zu müssen. Sie haben von der einen

Seite die größte Veranlassung, von den strengen Vorschriften des Rechts abzuweichen, weil sie mit großen Gefahren umgeben sind, und mit bittern und oft ungerechten Feinden zu kämpfen haben; und sie haben von der andern Seite den scheinbarsten Vorwand, unregelmäßige Schritte, die sie zur Aufrechthaltung ihres Ansehns thun, durch die großen Endzwecke des gemeinen Bestens, wozu sie dasselbe anwenden wollen, zu entschuldigen.

Jeder Reformator muß, wenn es ihm gelingen soll, sich an die Spitze einer Partey stellen. Wie wollte er, bey dem Hasse und dem Widerwillen, welchen Neuerungen bey einem großen Theile der Menschen unfehlbar erregen, sich selbst schützen und seinen Plan durchsetzen können, wenn er nicht eine Menge Gehülfen hätte, und dieselben zu einer Einstimmung in seine Absichten, und also zu einem gewissen Gehorsam gegen sich zu bringen wüßte? Welche schwere und gefährliche Rolle aber die Rolle eines Parteyhauptes sey, und zu welchen unerlaubten Schritten sie auch den redlichsten Mann verleiten könne: davon hat niemand ein vollgiltigeres Zeugniß abgelegt, als der Cardinal von Retz in seiner vortrefflichen Denkschrift über die Unruhen der Fronde, — in welchen er selbst diese Rolle gespielt hatte. „Welche Kleinigkeit" sagt er, „ist die Kunst, „welche ein Fürst oder ein Minister, in einer schon „befestigten Regierung, braucht, um ein, zur Ver„ehrung dieser Nahmen schon lange gewöhntes Volk

„zu regieren, gegen die unendlich schwerere, deren „ein Parteyhaupt nöthig hat, um bey Anhängern, „die durch kein anderes Band, als durch die zu„fällige Uibereinstimmung ihrer Meinungen und „Leidenschaften, an ihn geknüpft werden, sein An„sehn zu behaupten."

Diese Schwierigkeiten sind bey der Beherrschung einer Partey, die bloß durch Meinung und Grundsätze zusammen gehalten wird, wie dieß der Fall bey der Partey eines Reformators ist, noch weit größer, als bey der Beherrschung einer solchen, die durch ein augenblickliches und nahes Interesse ihren Zusammenhang erhält, wie es die Partey der Fronde war. Die Anhänger jedes Neuerers, immer bereit ihn zu verlassen oder ihn selbst aufzuopfern, noch mehr geneigt, sich mit ihm zu entzweyen, sobald sich die geringste Verschiedenheit seiner und ihrer Meinungen und Absichten hervorthut, müssen von ihm gleichsam bewacht und immer von neuem gewonnen werden. Wie viel muß er also nicht oft ihren Launen, ihrer Unwissenheit und ihren Leidenschaften nachgeben? Wie oft muß er nicht gegen ihre Feinde härter und gewaltthätiger seyn, als er es selbst für recht hält, um nur ihre Zuneigung nicht zu verscherzen! Wie oft muß er nicht über das Ziel, welches er sich bey seiner Reform gesteckt hatte, hinausgehen, weil er den Haufen, der ihn bey der Ausführung unterstützt, zwar in Bewegung zu setzen, aber nicht

zu mäßigen weiß. Wie oft endlich muß er sich nicht zu Betrug und falschen Vorspiegelungen herablassen und die Wahrheit selbst durch Uibertreibungen verfälschen, um nur den Muth seiner Partey zu erhalten, und ihre Thätigkeit nicht erschlaffen zu lassen.

So viel findet der Reformater bey der ihm ergebnen Partey, bey seinen eignen Freunden und Verehrern zu thun. Aber welche noch weit größre Schwierigkeiten und Gefahren stehen ihm nicht von Seiten seiner Gegner bevor, die, zahlreich und erbittert, sich sehr bald zu einem offenbaren Kriege gegen ihn rüstet. Der ansehnlichste Theil dieser Gegner besteht aus den Anhängern des alten Systems, die, mächtig durch das noch bestehende Ansehn der alten Verfassung, auch durch ihre persönliche Würde furchtbar werden. Denn gemeiniglich sind, bey großen Neuerungen, die Begüterten, die Vornehmen, die, welche sich schon Ruhm erworben haben, und die Personen vom höhern Alter am wenigsten geneigt, ihnen beyzutreten. Außer diesen Gegnern findet der Reformator gar bald noch andre unter seinen Anhängern selbst; weil diese, durch die Abweichung von dem alten Systeme, zur Freyheit im Denken gewöhnt, leicht ebenfalls in ihren Urtheilen und Absichten von einander abweichen und also neue Parteyen bilden. Und diese streiten gegen einander mit desto größerer Erbitterung, je genauer sie zuvor mit einander verbunden waren.

In diesen doppelten Krieg mit erklärten Feinden und mit aufrührerischen Anhängern verwickelt, ist der Reformator allen den Versuchungen zur Ungerechtigkeit ausgesetzt, welche der Krieg unglücklicher Weise mit sich führt. Von der einen Seite wird er für seine persönliche Sicherheit besorgt, von der andern wird durch die Größe des Unternehmens sein Ehrgeiz entflammt. Das Dringende der Umstände macht ihm ruhige Uiberlegung oft unmöglich: und Instinct oder Enthusiasmus muß daher in solchen kritischen Augenblicken seinen Entschluß bestimmen. Eben diese Umstände aber schwächen zugleich sein moralisches Gefühl, oder machen ihn gegen die Vorwürfe seines Gewissens taub. Da der Krieg, welchen er zu führen hat, ein bürgerlicher Krieg ist; da er mit Feinden rings umgeben, und nicht immer im Stande ist, sie von seinen Freunden zu unterscheiden: sie wirkt alles das, was von jeher die bürgerlichen Kriege zu den grausamsten gemacht hat, — Argwohn gegen einige Personen, alter Groll gegen andre, und die Kränkung fehlgeschlagner Erwartung, — auch auf sein Gemüth.

Wenn also die Mächtigen der Erde, auch im ruhigen Zustande der Dinge, durch nichts so sehr zum Mißbrauche ihrer Gewalt verleitet werden, als durch das, was sie zur Aufrechterhaltung ihres Ansehns thun müssen; und wenn die Urheber großer Reformen für die Erhaltung ihres Ansehns noch weit mehr besorgt zu seyn Ursache haben, und weit

mehr Mühe finden, diesen Endzweck zu erreichen, so ist es kein Wunder, wenn sie nach und nach zu allen den Maßregeln, welche sie an den alten Gewalthabern so strenge getadelt hatten, verleitet werden, und sich sogar oft noch gewaltthätigere Schritte erlauben.

Dreyerley Lagen sind für die Sittlichkeit der Menschen vorzüglich gefährlich, ein Zustand persönlicher Unsicherheit, eine noch unbefestigte Herrschaft und der Krieg. In jeder dieser Lagen wird das Gewissen, bey Maßregeln, die es mißbilligt, durch die scheinbare Nothwendigkeit derselben eingeschläfert. Man vergißt entweder die moralischen Gesetze, wenn so dringende physische Bedürfnisse und so heftige Leidenschaften auf uns einstürmen, und wenn man genöthigt ist, so plötzliche Entschlüsse zu fassen; oder man glaubt sich auch zu Ausnahmen von jenen Gesetzen berechtigt, wenn man sich, zwischen der Erreichung großer Zwecke und seinem Untergange, gleichsam in die Mitte gestellt sieht.

Alle jene drey Versuchungen kommen bey den Urhebern großer Reformen zusammen. Zuerst, mit so viel Klugheit und Mäßigung sie auch im Anfange zu Werke gehn, — so rechtschaffene Gesinnungen und so löbliche Absichten sie auch bey ihrem Unternehmen an den Tag legen mögen: so sind sie doch immer einem großen Hasse derer ausgesetzt, die von ihnen in dem ruhigen Genusse der Vortheil-

le, welche die alten Mißbräuche ihnen brachten, gestört worden sind. Und dieser Haß setzt unvermeidlich ihr Glück, ihre Freyheit und selbst ihr Leben in Gefahr. Sie haben zweytens, wenn sie ihre Entwürfe durchsetzen wollen, unumgänglich nöthig, an der Spitze einer zahlreichen Partey zu stehen, die sie beherrschen und nach ihrem Willen regieren. Aber diese Herrschaft beruht auf einem äußerst schwankenden Grunde, auf dem guten Willen ihrer Anhänger, und wird ihnen, weder durch wirkliche Macht, noch durch Herkommen und Gewohnheit gesichert. Sie werden endlich in einem hartnäckigen Streit, mit den Anhängern des von ihnen angegriffenen Systems der Religion oder der Regierung, verwickelt; und hieraus allein erklärt sich, warum, wenn der Revolutions-Zustand einige Jahre fortdauert, der Geist der neuen Partey sich immer mehr zu verschlimmern, und das, was aus reiner Liebe der Wahrheit, oder der Gerechtigkeit angefangen worden war, zuletzt eine Sache des Ehrgeitzes, der Herrschsucht und der Rachbegierde zu werden scheint.

Die Erfahrung unsrer Tage hat uns noch eine zweyte Ursache entdeckt, warum Reformen, welche große Veränderungen im bürgerlichen und politischen Zustande der Menschen erfordern, die Uibel welche sie wegschaffen wollten, nur in andrer Gestalt, oft in größerer Menge, hervorbringen müssen: eine Ursache, auf welche wir schwerlich bey

einer Untersuchung der Sache a priori gekommen seyn würden. Diese liegt darin, daß Revolutionen auf ihrem Fortgange, natürlicher Weise, ihre Häupter und Anführer verändern, und daß bey Sachen, wo der große Haufe mitwirkt, mit der Länge der Zeit List und Stärke das Uibergewicht über Vernunft und natürliche Absichten erhalten.

Wir wollen zuerst, wie es billig ist, Reformations-Versuche im Staate, (von welchen hier allein die Rede ist,) von bloßen Aufruhe oder solchen Unternehmungen unterscheiden, welche bloß den Ehrgeitz und selbstsüchtige Leidenschaften zur Quelle haben. Wir wollen annehmen, welches in der That oft der Fall ist, daß die ersten, welche den Muth fassen, sich alten und von der öffentlichen Macht beschützten Mißbräuchen entgegenzustellen, wirklich von der Liebe des Guten beseelt werden und die Absicht haben, ihre Nation glücklicher zu machen. Wir wollen sogar voraussetzen, welches sich bey so wenigen aus der Geschichte bekannten Revolutionen findet, — daß diese ursprüngliche Uneigennützigkeit und Tugend der Reformatoren nicht nach und nach durch ihre so gefährliche Lage sey verdorben worden, und daß sie, trotz aller Versuchungen, die Ungerechtigkeiten der Menschen gegen sie durch ähnliche zu erwiedern, ihren ersten Grundsätzen treu geblieben sind. Aber dadurch ist der sittlich gute Gang der Revolution noch nicht gesichert, weil sie selbst, — diese ersten Urheber, —

ihres fortdauernden Einflusses auf die Revolution so wenig gewiß sind. Es ist vielmehr nach unsern neusten Erfahrungen nichts zuverläßiger zu erwarten, als daß sie die Regierung ihres eignen Werks ihren Händen in kurzem entrissen und weit schlechtern Menschen, als sie selbst sind, überliefert sehn.

Die Ursache davon liegt schon in denjenigen Eigenheiten der Revolutionen, deren ich bey dem ersten Puncte erwähnt habe.

Eben weil die Reformatoren zugleich Parteyhäupter seyn müssen, — eben weil sie einen Krieg zu führen haben, sind sie nur in sofern zu der Rolle, welche sie spielen, gemacht, als sie außer den Einsichten und dem Gemeingeiste, welche einen nützlichen Reformator leiten und beseelen müssen, auch noch den wahren Herrschergeist und das Talent eines großen Feldherrn besitzen. Weil nun diese letztern Eigenschaften mit jenen erstern so selten in einer Person vereinigt sind, und weil das ruhige Nachdenken und das zarte sittliche Gefühl, welches zu Verbesserungs-Entwürfen nöthig ist, mit der Kühnheit, der Festigkeit des Willens und einer gewissen leidenschaftlichen Hitze bey der Ausführung, welche zum Herrschen und zum Kriegführen gehören, sich nur selten verträgt: so sind jene ersten vernünftigen und wohlmeinenden Reformatoren, welche den Streit mit den Mißbräuchen anfingen, selten im Stande, ihn auszufechten. Unter ihren Gehülfen und Anhängern finden sich bald

Leu-

Leute, die, mit der Kunst, die Gemüther des gemeinen Volks zu beherrschen, besser bekannt, oder durch ein feurigeres Blut, durch einen höhern Grad von Enthusiasmus und durch eine geringere physische und moralische Empfindsamkeit zu kühnen Unternehmungen mehr aufgelegt, — sie nach und nach des Vertrauens ihrer Partey und endlich auch alles Einflusses auf die Angelegenheiten derselben berauben.

Wenn wir die Geschichte der Revolutionen untersuchen: so finden wir, daß sie, sobald sie durch eine geraume Zeit fortdauerten, eben denselben Gang, wie die Französische, genommen haben, und daß ihre Urheber und Stifter, je bescheidnere und menschenfreundlichere Männer sie waren, desto eher von den wüthenden Zeloten ihrer eignen Partey untergocht worden sind, und in dieser zweyten Revolution entweder ihren Untergang fanden oder zu bloßen leidenden Werkzeugen der neuen Machthaber herabgesetzt wurden. Diese zweyte Generation der Reformatoren, welche an die Stelle der ersten tritt, bringt zu ihrem Geschäfte ein weit geringeres Maß von Einsichten und von moralischem Gefühle mit. Sie fängt immer mehr an, die Sache bloß als Parteysache zu behandeln, und die Erhaltung ihres Ansehns und die Uiberwindung ihrer Gegner zu ihrem letzten Zwecke zu machen? — ein Glück, wenn sie selbst nicht wieder von einem dritten Geschlechte noch heftigerer, noch tiefer zu den Gesinnungen des Pöbels herabsinkender, noch dreister sich über allen An-

stand und alles sittliche Gefühl hinwegsetzender Parteyhäupter unterjocht oder verdrängt wird.

Man hat demnach nicht Ursache, sich zu verwundern, daß große und plötzliche Reformen, sobald sie den Staat in große Parteyen theilen und nicht anders, als durch den von der einen Partey erfochtenen Sieg, vollendet werden können, oft mehr Uibel anstiften, als sie verbessern wollen. Sie haben nähmlich alsdann zu ihrer Unterstützung eine große Menge von Menschen, und also auch viele schlechte, unwissende und unsittliche nöthig. Diese, wenn sie zugleich verschlagene, kraftvolle und auf ihren Vorsätzen beharrliche Menschen sind, kommen, bey längerer Fortdauer der Unruhen, sehr leicht in die Höhe und endlich an die Spitze der reformirenden Partey. Und indem sie allen Versuchungen zum Bösen, welche, schon in der alten Ordnung der Dinge, aus der Begierde zu herrschen und aus dem Kriege entstanden, zehnfach ausgesetzt sind, entbehren sie überdieß noch desjenigen Zaums, welcher den ehemahligen Herrschern durch eine feinere Erziehung und durch die ihnen eingeflößte Achtung für äußern Anstand angelegt wurde.

Man kann es überhaupt zu einem Grundsatze annehmen, daß jede große Reform im Staate und in der Kirche, welche nicht in kurzer Zeit zu ihrem Endzwecke gelangt und daher nicht von denjenigen Personen, welche sie anfingen, geendigt werden kann,

der Gefahr, in ihrem Geiſte und ihren Endzwecken auszuarten, ausnehmend unterworfen iſt.

Dieß gilt, ſage ich, ſelbſt von Reformen in Abſicht der Religion. Vielleicht iſt diejenige, welche im ſechszenten Jahrhunderte einen Theil von Teutſchland und Europa von dem Joche der Römiſchen Hierarchie befreyte, eben deßwegen glücklicher, als mehrere vorhergehende Verſuche derſelben Art, geweſen, weil Luther und Melanchthon, welche, in dem Geiſte ächter Frömmigkeit und mit gründlichen Einſichten verſehen, dieſe Reformation anfingen, glücklich genug waren, ſelbſt noch die Zeit zu erleben, wo dieſelbe feſte Wurzel gefaßt hatte und zu einer dauerhaften und ruhigen Verfaſſung der kirchlichen Angelegenheiten gediehen war.

Auch unter ihrer Partey gab es hitzige, überſpannte Köpfe und wilde Neuerer, welche alle angefangnen Veränderungen auf das äußerſte treiben wollten. Auch unter ihr gab es Schwärmer und Enthuſiaſten, welche, wenn ſie die Oberhand behalten hätten, dem Werke der Vernunft und der Frömmigkeit das Anſehn der Thorheit und der Ausſchweifung gegeben haben würden; es gab Ehrgeitzige und Verfolgungsſüchtige, welche mit Feuer und Schwert ſowohl gegen die alten Rechtgläubigen, als gegen alle Sektirer, die nicht in allen Puncten mit ihren Meinungen übereinſtimmten, zu wüthen für erlaubt hielten. Glücklicher Weiſe behielt der gute und fromme Luther mit ſeinem Freunde Me-

lanchthon über alle diese Reformatoren der zweyten Generation die Oberhand, und sein Ansehn überlebte das ihrige. Luther war gerade muthvoll und populär genug, um fortdauernd auf seine Partey zu wirken und seinen Feinden zu widerstehn. Er wußte sein Ansehn bey der ersten gegen neue sich emporhebende Demagogen zu behaupten und im Kampfe mit den letzten aller andern Hülfe, als der Hülfe der Wahrheit, seiner eignen festen Uiberzeugung, seiner populären Beredtsamkeit und seines eisernen Fleißes, zu entbehren.

Wer weiß, ob die hundert Jahre früher von Johann Huß angefangene Religionsverbesserung nicht einen glücklichern Gang würde genommen haben, wenn er, welcher die Irrthümer des herrschenden Religions-Systems und die Mißbräuche des Kirchenregiments zuerst entdeckt und, unbesorgt für seine persönliche Gefahr, zuerst gerügt hatte, — wenn Johann Huß, sage ich, seiner Partey noch eine Reihe von Jahren hätte vorstehen und den von ihm ausgestreuten Samen hätte zur Reife bringen können? Die Costnitzer Kirchenversammlung glaubte unbedachtsamer Weise, daß sie die ketzerische Partey nicht sicherer ausrotten könne, als wenn sie sie bey ihrer Wurzel, in ihrem Stifter und Urheber angriffe. Sie brachte also Johann Huß mit seinem Freunde Hieronymus auf den Scheiterhaufen. Dadurch that sie aber nichts anders, als daß sie den Böhmischen Sektirern, anstatt eines frommen, ge-

lehrten und allgemein verehrten Hauptes, mehrere bloß ehrgeitzige, unaufklärte und wildschwärmerische Anführer gab, die ihr zweifelhaftes Ansehn bey ihrer eignen Partey nur durch eine ausschweifende Härte und Grausamkeit gegen ihre Gegner aufrecht zu erhalten wußten. So artete das, was anfangs nur eine religiöse Verbesserung zu seyn schien, in eine bürgerliche Empörung aus, welche dem Lande Böhmen selbst den Untergang drohte und die benachbarten Länder mit Verwüstungen und Blutvergießen anfüllte.

Hätten in England unter Carl I. Hambden und die Patrioten, welche mit ihm vereinigt den Kampf gegen die despotischen Grundsätze der Krone und die Unduldsamkeit der Geistlichkeit zuerst anfingen, auch denselben zu Ende bringen können: so würde wahrscheinlich der gerichtliche Mord des Königs und der gänzliche Umsturz der Monarchie nicht die gute Sache der Freyheit, welche jene Männer verfochten, geschändet und das öffentliche Wohl, welches sie zum Zwecke hatten, aufs Spiel gesetzt haben. Aber auch hier löseten die Anführer und Häupter der Revolution einander mehr als einmahl ab, und immer war die nachfolgende Generation ausschweifender in ihren Freyheitsideen, selbstsüchtiger und herrschsüchtiger in ihrem Charakter, gewaltthätiger in ihren Maßregeln, als die vorhergehende. Auf die Presbyterianer, welche zuerst im langen Parlemente die Oberhand hatten, folgten

die Independenten: diese vertrieb Cromwell mit seinen Soldaten und setzte das Rump-Parlament ein; dieses wurde von dem Kriegsrathe abgelöset, und die völlig militarisch gewordne Regierung endigte sich zuletzt mit der willkürlichen Herrschaft eines Einzigen.

Können wir zweifeln, daß auch in Frankreich die blutigen Auftritte, welche alle gesitteten Menschen in Europa zugleich empört und mit Mitleiden für diese unglückliche Nation durchdrungen haben, nie erfolgt seyn würden, wenn die Häupter der ersten National-Versammlung, die Fayette, Lally-Tolendal, Clermont-Tonnere, Mouniers, — und selbst Mirabeau, ihr Ansehn bey ihrer Partey behalten und die Bewegungen des Volks, deren Urheber sie waren, fortdauernd regiert hätten? Aber dieß ist eben das Unglück der Revolutionen, und dieß wird immer ihre Geschichte seyn, sobald sie eine geraume Zeit unentschieden fortdauern: daß ihre Direction den Händen ihrer ersten Stifter entzogen und weniger einsichtsvollen, weniger gutdenkenden, aber heftigern, schwärmerischern oder listigern übergeben wird. Wenn, um in der Allegorie Swifts fortzufahren, bey der vorgenommenen Reinigung, der Staub erst so dick ist, daß niemand mehr recht genau seinen Nachbar erkennen kann *), so reißt dem Reformator der erste, der beste, welcher mehr Kraft, als er, hat, den Besen aus der Hand, und anstatt damit bloß auszufegen, braucht

er ihn, seine Feinde oder alle, welche ihm im Wege stehen, damit vor den Kopf zu schlagen.

Für uns gemeine Erdensöhne, die wir den Welt- und Staaten-Reformen nur von weitem zuzusehen, nicht ihnen zu helfen oder zu widerstehen, berufen sind, enthält die Swiftische Allegorie und deren Auslegung nur eine Regel. Das ist die: daß wir uns begnügen sollen, vor unsrer eignen Thüre zu kehren, und daß wir den Unrath daselbst nie so lange sich sollen anhäufen lassen, daß es nöthig wäre, viel Staub zu machen, wenn wir ihn endlich einmahl wegschaffen wollen.

Anmerkungen.

Zu Seite 388. Tiberius und Cajus Gracchus, zwey Brüder und Volkstribunen in Rom, traten im 7ten Jahrhunderte nach Erbauung der Stadt nach einander auf, um sich der Rechte des Volks gegen die Anmaßungen und Bedrückungen der Großen anzunehmen. Beyde verfolgten diesen Endzweck durch Mittel, die von einer gewissen Seite ungerecht waren, wie z. B. das Agrarische Gesetz; oder durch solche, die eine zu große Umkehrung der Dinge veranlaßten: wie das Gesetz von der Uibertragung der richterlichen Gewalt vom Senat auf den Ritterstand. Beyde verloren in dem Laufe ihrer Unternehmungen das Leben. Aber die Parteyen, welche sie gestiftet oder angeführt hatten, blieben: und durch die Gracchischen Unruhen wurde der Same zu den folgenden bürgerlichen Kriegen der Römer ausgestreut, deren letztes Ende die Alleinherrschaft des Augustus war.

Arnold von Brescia lebte im zwölften Jahrhunderte nach Ch. G., war ein Schüler des Abälard, und wurde durch das Eigenthümliche seiner religiösen Meinungen Theilnehmer und Stütze einer politischen Revolution zu Rom, deren Geist und Zweck mit seinen Begriffen zusammenhing. Er war einer der ersten im Mittelalter, welche den Muth hatten, öffentlich zu sagen, daß die gehäuften Ceremonien des Gottesdienstes eine Ausartung der einfachen und ganz moralischen Religion Christi, und daß die Macht und die Reichthümer der Geistlichkeit ein Hinderniß ihrer Amtsführung seyen. Diese Begriffe und dieser Muth waren zu Rom, wohin sie Arnold im Jahr 1139 brachte, zu einer Zeit sehr willkommen, da ein lebhaftes Freyheits-Gefühl und die Erinnerung an die Größe ihrer Vorfahren in den Einwohnern dieser Stadt erwacht waren, sie einen Senat errichtet hatten und mit nichts geringerem umgingen, als den Papst, der bisher mit dem Kaiser die Herrschaft über sie getheilt oder um dieselbe gestritten hatte, auf seine geistlichen Würden und Verrichtungen herabzusetzen. Ob Arnold gleich durch den Bannstrahl Innocenz II. aus Rom vertrieben worden war: kam er doch unter einem schwächern Papste im Jahre 1144 dahin zurück und stand bis 1155 an der Spitze derjenigen Partey, welche die alte freye Verfassung von Rom wieder herstellen wollte. Unglücklicher Weise gesellte sich bey den Römern zu dem Versuche, sich unabhängig zu machen, gar bald das schimärische Project, Macht zu erlangen und unter dem Nahmen des Kaisers über die Welt, oder doch über Italien, zu herrschen. Entwürfe der Art mußten wie Träume verschwinden. Schon Conrad III., dem die Römer die Oberaufsicht über ihre neue Republik auftrugen, verwarf ihre Anerbiethungen und wollte sich lieber mit alten Feinden, den Päpsten, als mit rebellischen Unterthanen ver-

binden. Friedrich I. ging noch weiter. Er half dem Papste Hadrian das unsichere Gebäude der Römischen Freyheit zerstören und überlieferte Arnolden, der von neuem aus Rom geflohen war, in seine Hände, unter denen er den gewöhnlichen Ketzertod starb.

Zweyhundert Jahre später (1346 — 57) erweckte die lange Abwesenheit des päpstlichen Hofes, der in Avignon residirte, verbunden mit den Gewaltthätigkeiten, durch welche die Römischen Großen, bey ihren Befehdungen gegen einander, die öffentliche Ruhe störten, bey dem Volke Roms die Begierde nach Freyheit und republikanischer Verfassung von neuem. Diese Revolution, die mehr, wie die ehemahlige, vom gemeinen Volke ausging und auf eigentliche Demokratie abzielte, wurde von Nicolaus Rienzi geleitet, einem Manne von niedriger Herkunft aber gelehrter Erziehung, der durch die Lesung der Classiker zur Nachahmung altrömischer Großthaten begeistert und durch seine, auf Sinne und Einbildungskraft stark wirkende, Beredtsamkeit zum Demagogen gemacht war. Die ersten Schritte auf seiner politischen Laufbahn in Rom that er, als Notarius des Papstes, gewisser Maßen unter der Autorität desselben, und mit dem Beyfalle des größten Mannes seiner Zeit, des Petrarch. In kurzem erhob er sich unter dem Titel eines Tribuns, den das Volk ihm ertheilte, zu einem wirklichen Souverain und Gesetzgeber von Rom; wußte den unruhigen Adel zu unterjochen oder doch zur Ruhe zu bringen, nöthigte den Päpstlichen Hof zur stillschweigenden Anerkennung seiner Gewalt, und verschaffte, selbst bey den Italiänischen Staaten, sich Achtung und Ansehn. Aber eben dieser Mann, der im Anfange Gesetze gab, wie ein Weiser, handelte in der Folge, von seiner eignen Macht berauscht, oder weil er nun die Fehler seiner Natur

ungehindert äußerte, als ein ausschweifender Mensch und ein Böſewicht. So wie ſein Anſehn beym Volke ſank, ſtieg die Macht des Adels wieder empor: und er wurde ſehr leicht aus Rom vertrieben. Nach ſieben Jahren, (1356) während welcher Zeit eine Reihe auf einander folgender Revolutionen Rom zu einem Schauplatze von Mord und Verwüſtungen gemacht hatte, trat Rienzi von neuem auf, vom Päpſtlichen Hofe ſelbſt dahin geſandt und mit dem Nahmen eines Senators begleitet. Als Tribun hatte er ſein Anſehn nicht erhalten können; als Senator konnte er ſich nicht einmahl in den Beſitz desſelben ſetzen. Der Tribun war von der Gegenpartey nur vertrieben worden: der Senator wurde von ſeiner eignen Partey, mit allen Beweiſen des äußerſten Haſſes, ermordet. Aber lange nach ihm herrſchten Krieg und Zerſtörung in den Straßen Roms; wo bald die adligen Geſchlechter gegen einander, bald alle gegen das Volk oder die Päpſtlichen Legaten zu Felde zogen, bis endlich die Rückkehr der Päpſte und die Herrſchertalente einiger unter ihnen die geiſtliche Regierung befeſtigten, und den Anſprüchen des Volks und der Großen auf gleiche Weiſe ein Ende machten.

Dasſelbe vierzehnte Jahrhundert ſahe auch in Frankreich, dem Sitze der uneingeſchränkteſten monarchiſchen Gewalt, Begierden nach einer ungewohnten Freyheit erwachen. Ein neuer, vor kurzem erſt auf den Thron gekommner Zweig des königlichen Hauſes, der Valois, und die gehäuften Unglücksfälle, welche die beyden erſten Könige desſelben im Kriege gegen die Engländer betrafen, machten die Großen und das Volk beherzt, ſich der Regierung zu widerſetzen: aber ſie machten ſie weder einig noch weiſe genug, um ein dauerhaftes Syſtem der Freyheit zu gründen. Die Etats generaux vom Jahre 1355 unter dem unglücklichen Kö-

nige Johann waren in der Einschränkung der Krone weiter gegangen, als es mit der nöthigen Thätigkeit der Regierung, besonders während eines auswärtigen Krieges, bestehen kann. Die unglückliche Schlacht bey Maupertuis und die Gefangennehmung des Königs Johann gaben den Neuerern noch freyeres Spiel und machten den Dauphin, den nunmehrigen Regenten des Reichs, noch abhängiger. Auch bey dieser Revolution oder bey diesem Versuche, eine zu stiften, war Paris an der Spitze des Bürgerstandes, und der im Texte genannte Peter Marcell als Prévôt des Marchands, (Vorsteher der Kaufmannschaft oder vielmehr Haupt des Magistrats) stand an der Spitze der Gemeinde von Paris. Dieser Mann, der schon in Etats generaux von 1355 eine Hauptrolle gespielt hatte, wurde, nach der Gefangennehmung des Königs und der Staatenversammlung von 1356, in Paris allmächtig. Seine Absichten schienen anfangs redlich, und sein Muth scheint groß gewesen zu seyn. Aber der Widerstand, den er fand, und der Geist seiner Zeit und seiner Partey machten ihn gewaltthätig; indem er sich zu seinem Schutze den Beystand des Königs Carl von Navarra aufsuchte, dem die Geschichte den Beynahmen des Bösen gegeben hat, wurde er zuletzt nur ein Werkzeug in den Händen dieses ehrsüchtigen und ränkevollen Fürsten. Als solcher wurde er auch seiner Partey selbst verhaßt, und endigte sein Leben, wie Rienzi, durch den Dolch eines seiner ehemahligen Anhänger: worauf, nach vielen in Paris und der Provinzen verübten Gräueln, Stadt und Land, einer anarchischen Freyheit müde, sich demüthiger, wie zuvor, unter die willkürliche Macht des Monarchen beugten.

Zu Seite 406. Auch dieß ist ein Unglück der Zeiten einer Revolution, welches zugleich zu großen Verbrechen führt, daß man nie so sicher, als

in Zeiten der Ruhe auf die Gesinnung und die Handlungsweise der Menschen oder auf seine eigne Kenntniß von ihnen rechnen kann; daß man daher gegen seine Freunde selbst argwöhnisch wird, und also auch Verleumdungen und Anklagen gegen sie weit leichter Gehör gibt. In Zeiten der Ruhe herrschen das Gesetz und die Gewohnheit über den Menschen, und die Absichten und Regeln seines Eigennutzes und Ehrgeitzes sind bekannt. In Zeiten bürgerlicher Verwirrungen, und wenn große Aenderungen in der Vertheilung der Macht und des Ansehens geschehen, handelt jeder mehr nach seinem eignen Instincte, nach seinem Charakter, oder nach seinen besondern Verbindungen, kurz nach unbekannten Motiven. Ehrgeitz und Eigennutz finden dann oft außerordentliche und kurze Wege, ihr Ziel zu erreichen, und man kann daher ihre Wirkung auf den menschlichen Willen nicht mehr berechnen. Dieß ist die Ursache von so vielen verrätherischen Freundschaften, die sich in dieser Periode bilden, und von eben so vielen ungerechten Anklagen des Verraths, wodurch unschuldige in den Augen der neuen Partey verdächtig gemacht und gestürzt werden. Aus diesem doppelten Uibel, aus der wirklichen Untreue Einiger und aus dem falschen, aber wahrscheinlichen Anklagen gegen Andre entstehen eben diese Spaltungen, — und zwischen den dadurch gebildeten kleinern Parteyen diese bittern Feindschaften, welche zu so unerhörten Grausamkeiten, als wir in Frankreich haben verüben sehen, Anlaß geben. Hierdurch wird überdieß die Aufmerksamkeit von dem ersten Zwecke der Unternehmung ganz abgezogen. Den Bösen wird ein großer Spielraum der Thätigkeit gegeben, die Guten werden muthlos gemacht und entweder selbst in Gegner der zuvor gebilligten Verbesserungen verwandelt, oder zum Stillschweigen und zur Unthätigkeit genöthigt.

Einige Fragen,

die Witterungslehre

betreffend.

I.

Uiber die Witterungslehre überhaupt, und über den Einfluß des Mondlichts, und deſſen Veränderungen auf den Zuſtand der Atmoſphäre insbeſondre.

Unſer Zeitalter wird in Abſicht der Fortſchritte, welche es in den Wiſſenſchaften gemacht hat, ſich vorzüglich dadurch bey der Nachwelt auszeichnen, daß es, in mehrern Zweigen derſelben, uns näher, als je, zu der Sokratiſchen Weisheit gebracht hat, unſre Unwiſſenheit und die Grenzen unſrer Einſicht zu erkennen. Zu dieſer deutlichern Erkenntniß deſſen, was wir nicht wiſſen und nicht wiſſen können, hat uns in der Philoſophie Kant verholfen, — ein Verdienſt, das ihm gewiß bleiben wird, auch wenn die Verſuche, die er ſelbſt gemacht hat, die von ihm bezeichneten Grenzen zu erweitern, oder die ent-

deckten Lücken unsrer Erkenntniß auszufüllen, die Probe künftiger Untersuchungen weniger aushielten. Nach der Metaphysik ist keine Wissenschaft, von welcher die Menschen so wenig wissen, und sich so viel zu wissen bisher eingebildet haben, als die Witterungslehre. Und zu keiner Zeit ist dieß so offenbar geworden, als zu der unsrigen, — gerade durch die glücklichen Fortschritte derjenigen beyden Zweige wissenschaftlicher Untersuchungen, die, wenn irgend etwas es thun könnte, uns zu Aufschlüssen über die Witterung verhelfen sollten, — ich meine, durch die sorgfältiger angestellten Witterungsbeobachtungen selbst, und durch die neuen Entdeckungen in der Physik und Chymie. Wer mit beyden auch nur etwas bekannt ist, sieht nun auf das deutlichste ein: daß es, für jetzt, durchaus unmöglich ist, sichere Anzeigen der künftigen Witterung, es sey nach der Theorie, festzusetzen, und daß alle Regeln für die Witterung, locale und allgemeine, solche, die von Gelehrten, und solche, die vom gemeinen Manne herkommen, in gleichem Grade trüglich seyn müssen.

Nicht nach Erfahrungen ist es bisher möglich, solche Regeln zu geben. Denn nachdem die Naturkündiger, in den letzten zwanzig Jahren, angefangen haben, meteorologische Beobachtungen, an mehrern Orten, mit größerer Genauigkeit und mit vielfachern und vollkommnern Werkzeugen zu machen, zeigt sich, daß die Witterung noch bey

weitem nicht lange und genau genug beobachtet worden ist, um eine periodische Gleichförmigkeit ihrer Veränderungen aufspüren zu lassen: woraus doch allein, (wenn Erfahrung uns dazu verhelfen soll,) die Gesetze der Witterung abstrahirt werden müßten. Es zeigt sich, daß, wenn es ja Perioden und eine gewisse Regelmäßigkeit in dem Laufe der Witterung, wie in dem Laufe der himmlischen Körper, gibt, jene Perioden doch weit länger seyn müssen, als die Zeiträume sind, während welcher wir sichere und gut angestellte Beobachtungen aufzuweisen, und zur Vergleichung vor uns haben. Jahrhunderte lang müssen, — wie wir jetzo ganz deutlich einsehen, — an vielen und weit entlegnen Oertern des Erdbodens die Witterungsbeobachtungen fortgesetzt werden, ehe man auch nur mit einigem Scheine des Rechts Hypothesen zu bilden wagen darf; — noch weit mehr, ehe man die gewagten Hypothesen durch die Erfahrung wird bewähren können. Wo sind bisher die Beobachter gewesen, — wir mögen die Gelehrten, oder die Landleute dafür annehmen, — die ununterbrochen, während mehrerer Generationen, in einerley Geiste und nach gleichförmigen Regeln fortbeobachtet, sich einander ihre Wahrnehmungen mitgetheilt, und uns dadurch diejenige Masse von Thatsachen verschafft hätten, die schlechterdings vorher gesammelt seyn muß, ehe man Ordnung und Regel darin entdecken und auf diese Ordnung Voraussetzungen bauen kann?

Daß durch die Theorie es noch weit weniger möglich sey, solche Regeln zu geben, haben uns eben diejenigen am deutlichsten bewiesen, welche am meisten zu unsrer Zeit beygetragen haben, diese Theorie zu vervollkommnen, die Priestleys und De Lucs, — die, welche uns die wichtigste Entdeckung der neuen Physik, die Verwandlung verschiedener Substanzen in luftförmige Flüßigkeiten, gelehrt, — und die, welche diese Entdeckung auf die Untersuchung der Atmosphäre angewandt haben.

So lange als wir noch die Schwere und die Elasticität der Luft als die einzigen Ursachen ansahen, welche, nach ihren verschiednen Abwechselungen und Gradationen, Regen oder Sonnenschein, Ungewitter oder Windstille und Heiterkeit hervorbrächten; so lange man die Dünste bloß als von der Luft getragen ansah, die dann, wenn sie schwer und elastisch genug wäre, sie schwebend erhielte, sie aber im Regen fallen ließe, sobald sie leichter und weniger elastisch würde: so lange hatte man noch so einfache Elemente der Witterungs-Theorie, daß man hoffen konnte, der Entdeckung ihrer Grundsätze nahe zu seyn. Die fleißige Beobachtung der Barometer und die des Himmels und der Witterung selbst waren damahls die einzigen Arbeiten des Meteorologen. — Nachdem man anfing, die Luft für ein chymisches Menstruum anzusehen, welches das ausgedünstete Wasser, — so wie das Wasser das Salz, — auflöse und so in-

nig mit sich verbinde, daß es selbst durchsichtig bleibe: so mußte man die Entstehung des Regens als die Präcipitation einer chymisch aufgelösten Substanz, als eine dem Anschießen der Salze in Krystallen ähnliche Operation betrachten. Hierdurch wurden also die Veränderungen der Witterung, die man bisher bloß den Gesetzen der Mechanik und der mathematischen Physik unterworfen hatte, in das Gebieth der Chymie gebracht, — einer viel weitläuftigern und geheimnißvollern Wissenschaft, und deren Grenzen erst zu unsrer Zeit sich unermeßlich erweitert haben. Die Aufgabe erschien nun als weit verwickelter, wenn man wiss n wollte: „welcher Zustand der Luft zum Regen und welcher zum schönen Wetter gehöre?" Denn es war nun offenbar, daß man dazu wissen müßte, welche Eigenschaften der Luft, oder welche äußern auf sie wirkenden Ursachen sie mehr oder weniger fähig machten, entweder Dünste aufzulösen und mit sich innig zu vereinigen, oder sich von ihnen zu trennen und sie als Präcipitate fallen zu lassen. — Und diese Eigenschaften und diese Ursachen waren durchaus noch unbekannt.

Die neuesten Entdeckungen oder Hypothesen der Chymiker und Meteorologen, (denn welcher Nahme ihnen zukomme, wage ich, bloßer Dilettante in diesen Wissenschaften, nicht zu entscheiden), gehen noch einen Schritt weiter. Sie glauben gefunden zu haben, daß aus dem Wasser

selbst Luft werden kann, und daß der Regen eine wahre Reproduction des Wassers aus Luft ist. Priestley verwandelte, nach seiner Angabe, „reines Wasser in permanente Luft, indem er es mit lebendigem Kalke verband und einer starken Hitze aussetzte," *) — und „wenn er dephlogistisirte Luft mit brennbarer durch einen elektrischen Funken zersetzte: so erhielt er allemahl viel Wasser, auch wenn beyde Luftarten über Queckſilber und nicht über Wasser waren aufgefangen worden." **) Wenn diese Facta auch noch zweifelhaft wären: so ist durch eben dieses Priestleys ältere Versuche, welche hundert Naturkundige nachgemacht, vervielfältigt und berichtigt haben, soviel ausgemacht, daß eine Menge von Substanzen oder festen Körpern, durch eine gewisse Behandlung in einer luftförmigen Gestalt dargestellt, — oder daß sie als elastische durchsichtige Flüßigkeiten existiren können. — Seit dieser Zeit nun erscheint die Atmosphäre, die man ehedem bloß als ein einfaches Element, oder höchstens als eine Mischung von zwey Elementen, Wasser und Luft, ansah, als ein äußerst zusammengesetztes und aus sehr ungleichartigen Theilen zusammengesetztes Flüßige. Vielleicht kommt es noch einmahl dahin, daß wir einsehen, die Eigenschaften

*) De Lucs neue Ideen über die Meteorologie. Teutsche Uibers. Thl. 2. S. 155.

**) Ebend. S. 157.

der Körper, die wir durch die Wörter, fest, tropfbar oder flüssig, dunstförmig und luftförmig, ausdrücken, sind nur vier verschiedne Zustände, in welche jeder Körper, durch auf einander folgende immer höhere Auflösungen, gerathen kann. Alsdann wäre die Luft und der Dunstkreis als der Inbegriff aller Substanzen, in dem Zustande ihrer vollkommensten Auflösung, anzusehen; er wäre dann das große Laboratorium der Natur, wo diese Substanzen, die in ihrem fixen Zustande einander nichts anhaben können, auf einander am mächtigsten wirken, und, durch unaufhörliche Trennungen und Verbindungen, den Grund zu allen Veränderungen der Witterung und zu allem Einflusse der Atmosphäre auf Pflanzen, Thiere und Menschen legen. Gesetzt aber auch, daß diese Voraussetzung ein Hirngespinnst der Speculation sey: so sind doch schon die wirklich bewiesenen Thatsachen hinlänglich, uns die Atmosphäre als einen Sammelplatz mehrerer luftförmigen elastischen Flüssigkeiten vorzustellen, die, da sie nicht bloß mechanisch, nach den Gesetzen der Schwere und des Stoßes, sondern auch chymisch, nach den Gesetzen der Verwandtschaften auf einander wirken, uns ihre Operationen weit räthselhafter, und, die Resultate derselben vorherzusehn, uns völlig unmöglich machen.

Indessen, so klar und deutlich uns unsre beßre Kenntniß der Natur und besonders der Witterungs-

lehre zeigt, daß es uns für jetzt unmöglich sey, die künftige Witterung vorherzusehn, oder irgend nur eine bestimmte und sichere Regel für dieselbe anzugeben: so ist es demungeachtet gar nicht unnütz, diejenigen Regeln und Anzeigen, welche man bisher für giltig angenommen hat, und die oft zugetroffen haben, zu sammeln, zu prüfen und so weit zu bestimmen, als die bisherigen Beobachtungen und Vorkenntnisse erlauben. Es ist dieß sogar nothwendig, um den künftigen Beobachtern der Witterung Gesichtspuncte anzuweisen, nach welchen sie die Natur betrachten und die Thatsachen mit den Hypothesen vergleichen können.

Unter die mannigfaltigen Ursachen, welche auf die Bestimmung der Witterung Einfluß haben, und deren Menge eben die Abwechselungen derselben so groß und so unübersehbar macht, — unter diese Ursachen, sage ich, ist zu allen Zeiten die Bewegung der himmlischen Körper, besonders des Mondes, mitgerechnet worden: und es ist unstreitig, daß dieser letztere in den verschiedenen Perioden seines Laufs einen Einfluß auf die Witterung äußert, der auch den Sinnen merklich wird, und sich sogar in gewissem Grade bestimmen läßt.

Uiber den Einfluß, den der Mond als Körper durch die Attraction auf unsre Atmosphäre äußert, sind die Gelehrten schon lange einig, — nachdem sie entdeckt haben, daß er, in einem, weit schwerer zu bewegenden, Flüßigen, der-

gleichen die Wasser des Oceans sind, die großen Bewegungen von Ebbe und Fluth hervorbringt. Aber dieser Einfluß hat sich, in den Erscheinungen der Witterung selbst, bisher noch nicht deutlich wahrnehmen lassen. — An den Einfluß des Mondes, als eines leuchtenden Körpers, oder an den Einfluß des Mondlichts und der verschiedenen Phasen desselben auf die Witterung, haben, bis auf unsre Zeit, die Gelehrten weniger, als der gemeine Mann, geglaubt: aber die scheinbare Wirkung ist hier weit mehr in die Augen fallend; und am Ende haben auch die gelehrten Naturforscher, (wie es in vielen andern Fällen gegangen ist,) die vorher verachteten Beobachtungen des großen Haufens wieder hervorgesucht.

Jeder, welcher den Himmel mit aufmerksamen Augen zu betrachten gewohnt ist, wird sich erinnern, daß er oft den leuchtenden Mond mit dem ihn umgebenden Gewölke gleichsam streitend gesehen hat. Um den Ort nähmlich herum, an welchem der Mond am Himmel steht, öffnet sich oft, wenn der übrige Himmel bewölkt ist, der Vorhang der Dünste; ein heller von Wolken leerer Kreis umgibt den Mond, und aus ihm, als einem Centrum, verbreiten sich Streifen von heiterem Blau, die, nachdem die Wolken dichter oder dünner sind, sich auf eine größre oder geringere Entfernung von ihm erstrecken. Zuweilen erweitert sich, so wie der Mond heraufkömmt, dieser lichte Kreis um ihn im-

mer mehr, die Oeffnung, welche die Wolken lassen, wird immer größer und größer, und die Scene schließt sich mit einer völligen Erheiterung des ganzen Himmels. Dann scheint es, als wenn der Mond die Wolken überwunden hätte. Zu einer andern Zeit, wenn die Wolken schwerer, zusammenhängender und undurchdringlicher sind, öffnet sich zwar der volle Mond, oder das erste Viertel, wenn zu der Zeit der Mond hoch genug gegen unsern Scheitelpunct herauf kömmt, einen kleinen Raum, wo er zwischen finstern Wolken durchscheinet: aber von Zeit zu Zeit wird er immer wieder bedeckt; die lichten Streifen, die von ihm ausgehn und das Gewölke spalten, verlieren sich wieder, und am Ende tritt der Mond völlig hinter den immer schwärzer werdenden Vorhang zurück. — Augenscheinlich wirkte in beyden Fällen das Licht des Mondes auf Zertheilung der Dünste. Nur in dem zweyten Falle war die Wirkung nicht stark genug, um den Ursachen, welche Dünste erzeugten, das Gleichgewicht zu halten; im ersten war sie hinlänglich, weil diese Ursachen schwächer waren.

Es ist eine ausgemachte Erfahrung, daß im Sommer zwischen dem ersten Viertel und dem Vollmonde Gewitter seltner zu Stande kommen, und aufziehende Gewitter von dem Monde zu dieser Zeit oft zerstreuet werden.

In den ersten Vierteln habe ich oft ein schon zum Regen sich neigendes Wetter sich so lange hal-

ten] gesehen, als der Mond noch über dem Horizonte war, oder in einer gewissen Höhe am Himmel stand. Nachdem er aber untergegangen war, oder sobald er dem Horizonte sehr nahe kam, schlossen sich die Wolken, die vorher noch in der Gegend des Mondes getheilt waren, und der Regen trat ein.

Eben so werden in der Nacht Reisende bemerken, daß im letzten Viertel, wenn der Mond nach Mitternacht aufgeht, mit diesem Aufgange und der Erhebung des Mondes über den Horizont oft eine Veränderung des Wetters zum Bessern, oder wenigstens eine anfangende Zertheilung des Regengewölkes verbunden ist.

Dieser Einfluß des Mondenlichts wird noch durch eine andre gemeine Erfahrnng bestätigt.

Jeder wird sich erinnern, viele Mahle schönes Wetter um den Vollmond und Regenwetter um die Zeit des Neumondes erlebt zu haben. Dieß ist noch mehr von dem Winter, als von dem Sommer wahr. Obgleich auch die schönsten Sommernächte oft zugleich auch mondhelle Nächte sind: so schwebt es doch noch lebhafter in jedermanns Gedächtnisse, daß er die größte Heiterkeit und Kälte einer Winternacht mit dem hellsten Lichte des vollen Mondes sehr oft zusammen gesehn hat. Die mondleeren finstern Nächte hingegen sind sehr häufig, im Herbste und Winter, zugleich regnichte und stürmische, — im Sommer gewitterreiche Nächte..

Doch auch diese Regel trügt. Ja sie ist gar nicht einmahl so zu verstehn, daß, in jedem Monathe, die Tage um den Vollmond heiter seyn müßten, und die, welche vor dem Neumonde vorhergehn und auf ihn folgen, Regen vermuthen ließen. Sie sagt nur: daß, wenn man, in mehrern Jahren, die Witterung sämmtlicher Monathe mit einander vergleicht, man im Durchschnitte die Anzahl der heitern und trocknen Vollmonde und der trüben und regnichten Neumonde als die größre finden wird.

In der That ist dieser Einfluß des Mondes, als eines Lichts, auf die Veränderungen des Dunstkreises, nach den neuesten Entdeckungen und Theorien der Physiker, nichts weniger als unwahrscheinlich. — „Alle große meteorologische Phänomene, sagt De Luc *), hängen durch ein unsichtbares Band zusammen, und das Licht hat einen großen Antheil an diesem Bande. Wenn man auch nur auf die Verbindung zwischen Licht und Feuer sieht, die bey den Sonnenstrahlen augenscheinlich ist: so muß man dem Lichte eine große Wichtigkeit bey den meteorologischen Veränderungen zugestehen."

Ich setze noch folgendes nach De Luc hinzu. Die Sonnenstrahlen erwärmen nicht unmittelbar: — das beweisen die höhern Luftschichten, die, obgleich eine größre Anzahl von Sonnenstrahlen auf sie fallen, weit weniger erwärmt sind, als die untern,

*) Am ang. Orte S. 292.

die weniger Lichtstrahlen erhalten. Wahrscheinlich erwärmen die Sonnenstrahlen die Luft erst, indem sie sich mit andern in ihr vorhandnen Flüßigkeiten verbinden. Da dieses aber bey den Sonnenstrahlen immer, obgleich in ungleichem Grade geschieht, indem diese nie leuchten, ohne zu wärmen: so wird die reine Wirkung des Lichts bey der Sonne gar nicht, oder sehr schwer wahrgenommen. Nur der Mond, dessen Strahlen leuchten, ohne zu wärmen, biethet dem Physiker die Gelegenheit dar, die mit der Wärme unvermischte Wirkung, des Lichts auf die Luft, auf die Zerstreuung oder die Erzeugung, von Dünsten, kennen zu lernen.

Daß aber auch das Licht, als Licht, mit den luftförmigen Flüßigkeiten in solchen Verhältnissen stehe, daß sich eine verschiedne Wirkung desselben auf die Atmosphäre, nach der Verschiedenheit der Bestandtheile, woraus sie zusammengesetzt ist, vermuthen läßt, scheint daraus zu folgen, daß in gewissen Luftarten das Feuer mit einem viel blendendern Glanze leuchtet, als in andern.

Ja, das besondre Experiment Priestleys, dessen De Luc*) gedenkt, daß, da er, von zweyen mit gleich vielem Wasser angefüllten Recipienten, den einen den Sonnenstrahlen aussetzte, den andern nicht, in jenem sich Luft über dem Wasser sam-

*) Ebendas. S. 293.

melte, in diesem keine: dieser Versuch, sage ich, scheint gerade darauf hinzudeuten, daß die Wärme, mit Licht verbunden, Wasser in Luft verwandelt. Denn die Wärme allein, selbst ein lebhaftes Feuer verwandelt, wie auch De Luc an dem angeführten Orte anmerkt, das Wasser nur in Dünste, nicht in Luft. Daß also die Sonnenstrahlen nicht Wasserdünste, sondern Luft hervorbrachten, kann wahrscheinlich nur von dem einen Umstande herkommen, der ihnen außer der Wärme eigen ist, das ist, vom Lichte.

Doch dem sey wie ihm wolle: so sind schon jene erstern Beobachtungen, die der gemeinste Mann machen kann, hinreichend, auch den gelehrten Meteorologen auf die Betrachtungen der Monds-Viertel aufmerksam zu machen. Das, was ich darüber vortragen werde, sind nicht sowohl Beobachtungen die ich selbst angestellt und hinlänglich berichtigt habe, als eine Anleitung, um Beobachtungen zu machen. Es kommt nähmlich darauf an, zu entdecken: „ob der Grad der Helligkeit des Mondes, oder die Quantität des Lichts, das er jedesmahl in die Atmosphäre verbreitet, in einem proportionirten Verhältnisse mit dem Einflusse stehn, den er auf die Aufheiterung der Luft und auf Zertheilung der Dünste, (sie geschehe nun durch Auflösung oder Verwandlung in Luft,) äußert."

Diese Quantität des Lichts, mit welcher der Mond auf unsre Atmosphäre wirkt, und von wel-

cher man, nach meiner Meinung, untersuchen soll, ob sie dem Einflusse, den der Mond auf die Zertheilung der Wolken äußert, proportionirt sey, hängt von zwey Umständen ab: erstlich von dem Grade seiner Erleuchtung, oder von dem Ab- und Zunehmen seines Lichts in den verschiednen Mondesvierteln, und zweytens von der größern oder geringern Höhe, auf die er sich über unsern Horizont erhebt. Die Lichtstrahlen jedes himmlischen Körpers sind desto zusammengedrängter und leuchtender, je mehr sie perpendikulär auf unsern Scheitel fallen, und je mehr sich also der himmlische Körper unserm Zenith nähert; sie sind desto schwächer, je schiefer ihre Richtung ist, oder je näher der leuchtende Körper am Horizonte steht.

Nun macht der Mond während eines Monathes denselben Lauf, welchen die Sonne innerhalb eines Jahres vollendet. (Es versteht sich, daß ich hier nur von der scheinbaren Bewegung der Sonne rede) Nicht nur durchläuft er in 29 Tagen den ganzen Kreis des Himmels von Westen nach Osten, sondern er hat auch, während eines Monaths, nach der Reihe, alle die Gradationen der nördlichen und südlichen Abweichung vom Aequator, welche die Sonne in einem Jahre hat, nur mit derjenigen Verschiedenheit, welche der Unterschied in der Schiefe ihrer Bahnen erfordert. So wie die Sonne in jedem Jahre einen Zeitpunct hat, wo sie am weitesten von uns absteht, und einen andern,

wo sie uns am nächsten kommt: so erreicht der Mond während jedes Monaths einmahl seinen höchsten Stand, wo er sich über den Aequator am weitesten erhebt, einmahl seinen niedrigsten, wo er am tiefsten von demselben ab nach Süden steht, und zweymahl seinen mittlern, wo er sich im Aequator befindet.

Das Gesetz dieser wechselsweisen Annäherung und Entfernung des Mondes ist folgendes. Zur Zeit des Neumondes hat der Mond eine gleiche Abweichung mit der Sonne, oder nimmt über den Himmel ungefähr eben den Weg, in welchem die Sonne zu der nähmlichen Zeit läuft. Zur Zeit des ersten Viertels hat der Mond die Abweichung, oder steigt zu der Höhe über den Horizont, als die Sonne drey Monathe später haben oder steigen wird. Zur Zeit des Vollmondes kommt der Mond so hoch herauf, als die Sonne in sechs Monathen kommen wird, und im letzten Viertel beschreibt der Mond am Himmel den Kreis, den die Sonne in neun Monathen beschreiben wird.

In so fern also das Maß des Lichts, welches der Mond jedesmahl in unsre Atmosphäre schickt, von der Nähe und von der Fülle desselben abhängt: so ergibt sich, daß während eines Jahres diese beyden Ursachen sich bald mit einander combiniren, bald einander entgegenwirken, woraus sich also eine proportionirte Verschieden-

heit in der Wirksamkeit des Mondslichts vermuthen läßt.

Um die Zeit der Wintersonnenwende, im December und Januar, hat der Mond, im Vollmonde, seine größte nördliche Abweichung, und im Neumonde seine größte südliche; — im Vollmonde kommt er dann unserm Scheitelpuncte, im Neumonde bleibt er dem Horizonte am nächsten. Daher kommt das, was jedermann bemerken kann, daß die mondhellen Nächte im Winter heller und blendender sind, als im Sommer. Daher kommt es dann aber auch, daß sich im Winter die beyden Ursachen, welche, nach unsrer Voraussetzung: das Licht des Mondes zur Zerstreuung der Dünste wirksam machen, vereinigen. Nach dieser Voraussetzung läßt sich also um den Anfang des Winters herum am ersten erwarten, daß die Tage des Vollmonds heiter, und die des Neumonds dünstig und regenhaft seyn werden. Die beyden Viertel in dieser Jahreszeit, — da in denselben der Mond die mittlere Höhe des Aequators hat, werden keine ausgezeichnete Wirkung äußern, weil diese Wirksamkeit durch mittlere Höhe und mittleres Licht des Mondes zugleich geschwächt wird.

Zur Zeit der Frühlings-Nachtgleiche ist es die Epoche des ersten Viertels, wenn der Mond am höchsten gegen unsern Scheitelpunct heraufkommt. Denn, nach dem zuvor ausgegebnen Gesetze, beschreibt er alsdann denjenigen Kreis am

Himmel, den drey Monathe darauf, also am höchsten Sommer, die Sonne beschreiben wird. — In eben dieser Jahrszeit steht der volle Mond kürzere Zeit über dem Horizonte und kommt weniger hoch herauf, weil er den Gang am Himmel nimmt, welchen in sechs Monathen, also im Herbste, die Sonne nehmen wird. — Hier wird es demnach mehr zweifelhaft, welches Mondesviertel das gute Wetter bringen wird, in so fern die Mondshelle dazu beyträgt. Im erstern Viertel wirkt ein kleineres Licht mit mehr perpendikulären Strahlen auf unsre Atmosphäre: im Vollmonde ein größeres mit schiefern Strahlen. — Eben so streiten sich alsdann das letzte Viertel und der Neumond mit einander, wessen Einfluß geringer seyn, oder von welchem unter beyden Regen und Dunkelheit eher zu erwarten seyn soll. Im letzten Viertel steht der noch etwas erhellte Mond am tiefsten; um den Neumond herum ist der Mond am dunkelsten, aber er erhebt sich wieder zur Höhe des Aequators. — Nach diesen Datis muß die aus den Mondsvierteln gezogne Wetteranzeige nie unsichrer und schwankender, als zur Zeit des Frühlings seyn.

Im hohen Sommer, oder um die Zeit des solstitii aestivi, hat der Vollmond die wenigste Kraft zu leuchten, und, wenn das Licht etwas thut, die Wolken zu zerstreuen, auch die wenigste Kraft, das Wetter heiter zu machen; denn er geht dann gerade den tiefen und kurzen Weg über unsern

Ge-

Gesichtskreis, den die Sonne sechs Monathe spä-
ter, im Anfange des Winters, nehmen wird. —
Auch die mondhellen Sommernächte sind minder
blendend, und die Hoffnung, daß im Vollmonde
gutes Wetter seyn wird, ist im Sommer geringer.

Aus eben der Ursache vermindert sich die ent-
gegengesetzte Wirksamkeit des Neumondes. So wie
der Mond sein Licht nach und nach verliert, so er-
hebt er sich dagegen immer höher und höher, und
verweilt länger über unserm Horizonte. — Welche
von beyden Ursachen wird den meisten Einfluß ha-
ben? Dieß ist es eben, was, weil es zweifelhaft
ist, auch das angenommene Prognosticum, zu die-
ser Zeit unsicher macht.

Im Herbste findet das umgekehrte vom Früh-
linge Statt. Das erste Viertel ist alsdann zur Auf-
klärung des Himmels das unwirksamste Viertel,
weil dann der noch unvollkommne Mond zugleich
einen niedrigen und einen kurzen Kreis des Him-
mels beschreibt. Regen und Ungestüm ist dann am
ersten zu erwarten. Der Vollmond ist zweydeutig,
weil die größte Erleuchtung der Mondscheibe mit
der mittlern Schiefe ihrer Strahlen verbunden ist.
Aber das letzte Viertel in den Herbstmonathen,
wo der noch zur Hälfte erhellte Mond seinen höch-
sten Standtpunct erreicht und am längsten über dem
Horizonte verweilt, scheint den wirksamsten Ein-
fluß des Mondes zur Erheiterung des Wetters zu
versprechen.

Im Herbste war es, wo ich zuerst die Abwechselungen der Witterung mit den Mondsvierteln verglich, und es schien mir, daß sie mit jener Theorie übereinkämen. In zwey Monathen, dem, welcher vor der Herbst-Nachtgleiche voranging, und dem, welcher darauf folgte, war der Vollmond regenhaft und trübe, und so wie, gegen das letzte Viertel, der Mond sich mehr unserm Zenith näherte, so schien seine Kraft die Wolken zu zerstreuen, von Tage zu Tage zuzunehmen. Eben hierdurch wurde ich zu der Speculation veranlaßt, die ich hier dem Publicum vorlege.

Man erkennt leicht, daß in den übrigen Monathen des Jahres, in Absicht des Lichts und der Höhe des Mondes in den verschiednen Vierteln, alle die mittlern Gradationen vorkommen, welche zwischen den Standpuncten mitten inne sind, die ich für die vier Hauptepochen des Jahres angegeben habe.

Ja, man könnte nach jenen Angaben eine Tabelle machen, worin von Tage zu Tage der Grad des Lichts, den der Mond, nach Maßgabe der unsichtbaren Erleuchtung desselben, seiner Höhe und seines Aufenthalts über unserm Horizonte, jeden Tag des ganzen Jahres in unsre Atmosphäre sendet, — und also der Grad der Wirksamkeit, den er auf die Auflösung der Dünste und die Durchsichtigkeit der Luft äußern sollte, berechnet wäre.

Wenn man nun alsdann die wirkliche Beschaffenheit der Witterung mit derjenigen vergliche, die, nach der vorausgesetzten Einwirkung des Mondenlichts, Statt haben sollte: so würde man dadurch am vollkommensten diese Hypothese entweder widerlegen oder berichtigen können.

Vielleicht würde man gut thun, wenn man die übrigen merkwürdigen Epochen der Bewegung der Erde und des Mondes, diejenigen Puncte ihrer Bahn, wo sie als Körper durch die anziehende Kraft am stärksten auf einander wirken, und wo insbesondre der Mond auf Ebbe und Fluth den größten Einfluß hat, mit jenen Epochen, wo des Mondes Licht am wirksamsten ist, combinirte, und Achtung gäbe, ob die Zusammenkunft dieses doppelten Einflusses merklichere Veränderungen in der Witterung hervorbrächte.

Meine Absicht bey diesem Aufsatze ist also nicht, Regeln, die ich, durch die Erfahrung bestätigt, gefunden habe, festzusetzen, sondern nur eine Hypothese zu entwickeln, die der Grund zu Beobachtungen werden kann. — In der That sind für Erfahrungen, woraus die Witterung bestimmt werden soll, Jahrhunderte nur kurze Zeiträume der Beobachtung. Je größer die Anzahl von Ursachen ist, die zu einer gewissen Wirkung concurriren: desto wahrscheinlicher wird es, schon nach den Gesetzen des Zufalls, daß die Wiederkehr ähnlicher Fälle, worauf allein die Voraussetzung der Zukunft sich

gründen kann, erst in entfernten Perioden zu erwarten steht.

Ich setze noch einen einzigen Umstand hinzu. In der nähmlichen Jahreszeit, wird das Verhältniß des Lichts, welches wir dem Vollmonde, dem Neumonde und den beyden Vierteln zugeschrieben haben, das eine Jahr strenger richtig, und also auch die davon abhängende Wirkung eher zu erwarten seyn, als das andre.

Wenn, z. B. das eine Jahr, im Sommer der Vollmond gerade um den 21. Jun. eintrifft: dann ist auch in diesem Jahre, in diesem Monathe, die Wirkung des Vollmondes die möglich kleinste, weil genau die völlige Rundung seines Lichts mit seiner größten Erniedrigung verbunden ist. Aus gleicher Ursache wird der Vollmond im December nie heller seyn, und durch sein Licht mehr wirken, als wenn er gerade um den 21. Decbr. trifft. Treffen die Vollmonde beyder Epochen, in einem andern Jahre, 14 Tage früher, oder später: so wird der Mond im Sommervollmonde, von seinem niedrigsten, — im Winter-Vollmonde von seinem höchsten Stande schon so viel abgewichen seyn, als die Sonne selbst ihre Abweichung vom Aequator in 14 Tagen verändert. Dieser Unterschied ist freylich sehr klein, und für unsre Empfindung unmerklich. Aber auch — kleine Unterschiede müssen bey einer Wirkung, deren Größe man nicht kennt, nicht vernachläßigt werden.

II.

Noch einige Fragen, die Witterungslehre betreffend.

Erste Frage.

Darüber ist man einig, daß die Veränderung der Winde auf die Veränderung der Witterung den größten Einfluß habe; und daß, wenn man wüßte, warum der Wind, zu der einen Zeit von Osten, und zur andern von Westen bläset, und wann er sich von der einen Himmelsgegend zur andern wenden wird, man einen großen Schritt gethan hätte, sowohl um die Ursache von Sonnenschein und Regen zu erklären, als um beyde Witterungen vorauszusagen. Aber eben, weil diese Abwechselungen der Winde so mannigfaltig, in den verschiedenen Jahren so ungleich, und überhaupt so regellos sind: eben deßwegen ist die Aussicht auf eine vollständige Kenntniß und sichere Voraussehung der Witterung für jetzt noch so dunkel und ungewiß.

Ob man gleich, nach dem Geständnisse der neue-sten Meteorologen, mit der Theorie der Winde bey weitem nicht aufs Reine ist: so ist dieselbe doch nicht unversucht geblieben. Ich kenne nur wenig von dem, was in unsrer Zeit darüber geschrieben worden ist. Vielleicht findet sich also die Frage, die ich in Absicht dieses Gegenstandes zu thun gedenke, schon in Büchern beantwortet, die ich nicht gelesen habe. Aber es ist auch meine eigne Unwissenheit, für welche ich durch den Weg dieser Zeitschrift Belehrung suche *). Zugleich glaube ich aber auch fürs Publicum nichts unnützes zu thun, wenn ich die Veranlassung gebe, daß Kenntnisse, welche in Büchern, die nur von Gelehrten von Profession und eines gewissen Faches gelesen werden, gleichsam verborgen liegen, zur allgemeinen Kenntniß des Publicums gelangen.

Es ist eine Erfahrung, die alle Menschen unzählige Mahle in ihrem Leben gemacht haben, die aber wenigen so auffällt, als sie mir zuweilen aufgefallen ist: daß, in dem Maße, als man sich über die Ebne des Landes, oder der See erhebt, man eine stärkere Bewegung in der Luft findet. Die Windstille mag auf der Ebne, oder im Thale noch so vollkommen seyn: so spürt man, sobald man eine Anhöhe ersteigt, von Zeit zu Zeit ein kleines Wehen;

*) Die Aufsätze über diese Materie erschienen zuerst in den Schlesis. Provinzial-Blättern v. J. 1794.

und dieses wird immer merklicher, auf je höhern Gipfeln man anlangt. Eine sanfte Bewegung der Luft auf der Ebne wird auf Bergen schon zu einem Winde, und der Wind zum Sturme. Deßwegen sucht man in ruhigen, schwülen Tagen die Anhöhen, um von der Luft abgekühlt zu werden, und in stürmischen die Thäler, um dem Winde zu entgehen. Die, welche hohe Gebirge, in der besten Jahreszeit und bey dem heitersten Wetter, bereisen, finden, wenn sie an dem Fuße derselben eine völlige Windstille oder die sanfteste Bewegung der Luft zurückließen, doch auf ihren Gipfeln oft einen eben so heftigen als kalten Wind. Selten wird man jemanden von der Schneekoppe, oder dem Brocken zurückkommen sehen, der nicht über den Sturm klagte, der seinen Aufenthalt auf diesen höchsten Spitzen großer Gebirgsketten beschwerlich gemacht hätte.

Ich frage also: „Gibt es auf den höchsten „Berg-Gipfeln je eine vollkommne Windstille? „Oder gibt es keine, und ist die Luft dort immer „in Bewegung?"

Ich erinnere mich unzähliger Zeugnisse für den auf hohen Gebirgen herrschenden Wind; ich erinnere mich keines einzigen Reisenden, der bestimmt ausgesagt hätte, eine Windstille daselbst gefunden zu haben. Aber dieser negative Beweis ist mir nicht hinlänglich; und ich wünschte von der Bele-

senheit, oder der Erfahrung meiner Landsleute po-
sitive Belehrung zu erhalten.

Ich sehe voraus, daß die Folgen in Absicht der Theorie der Winde sehr verschieden seyn müssen, nachdem jene Fragen auf die eine, oder die andre Art beantwortet werden.

Schon der Umstand, daß der Wind, wenn er überall weht, auf Anhöhen stärker ist, und daß er mit der größern Höhe proportionirlich wächst: schon dieser scheint mir für jene Theorie sehr bedeutend. Er beweist, dünkt mich, daß der Ursprung solcher Winde nicht örtlich ist; daß die Bewegung nicht von der Erde ausgeht, und von den untern Schichten der Luft den obern mitgetheilt wird. Wäre dieß, so müßte sich, so wie sich die bewegende Kraft von dem Puncte, wovon sie ausging, weiter entfernt, und sich in einem größern Raume ausbreitet, ihre Wirkung, das heißt, die Bewegung der Luft, immer mehr vermindern. In höhern Regionen müßte alsdann der Wind aus eben den Ursachen schwächer werden, aus welchen das Licht, welches ein leuchtender Körper verbreitet, abnimmt, je weiter sich die Strahlen aus einander streuen. Da aber das Gegentheil hiervon geschieht: so ist dieß ein Beweis, daß die obere, freye Atmosphäre, die von allen irdischen Gegenständen und deren Einflüssen am meisten entfernet, und gleichsam sich selbst überlassen ist, von den Ursachen, welche den Wind hervorbringen, am stärksten afficirt wird;

es ist ein Beweis, daß die Bewegung der Luft, wie wir sie in den Ebnen und tiefern Gegenden empfinden, nur eine ihr von der obern Luftmasse mitgetheilte, und durch die besondre Lage jedes Ors modificirte Bewegung ist. Nur in den höhern Regionen der Atmosphäre findet sich diese Luftbewegung in ihrem natürlichen Zustande: das heißt, nur dort hat sie diejenige Richtung und Geschwindigkeit, welche die auf die Atmosphäre wirkenden Kräfte, an sich, erfordern. An der Oberfläche der Erde hingegen leidet diese Bewegung mannigfaltige Veränderungen, indem die Luft durch die festen Körper, gegen welche sie stößt, bald von ihrem Wege abgebracht, bald in ihrem Laufe verzögert, oder beschleuniget wird. — Dieser Umstand, daß gleichsam der Sitz des Windes in der höhern Atmosphäre ist, läßt uns weiter darauf schließen, daß die himmlischen Körper und deren Lauf die Ursachen jener Bewegung seyn mögen: ja er erlaubt uns beynahe keine andre Hypothese. Denn, wenn wir von den Ausdünstungen aus Erde und Meer, und von den Gährungen, welche die in der Luft gemischten Substanzen hervorbringen, bey der Erklärung des Windes, abstrahiren, (und das müssen wir thun, wenn die Bewegung sich nicht von unten nach oben, sondern umgekehrt, in der Atmosphäre fortpflanzt): so werden wir, in der freyen, hohen Himmelsluft, gar keine andre Quelle von Bewegung und Veränderung, als die gedachte, gewahr.

Sollte es nun vollends ausgemacht seyn, daß auf den höchsten Bergspitzen die Luft nie bewegungslos sey, daß ein ewiger Wind, wenn gleich von ungleicher Stärke, in der obern Atmosphäre herrsche: so würde man noch weit sichrer den Ursprung der Winde aus dem Laufe der himmlischen Körper herleiten müssen, deren ewige und ununterbrochene Bewegung allein die immerwährenden Bewegungen auf unsrer Erde und in unserm Dunstkreise erklären zu können scheint *).

Man würde, wenn die Beantwortung obiger Frage auf die gedachte Art ausfiele, noch weit mehr Ursache haben, den wahren Wind von dem scheinbaren zu unterscheiden. Jener würde die Bewegung seyn, welche in der freyen Luft, und also in den höchsten durch nichts beschränkten Regionen des Dunstkreises herrscht. Dieser würde eben diese Bewegung seyn, wie sie auf der Oberfläche der Erde, durch Gebirge, Wälder und Ströme gebrochen oder abgeleitet, und durch die Ausdünstung gestört und verändert wird. Jener wahre Wind würde allgemein seyn, und durch die ganze

*) Daß es Wirbelwinde und Gewitter-Stürme gibt, die sich nur über einzelne Gegenden, und auf die untern Regionen der Atmosphäre erstrecken, ist mir sehr wohl bekannt: und ich werde ihrer unten noch gedenken. Aber diese Lufterscheinungen unterscheiden sich sehr deutlich von dem, was man im eigentlichen Verstande windige Witterung nennt. Von dieser ist hier nur die Rede.

Atmosphäre einerley Richtung haben, und allenthalben zugleich sich verändern können: und doch würden die daraus entstehenden localen und scheinbaren Winde von unendlicher Mannigfaltigkeit, in ihrer jedesmahligen Richtung sowohl, als in ihren auf einander folgenden Abwechselungen, seyn können. In jedem Lande nähmlich, an jedem Orte würde die Luft, ob sie gleich mit der ganzen Masse der Atmosphäre ein gemeinschaftliches erstes Princip und eine gemeinschaftliche Richtung der Bewegung hätte, doch durch die Gegenstände, gegen welche sie anprallte, von denen sie entweder zurückgeworfen oder von ihrer Bahn abgebeugt würde, durch die Gegenstände, welche selbst in Bewegung wären, und ihr die ihrige mittheilen, oder endlich durch die Körper, welche sich mit ihr vermischten, und chymische Veränderungen in ihr hervorbrächten, eine eigne, locale Bewegung bekommen, die sowohl von den localen Winden anders gelegner Gegenden, als von dem allgemeinen wahren Winde in der Atmosphäre weit verschieden wäre.

Jedermann weiß, wie unrichtig, und wie verschieden die Einwohner einer Stadt die Richtung des Windes beurtheilen, wenn jeder sie so annimmt, wie er sie in seiner Straße findet. Wenn auf dem freyen Felde, durch ganze Länder, ein allgemeiner Ost- oder Westwind weht: so kann man zwischen Reihen von Häusern, die in verschiedenen Richtungen sich durchkreuzen, Winde aus allen Himmels-

gegenden finden. Ein Thurm, ein weitläuftiger Pallast, eine enge, lange Straße zwischen hohen Gebäuden, die einen Durchzug der Luft veranlassen, können oft dem einen Stadtquartier einen Wind geben, welchen man in keinem andern, und eben so wenig außerhalb der Stadt gewahr wird. An dem einen oder dem andern Platze findet man auch vielleicht, bey dem größten Sturme, eine völlige Windstille, weil er unter dem Schutze von Gebäuden liegt, welche gerade die, zur Brechung und Abhaltung der bewegten Luft nöthige, Lage haben.

Wenn es sich nun bestätigte, daß der Wind in der höchsten, d. h. in der freyen Atmosphäre, immerwährend sey, so wie es schon ausgemacht ist, daß er dort immer heftiger, als in der untern, ist: so würde man alle Winde auf den Ebnen unsers Erdbodens, für eben das, was die Winde in den Straßen einer Stadt sind, für Brechungen und Modification des einigen wahren Windes, für Folgen der Reflexion, oder Refraction anzusehen haben. Wenn wir zuweilen in ganzen Ländern eine vollkommne Windstille erfahren: so würde dieß nicht anzeigen, daß die Atmosphäre in Ruhe ist, sondern daß wir gerade hier im Schutze sind. Nur die Gebirge, von welchen die Länder, in der Nähe oder Ferne, umgeben werden, oder auch bloß die, im Verhältnisse gegen die benachbarten Länder, geringere Elevation derselben über dem Meer, wodurch sie die Lage großer Thäler bekommen, wür-

den zu gewissen Zeiten den in der Atmosphäre wirklich vorhandnen Wind von ihnen abhalten; wenn nähmlich gerade die Richtung des Windes mit der Richtung dieser Gebirgsketten so zusammen träfe, wie es seyn muß, um jenen aufzufangen, und zu vernichten.

Daraus würde nun weiter folgen, daß wir, zu Erfindung einer Theorie der Winde, jenen allgemeinen Wind der obern und freyen Atmosphäre, der nie aufhört, ob er gleich seine Richtungen wechselt, zuerst studiren müßten, und dann erst, wenn wir diesen kennten, uns an die Untersuchung der besondern Winde, welche in der niedern Region, und in einzelnen Ländern und Gegenden herrschen, machen dürften. Die Beobachtungen des Wetters auf hohen Gebirgen würden doppelt wichtig seyn: ob es gleich freylich nie möglich seyn wird, sie ununterbrochen durch einen langen Zeitraum fortzusetzen.

Es würden aus der Beantwortung der obigen Frage bald neue Fragen entstehn, die man zwar, wenn jener erste Punct zur Gewißheit gebracht worden wäre, muthmaßlich beantworten könnte: die aber doch jeder Naturkündiger noch lieber durch Erfahrungen wird entschieden sehen wollen.

Zum Beyspiele. Sind die Abwechselungen in der Richtung der Winde auf den höchsten Berggipfeln eben so häufig und eben so unregelmäßig, als auf der Ebne: oder sind sie dort seltner und

gleichförmiger? Wenn der Wind der Ebne, der in seinem Laufe mannigfaltig aufgehaltne und gestörte Wind der Höhe ist: so ist das letztere zu vermuthen.

Auch hier kann uns das, was wir in den Straßen der Städte bemerken, zu einem Beyspiele, und zu einem Vermuthungsgrunde dienen. Der Wind, der auf dem freyen Felde herrscht, darf sich nur wenig ändern: so sind die Aenderungen des in jenen Straßen empfindbaren Windes sehr merklich. Jeder, der täglich, bey verschiedner Witterung, den Aufenthalt zwischen Gebäuden mit dem im offnen Felde abwechselt, wird wissen, nicht nur, wie ganz anders er oft den Wind am erstern Orte beurtheilt hatte, als er ihn am letztern fand: sondern auch, daß er dort weit öfter, als hier, die Bewegung der Luft mit völliger Ruhe, und den Wind aus der einen Himmelsgegend mit dem aus einer andern hat abwechseln sehn. — In der Ebne sind wir immer noch zwischen Mauern: denn wir sind zwischen Gebirgen, wenn diese gleich entfernt und unsichtbar sind; oder wir sind vielleicht zwischen Ländern, die, ohne eigentliche Berge, sich doch über die Meeresfläche mehr erheben, als das unsrige. Der Wind, der sich gegen diese Mauern stößt, muß nothwendig mannigfaltiger wechseln, als der, welcher unaufgehalten durch die freye Atmosphäre geht. Jede abgeleitete und durch kleine Nebenursachen gebrochne und zerrüttete Bewegung ist

immer veränderlicher, als die ursprüngliche, die nur durch große und allgemeine Ursachen hervorgebracht wird.

Daß die Beschaffenheit der Dinge wirklich so sey, wie wir aus jener vorausgesetzten Beantwortung der Frage gefolgert haben: dieß wird durch mehrere Erscheinungen andrer Art wahrscheinlich gemacht. Eine derselben ist die größre Regelmäßigkeit in der Abwechselung der Winde zwischen den Wendekreisen. Auf die Gewißheit, mit welcher dort die so genannten Passatwinde zu bestimmten Jahreszeiten zu erwarten sind, und auf die gleichförmige Dauer derselben, gründet die Schifffahrtskunst vornehmlich ihre Maßregeln bey den Reisen nach Ost- und West-Indien. Dieß scheint anzuzeigen, daß die himmlischen Körper, die auf die Atmosphäre jener Zone in einer mehr verticalen Richtung wirken, und daher einen stärkern Einfluß auf sie haben, die Ursachen der regelmäßigen Winde sind. — Und wenn ein allgemeiner und regelmäßiger Wind der Vater aller localen und unordentlich abwechselnder Winde ist: so sind sie zugleich als die ersten Ursachen des Windes überhaupt anzusehn.

Zweyte Frage.

Es ist ein andrer Umstand bey den Winden, den ich mich nicht erinnere irgendwo erklärt gefunden zu haben. Das sind die Windstöße.

Der Wind mag schwach, oder stark seyn: nie-

mahls weht er ununterbrochen, und mit immer gleicher Heftigkeit. Es ist nicht ein immerwährend fortfließender Strom der Luft, den man empfindet, wenn man gegen den Wind angeht: sondern es sind periodisch wiederhohlte Stöße. Die Bewegung der Luft läßt wechselsweise nach, und verstärkt sich wieder. Weht ein sanfter Zephyr? Er erstirbt zuweilen ganz, und läßt die Natur in völliger Ruhe, bis er gleichsam seine Kraft wieder gesammelt hat, um von neuem uns anzufächeln. Stürmt ein Orkan? Er äußert seine Wuth nur, indem er wechselsweise aufbrauset und sich beruhiget. Auf Augenblicke des größten Ungestüms folgen immer Augenblicke des Nachlasses: und das, was der Sturm zerstört, schwemmt er nicht durch die Unaufhaltsamkeit seines Stroms, sondern reißt es durch die Heftigkeit seiner Stöße mit sich fort, oder zu Boden.

Diese Abwechselungen des Nachlasses und der Verstärkung des Windes folgen zuweilen in gleichen Zeiträumen und ziemlich regelmäßig auf einander. Dieß geschieht besonders, wenn der Wind selbst ein anhaltender, und ein in der ganzen Atmosphäre herrschender Wind ist: wie es die Winde um die beyden Nachtgleichen sind. Bey den sanftern Bewegungen der Luft, die sich in allen Jahreszeiten, und auch in den schönsten Tagen einfinden, — und bey den plötzlichen und vorübergehenden Stürmen, die mit Gewittern verbunden sind, ist es zwar eben so merklich, daß die Bewegung durch

abgesonderte, auf einander folgende Stöße geschieht: aber die Folge dieser Stöße ist nicht regelmäßig; die Verstärkung und der Nachlaß folgen, bald geschwind, bald langsam, auf einander.

Aus der Wahrnehmung dieser Erscheinung entsteht nun die Veranlassung zu mehrern Untersuchungen.

Zuerst frage ich: ist diese Systole und Diastole des Windes, diese Art von Pulsschlägen in der Bewegung der Luft, die wir, in unserm Himmelsstriche und auf der Ebne, zu allen Jahreszeiten gewahr werden, allen Gegenden der Erde und allen Höhen der Atmosphäre gemein, und allenthalben gleich merklich? Ist besonders auf den höchsten Gebirgen und auf dem offnen Meere, und ist zwischen den Wendekreisen, (wo, der Richtung nach, so beständige Winde wehen,) der Wind, in Absicht seiner Stärke, eben so abwechselnd als bey uns? Bewegt sich an allen Orten die Luft nur ruckweise und durch Stöße, wie wir diese Bewegung bey uns finden?

Wenn dieß der Fall wäre: so würde sich eine auffallende Analogie zwischen den Erscheinungen der Gewitter und denen der Winde finden. Dort folgen die Blitze und die Donnerschläge ebenfalls nur nach Zwischenräumen, und zwar nach ziemlich gleichen Zwischenräumen auf einander. Und die Ursache ist, weil die elektrische Materie, die sich im Blitze entzündet hat, sich erst wieder eine Zeit-

lang sammeln muß, ehe sie zu einem zweyten Schlage reif ist. Auf gleiche Weise würde man also glauben müssen, daß die Kraft, welche die Bewegung der Luft beym Winde erzeugt, durch jeden Stoß gleichsam verzehrt werde: daß sie sich dann allmählig wieder sammle und erneure: und daß ein zweyter Stoß erst dann erfolge, wenn die Kraft wieder ergänzt, oder die Feder wieder gespannt ist, welche bey dem vorhergehenden Rucke des Windes aufgewandt worden, oder abgelaufen war.

Dieser Umstand würde uns weit eher auf Ursachen des Windes, die in der Atmosphäre selbst liegen, als auf solche, die von dem Einflusse der himmlischen Körper und ihrer Bewegungen abhängen, schließen lassen. Man könnte versucht werden, ihn zu den elektrischen Erscheinungen zu zählen, bey welchen Explosionen etwas wesentliches sind. Wenigstens scheinen Veränderungen auf unsrer Erde und in der Atmosphäre, die ihren Anfang und ihr Ende haben, welche kommen und verschwinden, und die selbst in ihrer Dauer unterbrochen sind, mit den immerwährenden und ununterbrochnen Bewegungen nichts gemein zu haben, durch welche die Weltkörper auf ihren Bahnen fortrollen. Hingegen sehen sie denjenigen Bewegungen ähnlich, welche wir in gewissen Körpern auf unsrer Erde, durch Reibung oder durch chymische Mischungen: selbst hervorbringen können.

Indeß, so gut wir die Bewegung der himmlischen Körper, in Absicht ihrer Bahn und ihrer Geschwindigkeit, kennen: so wenig kennen wir die eigentliche Art ihrer Bewegung. Wer kann sagen, ob dieselben, durch abwechselnde Momente von Ruhe und Bewegung, schrittweise auf ihren Bahnen fortschreiten, wie der Zeiger an einer Uhr, oder ob sie, wie schwimmende Körper, in ununterbrochnem Zuge gleichsam fortgleiten. Ja, die Analogie der ganzen Natur scheint für die erstere Meinung zu seyn. — Allenthalben, wo wir, in uns und um uns herum, im Menschen, in den Thieren und in den Gewächsen, auf dem Meere und in der Luft, Bewegungen sehen und beobachten können: da finden wir sie periodisch. Alles geschieht in der Natur durch eine Art von Pulsschlägen, durch eine Folge von Schlafen und Wachen, durch Nachlaß und Anspannung, durch einen wechselsweisen Hin- und Hergang von Bewegung zur Ruhe. Die himmlischen Körper geben uns mit ihrem Kreislaufe das einzige Beyspiel von ewiger Bewegung, bey welcher wir diese Unterbrechung nicht gewahr werden. Aber unsre Wahrnehmungen berechtigen uns eben so wenig, sie zu leugnen. Ja, wenn wir erst davon, aus andern Gründen, gewiß wären, daß der erste Ursprung der Bewegungen in der Atmosphäre, von der Bewegung der Erde und der Himmelskörper herkommt: so würde eben dieser Umstand, daß die Bewegung des Win-

des durch unterbrochne Stöße geschieht, uns vermuthen lassen, daß jenes allgemeine Gesetz auch von den Planeten in ihrem Kreislaufe beobachtet werde.

Vielleicht führt uns die Bemerkung jenes Gesetzes selbst noch einmahl tiefer in die Geheimnisse der Natur; vielleicht ist sie unfruchtbar an Folgen, und nur merkwürdig, weil sie auffällt. Aber so viel ist gewiß, daß die Bewegung der Luft, der Analogie, nach welcher die Natur ihre Bewegungen durch Pulsschläge zu regieren scheint, genau entspricht. Es scheint von der einen Seite eine immer wirkende Kraft vorhanden zu seyn, welche, zu allen Zeiten, Bewegung in der Atmosphäre unterhält: und von der andern scheint diese Kraft, so wie die Kraft des Herzens, durch wechselsweise Ausdehnung und Zusammenziehung zu wirken, und den Strom, den sie in dem einen Augenblicke forttreibt, in dem folgenden zurückzuhalten.

Dritte Frage.

Diese wird vielleicht manchen lächerlich, und den meisten nicht der Mühe werth scheinen aufgeworfen zu werden: aber genug, ich weiß sie mir nicht auf eine befriedigende Art zu beantworten; und in der Untersuchung der Natur ist keine Erscheinung eine Kleinigkeit. Selbst Täuschungen geben, indem sie aufgedeckt werden, Veranlassung, die Wahrheit deutlicher einzusehen.

Wie kömmt es, daß wir die Gewitterwolken nie, oder höchst selten über unserm Haupte entstehen, sondern immer, oder gemeiniglich von dem Horizonte gegen unsere Scheitel heraufziehen sehn?

Ich lasse es zweifelhaft, ob jenes nie, oder selten, und dieses immer, oder gemeiniglich geschehe: weil ich mich dunkel erinnere, von Fällen gehört zu haben, wo unter den Augen des Beobachters sich eine Wolke bildete, aus welcher, nachdem sie sich mehr und mehr verdickt und ausgebreitet hatte, Blitz und Donner hervorbrachen. Aber außerdem, daß ich, obgleich von jeher ein ziemlich aufmerksamer Beobachter des Himmels, nicht ein einziges Mahl in meinem Leben diese Erscheinung gesehen habe; außerdem, daß selbst die, welche es gesehen zu haben vorgeben, nur von einzelnen Blitzen und Donnerschlägen reden, die aus solchen, ihrer Nähe, sichtbar entstandnen Wolken hervorbrachen, nicht von Gewittern, welche den ganzen Gesichtskreis einnahmen, und ganze Landstriche durchzogen: außerdem, sage ich, ist wenigstens die Anzahl der Gewitter, welche zu uns kommen, ohne allen Vergleich größer, als die Zahl der Gewitter, welche bey uns entstehen.

Fragen wir an den Oertern nach, über deren Scheitelpunct das Gewitter stand, als wir es am Horizont sahen, und von wo es über unsern Himmel heraufzog: so finden wir, daß es dort eben so

wenig entstanden, sondern eben so wie bey uns aus der Fremde angekommen war.

Es ist seltsam, daß, wenn ein Theil des Landes sich von dem andern merklich unterscheidet, oder durch natürliche Grenzen abgesondert ist, wie z. B. das Gebirge vom flachen Lande, — jede dieser Abtheilungen gemeiniglich die andere für die Quelle und den Sitz der Gewitter hält.

In unserm flachen Schlesien z. B. glaubt der gemeine Mann, daß die Gewiter aus dem Gebirge kommen. Und die Sache hat Schein. Denn die Gewitter kommen gemeiniglich aus dem Mittage, oder aus der Gegend zwischen Mittag und Abend: und dieses ist die Gegend, in welcher uns Einwohnern der Ebenen die Gebirge liegen; zu geschweigen, daß jedermann die Gebirge als die Werkstätte der Natur, wo sie ihre großen Erscheinungen vorbereitet, zu betrachten gewohnt ist.

Aber dieser Schein fällt weg, wenn man in das Gebirge selbst kömmt, und den Gebirgsmann eben so zuversichtlich behaupten hört, daß ihm die Gewitter vom flachen Lande zugeschickt werden.

Darin sind beyde einstimmig, daß die Gewitter nicht nahe bey ihnen, oder an dem ihnen sichtbaren Theile des Himmels entstehen, sondern, nachdem sie sich schon an andern Orten völlig gebildet haben, zu ihnen heraufkommen. — Wo ist nun

der Ort, wo sich die Gewitter wirklich bilden, wo ist ihre eigentliche Geburtsstätte?

So nahe ist sie bey weitem nicht, als man zu glauben geneigt ist, wenn man bloß aus dem Standpuncte seines Aufenthalts den Himmel beobachtet, oder auf das nicht Achtung gibt, was man leicht beobachten kann, wenn man diesen Standort verändert.

Man reise nach Westen und nach Süden, (den beyden Himmelsgegenden, aus welchen wir gemeiniglich die Gewitter kommen sehen:) so wird man immer noch dieselbe Erscheinung wiederfinden, die wir bey uns erklärt wissen wollten. Dort, wie hier, kommen die Gewitter vom Mittage und Abend her, und ziehen vom Horizonte gegen den Scheitelpunct herauf. So weit wenigstens, als meine Reisen und meine bestimmten Nachrichten reichen, habe ich das Land noch nicht gefunden, welches die Gewitter als einheimische Producte seiner eignen Atmosphäre, nicht als eingewanderte Producte eines fremden Himmelsstrichs ansähe. Allenthalben, wo ich war, sahe ich die Gewitterwolke zuerst von weitem und am Horizonte, hörte immer erst den Donner dumpf in der Ferne rollen, sahe die Blitze sich am Horizonte schlängeln: und erst dann, wenn jene Wolke allmählich näher kam, verdunkelte sich der Himmel über meinem Haupte, wurden die Blitze leuchtender, folgten die Donner schneller auf einander,

und wurde die Atmosphäre selbst, in der ich mich befand, mit dem Gewitter angefüllt.

Wenn wir, indem wir eine Donnerschwangere Wolke am Abend-Horizonte stehen sehen, uns in diesem Augenblicke an den Ort begeben könnten, wo sie jetzt ihren Regen und ihre Blitze ausschüttet: so würden wir, bey eingezognen Erkundigungen, erfahren, daß vor ein Paar Stunden auch dort wieder die Wolke am Horizonte gesehen wurde, daß auch dort sie allmählig heranzog. So von Station zu Station verfolgt, würde sich der erste Standort des Gewitters, — der, wo man dessen Entstehung annehmen könnte, — immer weiter und weiter entfernen. Und doch muß es einen solchen geben. Aber wo ist er? Wo ist die Gegend der Erde, wo die Gewitter nie, oder doch selten vom Horizont hinaufziehn, sondern sich hoch am Himmel, und nahe am Scheitelpuncte bilden? Ist sie auf dem Ocean, ist sie in den heißen Zonen zu finden? Darüber sagen die Reisebeschreiber nichts. Wenigstens ist mir kein positives Zeugniß eines derselben bekannt. Und doch müßte, dünkt mich, einem nur halbaufmerksamen Menschen die Erscheinung außerordentlich auffallen, wenn er, der in seinem Vaterlande die Gewitterwolke immer in der Ferne eher, als in der Nähe, und den Himmel nur durch ihren allmähligen Heranzug sich bedecken sah, an einen Ort ankäme, wo er für gewöhnlich die Gewitterwolken am heitern Himmel über seinem

Haupte entstehen, und sich vom Scheitel aus gegen den Horizont ausbreiten sähe.

Oder ist in den Phänomen eine optische Täuschung? Muß man sich die Sache vielleicht so vorstellen, daß zwar zur Zeit, wenn ein Gewitter entsteht, die Materie, welche das Licht aufhält und also die Dunkelheit verursacht, die, welche den Regen gibt und die Explosion des Blitzes veranlaßt, durch unsere ganze Atmosphäre, — über unserm Scheitel sowohl, als am Horizont, — gleich verbreitet ist; daß sie uns aber am Horizonte eher sichtbar wird, weil wir dort, gleichsam perspectivisch, eine größere Masse dieser Materie zusammen gedrängt sehn, indeß sie in den unserm Scheitelpuncte näher gelegnen Theilen des Himmels noch zu sehr zerstreut erscheint, als daß sie das Licht verdunkeln, und sichtbare und schwarze Wolken formiren könne. Dann aber, wenn sie sich immer mehr und mehr anhäuft, kömmt vielleicht endlich die Finsterniß, und mit ihr Donner und Blitz in unsern Zenith. — Nach dieser Erklärung würden die Wolken nur heraufzuziehn scheinen: im Grunde aber würden sie an allen Orten, welche das Gewitter trifft, zugleich entstehn; und die allmählige Verdickung der elektrischen und wäßrigen Dünste würde nur durch einen optischen Betrug von uns für eine Annäherung gehalten werden.

Aber außerdem, daß hierbey der Aussage der Sinne zu unmittelbar widersprochen wird, welche

die annähernde Bewegung der Gewitterwolke so deutlich wahrnehmen, steht jener Erklärung noch der Umstand entgegen, daß wir den Blitz auch schon am Horizonte sehen, und den Donner von ferne hören, wenn die Atmosphäre über und um uns noch von beyden frey ist. Es steht ihr der Umstand entgegen, daß wir die Reise der Gewitterwolken in der Succession der Verwüstungen, die sie anrichten, ganz augenscheinlich bemerken können.

Noch einmahl also: wo ist das Vaterland der Gewitter? In welcher Erdzone bilden sich zuerst die Gewitterwolken, die wir, schon völlig gebildet, nur herbeykommen sehen?

Eine zweyte Frage hängt mit dieser zusammen, und würde vielleicht durch deren Beantwortung auch ihre Auflösung finden. Warum kommen die Gewitter sämmtlich, oder größtentheils aus Abend und Mittag? Ich gestehe wieder, daß ich von Hörensagen weiß, daß auch aus Morgen und Mitternacht Gewitter kommen können; und es geht die Rede unter dem gemeinen Manne, daß die Gewitter, die aus dem Morgen kommen, die schwersten sind. Aber ich gestehe, daß ich diese Erfahrungen nicht selbst gemacht habe, und daß alle, von mir beobachteten, Gewitter ihren Lauf von Westen und Süden nahmen. Ich gestehe auch, daß ich gegen die seltnern Wetterbeobachtungen, die ich nicht mit Tag- und Jahreszahl bezeichnet, und mit allen Umständen ausführlich und pünctlich erzählt höre, sehr miß-

trauisch bin, weil ich weiß, wie wahr die Frau v. Sevigne sagt, daß wir von der Witterung so reden, als wenn wir erst ein Jahr in der Welt gelebt hätten. Unsre eigne Erfahrungen mögen noch so oft einen solchen Ausspruch widerlegt haben: wir vergessen unsre Erfahrungen und wir behalten uns das, was wir haben sagen hören.

An und für sich läßt sich allerdings von dem Erdgürtel, über welchen die Sonne ihren Lauf in verticaler Richtung nimmt, vermuthen, daß sich in ihm die Gewitter zuerst erzeugen, und von da über andre Gegenden verbreiten müssen. Die gemeinste Erfahrung lehrt, daß die Sonnenhitze zu den Ursachen der Gewitter gehört. Denn je stärker und anhaltender diese ist: desto schwerere Gewitter pflegen zu entstehn. Wo also die Strahlen der Sonne am kräftigsten wirken, da muß sich nach aller Wahrscheinlichkeit das elektrische Fluidum am häufigsten sammeln. Also daß der Mittag die Gewitter-Religion ist, ist einiger Maßen begreiflich. Aber warum ist es auch der Abend? Warum kann nicht Südost eben so gut und eben so oft uns Gewitter zuschicken, als Südwest? Ist vielleicht die vereinigte Wirkung von Meer und Sonne dazu nöthig, um elektrische Dünste zu erzeugen, oder die vorhandnen Dünste zu elektrisiren? In diesem Falle würden allerdings unsere Länder ihre Gewitter von Süden, als der Gegend, wo die Sonne läuft, und von Westen, als der Gegend, wo der Ocean uns

am nächsten ist, und also aus Südwest zu erwarten haben.

Das Resultat von diesem allen ist: daß es zur Beförderung der Witterungslehre äußerst zu wünschen wäre, daß denen, die weite Reisen thun, Anweisungen gegeben würden, das Eigenthümliche der Naturerscheinungen in den Ländern, welche sie besuchen, zu beobachten, und mit den ähnlichen Erscheinungen unsers Himmelsstrichs zu vergleichen. Selten trifft man auf einen Reisenden, der in seinem Vaterlande die Natur und die Menschen sorgfältig genug studirt hätte, um von den Verschiedenheiten, die er im Physischen und Moralischen fremder Länder antrifft, so wie er sollte, frappirt zu werden. Noch seltner ist es, einen zu finden, der diese Aufmerksamkeit auf die Witterungserscheinungen gerichtet hätte, und im Stande wäre, durch die Vergleichung der einheimischen mit den ausländischen, sowohl dem Leser, welcher dem fremden Himmel nie sah, einen deutlichen Begriff von dessen Beschaffenheit zu geben, als ihm zu lehrreichen Folgerungen aus der Vergleichung der beyderseitigen Beobachtungen zu verhelfen.

Inhalt.

	Seite
Die Tugend macht den Menschen glücklich	1
Einige Betrachtungen, veranlaßt durch das Dekret der Nationalversammlung in Frankreich über die Güter der Geistlichkeit	19
Uiber fehlschlagende Erwartungen	107
Uiber einige Schönheiten der Gebirgsgegenden	129
Uiber die Veränderungen unsrer Zeit in Pädagogik, Theologie und Politik	171
Das Christenthum, als Lehrgebäude und als Institut betrachtet. Ein Fragment	259
Uiber einen Satz aus der Ethik des Spinoza. Ein Fragment	317

Seite

Uiber die Grenzen des bürgerlichen Gehorsams und den Unterschied von Theorie und Praxis 345

Ernsthafter Commentar über einen Scherz 379

Fragen, die Witterungslehre betreffend . 413

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Garve, Christian,

Vermischte Aufsätze welche einzeln oder in Zeitschriften erschienen sind

Bd.: 2

Breßlau (1801)
Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.287(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11300168-8